DEUTSCHE RUNDSCHAU

BAND CCXLII

(Januar–Februar–März 1935)

BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. / LEIPZIG

INHALTSVERZEICHNIS

zum Zweihundertzweiundvierzigsten Bande

(Januar—Februar—März 1935)

* * *

LEONHARD ADAM

Indirect Rule

Der Ausweg im Kulturkampf zwischen Weiß und Schwarz in Afrika

I.

Während es Kolonialgebiete gegeben hat, in denen der Kampf zwischen den europäischen Einwanderern und den Eingeborenen durch Ausrottung der letzteren einseitig zugunsten der weißen Rasse entschieden wurde – wofür Tasmanien das klassische Beispiel liefert – gewährt Afrika das Schauspiel eines zähen Ringens, dessen Ausgang in ferner Zukunft durchaus als zweifelhaft gelten muß. Der entscheidende Faktor ist hier das Mißverhältnis in den Vermehrungszahlen der Rassen. Es genügt, ein einziges Gebiet zu betrachten, die südafrikanische Union, über deren Bevölkerungsverhältnisse wir durch den amtlichen „Dritten Census“, ferner durch die Schrift von H. Dawson: „South Africa, People Places and Problems“, endlich auch durch eine vortreffliche deutsche Veröffentlichung, Rudolf Naraths „Die Union Südafrika und ihre Bevölkerung“ (Geographische Schriften, herausgegeben von Alfred Hettner, B. G. Teubner, Leipzig) unterrichtet sind. Im Jahre 1921 standen in Südafrika 1519488 Europäern nicht weniger als 5409092 Farbige gegenüber, unter denen allerdings auch eingewanderte Inder inbegriffen waren. Die Zunahme der weißen Bevölkerung in den vorhergegangenen dreißig Jahren war erheblich (1891 gab es 620619 Weiße gegen 2779187 Farbige), ist aber zum großen Teile der Einwanderungsziffer zuzuschreiben. Die Geburtenziffer der Bantustämme, der kraftvollsten und zahlenmäßig stärksten Eingeborenengruppe, ist weit höher als die der Europäer. Sie wird sich erst recht auswirken, wenn mit zunehmender Hygiene und Verbesserung der Wohnungsverhältnisse die gegenwärtig noch hohe Sterblichkeitszahl der Bantus abgenommen haben wird, die z. B. bei Kindern unter fünf Jahren noch bis zu 40 Prozent beträgt. So rechnet man damit, daß in den nächsten fünfzig Jahren die weiße Bevölkerung auf etwa vier Millionen, die nichteuropäische dagegen auf neunzehn Millionen anwachsen würde.

Ich habe vorbedacht diese bevölkerungsstatistischen Zahlen vorangestellt, um die außerordentliche Tragweite des Themas augenfällig zu machen. Die Lage gestaltet sich in anderen Gebieten des Erdteils noch ungünstiger, besonders in den Tropen, in denen, ungeachtet der erfolgreichen Bekämpfung von Malaria und Schlafkrankheit, auf unabsehbare Zeit doch nur dem Eingeborenen die Möglichkeit zu dauerndem Leben und zur Arbeit gegeben sein wird. Haben wir es in manchen tropischen Kolonien auch mit wesentlich geringeren absoluten Volkszahlen zu tun als in Südafrika, so ist dort die Übermacht der Eingeborenen zahlenmäßig naturgemäß erdrückend.

Unter solchen Umständen ist die Zukunft der kulturellen Beziehungen zwischen Weißen und Schwarzen in Afrika nicht nur ein wichtiges, vielleicht sogar das bedeutungsvollste Kolonialproblem, sondern – auf lange Sicht betrachtet – eine der Schicksalsfragen der weißen Völker überhaupt. Behandelt werden kann dieses Problem oder besser dieser ganze Komplex von Problemen nur auf der Grundlage sorgfältigen Studiums der eingeborenen Kulturen, insbesondere der Sprachen und der gesellschaftlichen und rechtlichen Verhältnisse. Diese Erkenntnis führte unter anderem auch

zu der großartigen Sammlung der Eingeborenenrechte, die vor dem Weltkriege auf Grund eines Reichstagsbeschlusses von 1907 von der deutschen Kolonialverwaltung in einem bis dahin nicht dagewesenen Umfange durchgeführt wurde*).

II.

„Exempla docent" — einige scheinbar geringfügige Anekdoten führen besser als lange theoretische Darlegungen zum Verständnis des Zwiespalts, der das Zusammenleben von Europäern mit Afrikanern vor immer neue Schwierigkeiten und Rätsel stellt. Schinz, Verfasser eines guten Buches über Deutsch-Südwestafrika, erzählt, daß der Oberhäuptling der Hereros, Samuel Maharero, gezwungen war, seine zwei bis drei Paar Hosen immer gleichzeitig zu tragen, weil er sonst befürchten mußte, daß ein anderer sie ihm fortnähme. Und Berengar v. Zastrow, dem wir die lebensprühende Darstellung des Rechts der Hereros in unserem „Eingeborenenrecht" verdanken, berichtet, daß der Herero nichts dabei fand, seinem europäischen Herrn Streichhölzer, Nähnadeln oder sonstige Gegenstände zu entwenden, daß er aber nie die ganze Schachtel Streichhölzer nahm, sondern stets noch ein paar Hölzchen darin ließ. Was im Augenblick vom lieben Mitmenschen nicht benötigt wurde, glaubte der Herero ohne weiteres für eigene Bedürfnisse verwenden zu können, und dieses Gebahren trug den Eingeborenen den Ruf ein, diebisch zu sein, und führte zu ständigen Reibungen. In Wahrheit lag nach den Rechtsvorstellungen der Schwarzen aber kein Diebstahl vor, sondern die Betätigung eines von dem europäischen verschiedenen sozialen Denkens. Wenn es auch nicht richtig ist, daß in den primitiven Kulturen die Individualität des Einzelnen vollkommen ausgeschaltet sei, so ist doch der Mensch dort in erster Reihe nur ein Mitglied seiner Sippe. Der Einzelne darf dem andern nicht verwehren, seine Verbrauchsgüter zu benutzen, denn dies ergibt sich aus der Sippensolidarität. Auf der anderen Seite kann man sich unbedingt auf Gegenseitigkeit verlassen. Ein Missionar zum Beispiel konnte sich auf entlegenem Posten vertrauensvoll bei dem Häuptling in Kost begeben, ohne dafür bezahlen zu müssen; er mußte es sich aber seinerseits gefallen lassen, wenn der Gastgeber bei einer gelegentlichen Durchreise durch den Bezirk des Missionars im Bedürfnisfalle einfach einen Hammel aus der Herde seines Gastes griff und auf der Stelle schlachtete. Ob die Ansiedler die psychologischen und eingeborenenrechtlichen Gründe für das Verhalten der Neger jemals begriffen — wozu freilich schon erhebliches völkerkundliches Wissen gehörte — bleibe dahingestellt. Tatsache ist, daß hier und in ähnlich gearteten Anschauungen und Bräuchen die Quelle von Mißverständnissen und ernsten Streitigkeiten zu suchen war.

Schwerer wiegen Konflikte, die nicht den einzelnen Eingeborenen, den einzelnen Farmer, sondern den ganzen Stamm und auf der anderen Seite die Europäer als Gesamtheit und ihre Wirtschaftsform angehen. Die afrikanischen Eingeborenenstämme, wenn auch vielfach gespalten nach Rasse, Sprachen und Dialekten, sind ihrer Wirtschaft nach fast durchweg Bauern. Bodenbau und, in geringerem Maße, Viehzucht, sind die natürlichen, aus unvordenklichen Zeiten überkommenen Grundlagen ihres Daseins. Und hier sitzt nicht der Einzelne auf seiner Scholle, sondern die Sippe wirkt zusammen, geleitet vom Vater oder Großvater, dem patriarchalischen Sippenhaupte. Eine scharfe Arbeitsteilung waltet ob zwischen Mann und Weib. Strenge Zucht schreibt dem heranwachsenden Knaben seinen Platz in den Reihen seiner Altersgenossen, seine Teilnahme an den heiligen Zeremonien des Stammes und die Hingabe der ganzen Persönlichkeit für die Gesamtheit vor, wenn die Kriegstrommel erschallt. Ahnenkult

*) Die Ergebnisse sind erst in den Jahren 1929/30 von Gouverneur z. D. Dr. Erich Schultz-Ewerth und mir, unter Mitwirkung mehrerer Kolonialfachleute und Gelehrter veröffentlicht worden („Das Eingeborenenrecht", 2 Bände, Stuttgart, Strecker & Schröder).

und Seelenglauben, untermischt mit magischen Vorstellungen, beherrschen das geistige Leben der Eingeborenenstämme selbst in den Gegenden, wo der Islam auf seinem steten Zuge nach Westen schon Fuß gefaßt hat. In diese Welt, die gewiß nicht immer eine friedliche war, dringt übermächtig die europäische Zivilisation ein. Der Missionar kann das Wort Gottes nur verkünden, indem er dem Eingeborenen klar macht, daß sein Zauber- und Geisterglauben ein Irrwahn ist. Wer ihm nicht völlig zu folgen vermag, gerät in seelische Zerrissenheit. Die alten Handfertigkeiten werden überflüssig: wer wird noch mühselig die alten Trachtstücke, die alten Wirtschaftsgerätschaften anfertigen, wenn er europäischen Kattun, alte Zylinderhüte und praktische, moderne Geräte und Gefäße einhandeln kann? Es gibt keine Kriege mehr zwischen den Stämmen, da die europäische Macht sie verbietet und dieses Verbot durchsetzt. Aber der nun müßigen jungen Mannschaft winkt ein neues Betätigungsfeld: an der Küste und in den emporschießenden Industriestädten brauchen die Europäer Arbeitskräfte. Zu diesen Stätten einer völlig andersartigen Tätigkeit, in den Bereich einer Kultur, die mit der angestammten Sippenwirtschaft urzeitlichen Charakters nichts zu tun hat, ergießt sich der Strom der arbeitsfähigen Schwarzen, gelockt vom Gelde, durch das es möglich sein wird, all die schimmernden Kostbarkeiten zu erwerben, nach denen das Herz der ihrer alten Stammesideale beraubten Naturkinder verlangt. Und schließlich verlassen auch die Mädchen und Frauen ihren rein landwirtschaftlichen Wirkungskreis in der Heimat, auch sie werden von dem geheimnisvollen Magneten unwiderstehlich angezogen, dem Gelde, das ihnen für eine ungewohnte Arbeit geboten wird. Der Stamm, die Sippe schrumpfen zusammen, mit ihnen verkümmert die kollektivistische Wirtschaft. Zwischen der afrikanischen Stammeskultur und der europäischen Zivilisation klafft, entwicklungsgeschichtlich betrachtet, ein Abstand von Jahrtausenden. Die Eingeborenen hatten noch nicht die Stufe des Individualismus erreicht, die in Europa bereits durch höhere soziale Strukturformen überholt ist, sich in den Kolonien aber noch auslebt. Jetzt sollen sie mit einem Male die Stadien überspringen, welche die europäische Menschheit in tausendjähriger, langsamer Entwicklung durchlaufen durfte. Mögen die Europäer zahlenmäßig den Eingeborenen unterlegen sein, sie sind kulturell die Stärkeren; und es ist nicht zweifelhaft, daß die bodenständigen Kulturen zugrunde gehen müssen. Dies mag an sich nur dem Ethnologen bedauerlich erscheinen. Doch dieser Zerfall ist verknüpft mit der vollständigen sozialen und seelischen Entwurzelung der Menschen, und hier liegt das eigentliche Problem, dessen Lösung in einer für Weiß und Schwarz gleichermaßen befriedigenden Weise gefunden werden muß.

III.

Man kann sich kein beweiskräftigeres und zugleich erschütternderes Dokument über dieses Problem denken als den Bericht eines akademisch gebildeten afrikanischen Eingeborenen selbst, aus dem ich hier einige Sätze wiedergeben möchte.

H. M. T. Kayamba, ein Ostafrikaner, zeichnete unlängst in der Zeitschrift „Africa“ ein Bild von den augenblicklichen Zuständen. Der Niedergang begann mit der Zerstörung des Familienlebens. Früher war es das höchste Ziel des jungen Mannes, sich sogleich nach Erreichung des Mindestalters zu verheiraten und damit zugleich die wirtschaftliche Grundlage für seine Zukunft aufzubauen. Den Brautpreis aufzubringen half ihm die Sippe, allein vermochte er das dem Schwiegervater zu zahlende Vieh nicht zu erlangen. Heute aber hat die Geldwirtschaft die alte Natural- und Tauschwirtschaft abgelöst, und Geld kann sich der junge Mensch an der Küste durch Arbeit verdienen. Daher benötigt er die Sippe nicht mehr. Da aber auch die Mädchen Geld verdienen, so lösen auch sie sich aus der Sippenvormundschaft. Wer heiraten will, kann es heute leichter denn je, aber dafür fehlt die bindende Kraft, die der

Negerehe alten Stils eigen war. Die ehemals sehr seltenen Scheidungen mehren sich von Jahr zu Jahr. Ehebruch wird gleichfalls häufiger. Entsprechend sinkt die Moral der Mädchen, die sich vom Stamme entfernt haben, um an der Küste zu arbeiten. Die modernen europäischen Gegenstände, oft wertloser Tand, verderben Geschmack und Lebensansprüche der Eingeborenen, besonders der Frauen. Kayamba schreibt: die modernen Bedürfnisse übersteigen die Verdienstmöglichkeit des Afrikaners; infolgedessen werden die Frauen unzufrieden mit dem, was der Gatte ihr an Luxus zu bieten vermag, und lassen sich nur zu leicht von jemand locken, der ihre Wünsche leichter erfüllen kann, ohne dabei an Heirat zu denken. Es ist leicht, vom Standpunkte einer völlig anderen Kultur die Vielehe des Afrikaners zu verdammen, aber man muß bedenken, daß die Familie mehrere Frauen zur Bewältigung der Arbeit brauchte und daß bei der Vielehe für alle jungen Mädchen des Stammes eine gute Versorgung gegeben war. Ein anderes Institut, das zu Unrecht bekämpft wird, ist der Levirat, darin bestehend, daß nach dem Tode des Ehemannes dessen jüngerer Bruder oder ein anderer Verwandter die Witwe „erbt", das heißt sie heiraten darf. Auch hier muß die Bedeutung der Einrichtung für die Gesamtheit berücksichtigt werden: der Levirat bedeutet die Versorgung der Witwen und der Waisen, während die Allgemeinheit jeglicher Wohlfahrtspflicht überhoben ist. Wenn dieses System, schreibt unser afrikanischer Gewährsmann, tatsächlich aus Afrika verschwinden sollte, so würde dies den Niederbruch des Familienlebens besiegeln und schwierige soziale Probleme aufrollen. Es bleibt hinzuzufügen, daß die neuen wirtschaftlichen Verhältnisse ebenso wie die Schulerziehung die Jugend den Stammesautoritäten entfremdet. „Es ist eine stehende Redensart der jungen Leute: die Tage der Alten sind vorbei!" der Häuptling sieht seine Macht ebenso schwinden wie die Zahl seiner Leute, die, freiwillig oder geworben, in ferne Industriebezirke ziehen. Nur ein Streben zeigt sich überall: „Geld! Geld!"

Aber was sich dann in den Städten vollzieht, ist noch schlimmer als der Ruin der Stämme: demoralisiert, entwurzelt, der alten geistigen Güter des Stammes beraubt, doch unfähig, sich der „Zivilisation" wirklich anzupassen, nähern sich die Eingeborenen einem Zustande der Verzweiflung, in welchem sie nur zu leicht einer Propaganda zugänglich werden, die sich gern unzufriedener Menschenmassen bedient, ohne ihnen tatsächlich das Heil bringen zu können. Weiß und Schwarz leben räumlich dicht bei einander, doch durch unübersteigliche Grenze geschieden; die Lebensinteressen widersprechen einander, geistig gibt es keine Brücke, und das Schreckgespenst der Zukunft deutet sich an: die ungeheuere Zahl der Schwarzen, denen nicht mehr ihre angestammte Kultur ethnische Würde und ihre afrikanische Eigenart verleiht, sondern die nichts weiter sind als ein ideallоses, durch keine Sippenbande mehr in Schranken gehaltenes, farbiges Proletariat.

IV.

Aus diesem sozialen Chaos führt den Eingeborenen offenbar nur ein Weg, den er nicht allein zu beschreiten vermag, weil er eine bestimmte Richtung der kolonialen Verwaltungspolitik voraussetzt. Dieser Weg läßt sich durch folgende programmatische Stichworte markieren: 1. Verhinderung des unmittelbaren Aufpralls der europäischen geistigen und wirtschaftlichen Kultur auf die Eingeborenenkultur; 2. Erhaltung des afrikanischen Volkstums und der afrikanischen Sprachen; 3. allmähliche Anpassung an europäische Kulturgüter und europäische Wirtschaftsmethoden. Mit anderen Worten: Evolution unter vorsichtiger Dosierung der diese Evolution anregenden fremden Einflüsse.

Dies ist das Programm der „Mittelbaren Regierungsform", Indirect Rule, die Lord Lugard als Generalgouverneur der Kolonie Britisch-Nigeria geschaffen hat.

Sir Frederick Lugard, der bereits in anderen Kolonien reiche Erfahrungen gesammelt hatte, wurde im Jahre 1900 nach dem damals gerade neu geschaffenen Protektorat Nigeria entsandt. Er erkannte mit weitschauendem Blick das oben umrissene Problem und begann, zunächst die Verwaltung von Nord-Nigeria nach neuen Grundsätzen zu gestalten. Es ist bemerkenswert, daß ihm hierfür auch Erfahrungen in Indien zu Gebote standen. Mit wenigen Worten kann man etwa folgende Einzelgrundsätze der Indirect Rule feststellen: Aufrechterhaltung der Stammesverbände unter den eingeborenen Organen, die mit Kolonialbeamteneigenschaft ausgestattet werden; Heranziehung der Eingeborenen zur Rechtsprechung über Eingeborene; Bildung gesonderter Finanzverwaltungsstellen für die Eingeborenen. Drei verschiedene Gesetze lieferten die rechtliche Grundlage zur Durchführung: die Native Authority Ordinance von 1916, die Native Courts Ordinance von 1914 und die Native Revenue Ordinance. Die Eingeborenengerichte legen ihren Entscheidungen das Eingeborenenrecht zugrunde, das heißt in den mohammedanischen Distrikten moslemitisches Recht. Dazu kommt eine gewisse Beimischung englischer Rechtsgrundsätze, was dadurch erklärlich ist, daß das Eingeborenenrecht in reiner Gestalt den neuzeitlichen Lebensverhältnissen nicht in allen Fällen gerecht zu sein vermag. Das Hauptgewicht liegt auf der Heranziehung oder vielmehr Beibehaltung der eingeborenen Autoritäten zur Verwaltung und auf der Erhaltung der bodenbeständigen sozialen Einheiten. Damit wird das Individuum zunächst äußerlich dem angestammten Volkstum erhalten. Hand in Hand geht hiermit die Pflege der geistigen Eingeborenenkultur. Das Hauptmittel hierzu ist die Erhebung der — außer dem eingewanderten Arabisch — schriftlosen Eingeborenensprachen zu Schriftsprachen sowie die Aufzeichnung der bisher durch mündliche Tradition fortgepflanzten Literaturdenkmäler, das heißt der historischen Überlieferungen und der Sagen, Märchen und sonstigen Texte. Sorgfältig wurde in Konferenzen der Fachleute — unter maßgebender Mitwirkung von Prof. Diedrich Westermann, Berlin — ermittelt, welche der mehreren Sudansprachen die Hauptrolle, besonders für den Schulunterricht, zugeteilt erhalten solle. Preisausschreiben in der Zeitschrift „Africa", dem in mehreren Sprachen erscheinenden Organ des unter englischer, französischer und deutscher Leitung stehenden „International Institute of African Languages and Cultures", sollen den Eifer der jungen Eingeborenen selbst wecken, Texte in ihren Muttersprachen in möglichst guter lateinischer Umschrift auszuarbeiten. So wird das Selbstgefühl der Eingeborenen, gleichzeitig aber die geistige Zusammenarbeit mit den europäischen Stellen gefördert. Das System der Indirect Rule beseitigt das Spannungsverhältnis, das zwischen Herrschern und Beherrschten notwendigerweise obwalten muß, und ersetzt es durch das befriedigende Bewußtsein, daß jedem Teile ein ihm zukommender Funktionsbereich, gemäß seiner Eigenart und seinem Können, eingeräumt ist. Lord Lugard selbst hat sein Werk in seinem Buche „The Dual Mandate in British Tropical Africa" (4. Auflage London 1929) dargestellt. Nachdem Indirect Rule seither nicht nur auf das südliche Nigerien, sondern auch auf die Goldküste und Sierra Leone, einen großen Teil von Äquatorial- und Südafrika, ja sogar bis nach Uganda ausgedehnt worden ist und so an verschiedenen Stellen, unter verschiedenartigen Stämmen ausprobiert werden konnte, durfte Lord Lugard in einer Ansprache in der Londoner Universität im Januar 1933 auf sein Lebenswerk zurückblicken. Dabei stellte er fest, daß vor allen Dingen eine Befriedung der Stämme eingetreten und daß das Stammessystem „ein wirksames Instrument geworden ist, um die Einheit und Disziplin in jeder Gemeinde aufrechtzuerhalten. Sein Recht, das die öffentlichen Pflichten wie auch die Eigentumsverhältnisse am Boden regelt, hatte den Erfolg, die Entwurzelung der Individuen wie die berufsmäßige Prostitution zu verhindern; seine Sanktionen, gipfelnd in der Furcht vor dem Verlust der Stammesmitgliedschaft, erwiesen sich als wirksam, um das Stammesgefüge zu stützen." Lugard

betont indessen, daß es bei dem System nicht allein auf die Erhaltung der Eingeborenenorganisation ankomme, sondern daß eine ständige Bewegung von Ideen und Aktionen dazu gehöre. „The key-notes of British native policy are adaptation and devolution", wobei man „devolution" etwa mit „allmählicher Abwandlung" übersetzen kann. Die Eingeborenenkultur soll schrittweise in eine Neuordnung überführt werden, „mit dem doppelten Ziele: ein soziales Chaos zu vermeiden und den neuen Auffassungen Dauer zu geben, damit sie gleichsam organisch aus dem Alten hervorwachsen." Und darum möchte Lord Lugard das System lieber „die Politik der kooperativen Devolution" nennen.

Das äußere Bild des Systems zeigt die europäische Macht in diskretem Hintergrunde: in Südnigeria kommt auf 70000 Eingeborene ein einziger weißer Beamter, im Norden genügt ein britischer Beamter gar für 100000 Einwohner. Ersparnis an Verwaltungsausgaben ist somit nicht die letzte günstige Folgeerscheinung.

V.

Lord Lugards Ruhm als Schöpfer der Indirect Rule wird durch die historische Tatsache nicht geschmälert, daß man schon vor einem Vierteljahrhundert auch in anderen Kolonialverwaltungen ähnliche Ideen entwickelt hat. Die Heranziehung der Eingeborenen zur Verwaltung ihres eigenen Landes setzt eine gewisse Kulturhöhe voraus, die gerade in Britisch-Nigeria besonders entwickelt ist, in einem Gebiete mit Sultanaten ehrwürdiger Tradition und teilweise mit lehnsrechtlichen Verfassungen, die in gewisser Beziehung mit mittelalterlich europäischen verglichen werden dürfen. Wo nun Eingeborene von derart hoher Entwicklung leben, stellt sich ihre Mitwirkung an der Verwaltung unter europäischer Oberhoheit von selbst ein, weil dies einfach das Natürliche und Vernünftige ist. So war es in Adamaua, dem nordöstlichen Teile von Kamerun, und so war es auch auf Samoa unter deutscher Herrschaft. Und unsere oben erwähnte Sammlung aller Stammesrechte der deutschen Kolonialvölker sollte schließlich keinen anderen Zweck haben, als prüfen zu können, nach welchen Rechtsanschauungen die Eingeborenen selbst lebten und was davon in die künftige Kolonialgesetzgebung einzubauen oder wenigstens in ihr zu berücksichtigen sein könnte. Darum schreibt Prof. Stephen H. Roberts (Universität Sidney) in seinem Artikel über Eingeborenenpolitik in der amerikanischen „Encyclopaedia of the Social Sciences" Band 11 wörtlich: „Despite the errors of the company regime Germany was thus evolving toward the same system of native officials and plantations that the British were working out in West Africa, when the former was deprived of its colonies on the alleged ground of colonial unworthiness."

Es darf übrigens nicht unerwähnt bleiben, daß die Indirect Rule, bei allem Erfolge und internationaler vielfacher Anerkennung, nicht ohne Kritiker und Gegner geblieben ist. Tatsächlich darf das System nicht in eine romantische Überkultivierung der Eingeboreneninteressen auslaufen; vielmehr muß bei seiner Verwirklichung das europäische Wohl ebenfalls weise Rücksicht finden. Denn diese Kolonialverwaltungsmethode ist eben eine Methode des Ausgleichs und der Anpassung, sie muß beiden Seiten dienen, sonst verliert sie ihren Sinn. Ferner hat es den Anschein, als sei das System nur bis zu einem bestimmten Grade der bereits erfolgten Europäisierung anwendbar: in Südafrika kann es naturgemäß in den Städten und in den Minendistrikten nicht mehr zur Einführung kommen, da dort nun einmal ein Eingeborenenproletariat bereits vorhanden ist. Und man möchte meinen, daß die Indirect Rule recht bald auch in weiteren Teilen Ostafrikas eingeführt werden sollte, da Veröffentlichungen wie die des Negers Kayamba doch den Eindruck erwecken, daß es gerade

im Osten hohe Zeit sei ... Übrigens hat Prof. Richard Thurnwald von der Berliner Universität auf Grund seiner vor wenigen Jahren unternommenen ostafrikanischen Reise in seiner Veröffentlichung „Soziale Wandlungen in Ostafrika" diese Zustände bestätigt.

Das große Problem: wie regelt sich das Bedürfnis nach Arbeitskräften bei zunehmender Industrialisierung des Erdteils? Wie ist es mit der Indirect Rule in Einklang zu bringen? kann mit den Prinzipien des Systems für die Gegenwart nicht gelöst werden. Denn die Wandlung zum Industriearbeiter ohne Entwurzelung aus dem ihm doch so notwendigen Stammesverbande kann der Eingeborene heute nicht vollziehen. Dies wird er erst können, wenn einmal die „adaptation and devolution" abgeschlossen sein sollten. So hat das System bei all seiner Großartigkeit und seinen unleugbaren Erfolgen doch seine Schranken. Es kann sich nur dort auswirken, wo die Industrialisierung nicht oder nur erst in Anfängen besteht, oder, wie ich schon in einem Vortrage vor der Oxford University Anthropological Society zu Anfang dieses Jahres es ausdrückte: eine Vorbedingung für die allgemeine Durchführung der Indirect Rule wäre die Nationalisierung der Industrialisierung Afrikas.

VI.

Indirect Rule läßt sich, ebenso wie jede andere Methode des Umgangs mit Eingeborenen, nicht nur mit der Praxis betreiben; es gehört auch Theorie dazu, und die solide Grundlage dafür ist die Wissenschaft, nämlich die Völkerkunde (englisch: „Anthropology"). Zwar ist die Mitwirkung geschulter Ethnologen bei der Kolonialverwaltung offiziell gering, doch praktisch macht sie sich immer mehr geltend, indem angehende oder sogar schon praktisch tätig gewesene Kolonialbeamte sich einer akademischen völkerkundlichen Ausbildung unterziehen. Der Mittelpunkt dieser Studien ist das Seminar von Professor B. Malinowski an der Universität London. Während man in der Ethnologie auf dem Kontinent, zumal in Deutschland und auch in Österreich, seit den letzten Jahrzehnten die kulturgeschichtliche Aufgabe der Völkerkunde betont findet, verfolgt Prof. Malinowski ein völlig anderes Ziel und, entsprechend, eine andere Methode. Ihm und seinen Mitarbeitern kommt es in erster Reihe darauf an, „das Funktionieren des sozialen Mechanismus" in der primitiven Gemeinschaft der Eingeborenen zu studieren, kurz, dem gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben der heutigen Stämme und seinen inneren Gesetzmäßigkeiten nachzugehen. Malinowski erblickt die treibende Kraft des primitiven Sozialmechanismus in einer Verknüpfung wechselseitiger Verpflichtungen und Interessen. Hierauf gründet sich seine „functional theory of effective custom", auf die ich an dieser Stelle nicht eingehen kann. Malinowski hat sich, vom Standpunkte des Gelehrten, der selbst Eingeborenenleben an Ort und Stelle studiert hat, rückhaltlos dem Gedanken der Indirect Rule angeschlossen. Dies ist verständlich; denn die „funktionelle Theorie" ist das wissenschaftliche Korrelat zur Indirect Rule.

EUGEN DIESEL

Das Seil über Europas Abgrund

Dieser Aufsatz steht in engem Zusammenhang mit den Aufsätzen „Gedanken über Europas Zukunft" (D. R. Oktober 1934) und „Das übergärige Europa" (D. R. Dezember 1934) des gleichen Verfassers. Die drei Aufsätze ergänzen sich gegenseitig in mehrfacher Beziehung.

Wer glaubt, sich mit den europäischen Dingen befassen zu sollen, hat sich zu fragen, ob er mit seinem Schreiben oder Philosophieren überhaupt in dem heutigen Europa noch zuständig ist. Aufsätze, Bücher, Vorträge, Gedanken, Tagungen – ist das alles wohl mehr als eine sehr peinliche Begleitmusik zum europäischen Höllengang? Mit diesen Hilfsmitteln gegen die entsetzliche, offenbar kaum aufzulösende Verstrickung und gegen die Harthörigkeit der tatstolzen Politiker vorgehen zu wollen – ist das nicht ganz und gar utopisch? Und wirklich kann man mit guten Gründen die Angemessenheit dieser Mittel verneinen, und manche Schale des Spottes wird über sie von denen ausgegossen, die in der praktischen Politik stehen und glauben, die Ereignisse viel wirkungsvoller zu beeinflussen als die Philosophen und Schriftsteller. Diese aber mögen ihrerseits spotten und fragen, ob die Herren Politiker denn wirklich das Steuer führen oder ob sie nicht etwa nur wie ohnmächtige Gespenster in dem wütenden Heer der Politik mitgerissen werden. Hat nicht jeder politischen Handlung Erkenntnis, Besinnung, geistige Arbeit vorauszugehen, wenn sie gute Folgen haben soll? Ist sie somit nicht mit der Philosophie, dem Geist verschwistert, und haben nicht manche große Philosophen die Politik entscheidend beeinflußt?

Immer wieder werden viele Politiker und Soldaten sich bemüßigt sehen, den Philosophen zuzurufen: „Fort mit euch schwächlichen Geistigen! Wir sind die Tat. Wir handeln. Was wollt ihr mit eurem Denken, Schreiben und Spekulieren?" Worauf die andern zurückspotten: „Ihr schreibt ja, mit geringen Ausnahmen, auch Bücher (auf die ihr sehr stolz seid und die zuweilen als einziger Rest eurer politischen Herrlichkeit übrigbleiben). Instinktiv habt ihr also große Achtung vor der Notwendigkeit des Denkens und Erkennens, der Publizistik, der Propaganda, des Geistes (wenigstens sofern es sich um euren eigenen Geist handelt). Ihr widerlegt somit selbst eure Verachtung des Geistes. Und es ist festzustellen, daß öfters Bücher oder gar das ganze geistige Dasein eines großen Menschen lebendig und vernünftig auf ein Volk und seine Kultur eingewirkt haben, also politisch waren; während umgekehrt viele Taten so töricht, utopisch und mißweisend waren, daß sie allen Hohn verdienen. Und wo es sich um große und fruchtbare Taten handelt, da waren meist Philosophen und Schreiber mit am Werk gewesen, etwa nach Art Friedrichs des Großen. Im allgemeinen kann man den Politikern nicht gerade das Zeugnis ausstellen, daß sie gute und fruchtbare Taten bewirkt hätten, obwohl man sich eine Welt ohne Politiker schwer vorstellen kann und man sie darum, wenn auch seufzend, wird hinnehmen müssen." Hierauf erwidern die Politiker: „Ihr bewirkt überhaupt nichts. Wenn Politiker Philosophie treiben, so geht das hin. Aber wenn ihr Geistigen in der Politik herumpfuscht, so ist das peinlich und überflüssig." Worauf die Denker antworten: „Ihr bewirkt vorwiegend Miserables. Was Wissenschaft und Technik zum Heile der Menschen aufbauten, mißbraucht oder zertrümmert ihr. Ihr vergiftet die Seele der Völker, führt sie auf die Schlachtfelder, füllt die Lazarette, entzündet den Fanatismus und den Wahn."

Hingegen der Politiker: „Bücher, wie die von Machiavell, Rousseau, Karl Marx und der Hexenhammer sind unsere vollausgewachsenen Konkurrenten." Und der Philosoph mit listigem Lachen: „Somit wird die politische, die praktische Wirkung des Geistes, des Buches, zugegeben. Versöhnen wir uns. Man kann mit den Büchern, mit dem vielgeschmähten Geist heftige Wirkungen auslösen, und das gleiche kann man mit der Politik tun. Keine Politik kann oder soll ohne Geist sein, und jeder Geist von Rang wird auch politische Wirkungen ausüben können. Aber es gibt einen unpraktischen und einen praktischen Geist, wie es eine dumme und wirre Politik gibt, und eine klare und nützliche. Die beiden niedrigen Formen von Geist und Politik soll man dahin wünschen, wo der Pfeffer wächst. Die beiden hohen Formen aber gehören zusammen, wenn man überhaupt anstrebt, den europäischen Dingen eine bessere Wendung zu geben. Wie schön wäre es, wenn ein reiner und klarer Geist und eine wackere Politik sich die weder von Staub noch von Blut besudelten Hände reichen könnten –"

*

Vor der ewigen Wiederholung, ja der gesteigerten Zusammenfassung des alten europäischen Elends vermögen uns offenbar nur große, zugleich geistige und sittliche Leistungen zu bewahren. Nur das ehrliche Zusammenwirken großer Menschen zu einem glücklichen Zeitpunkt höherer europäischer Reife vermag das Seil über den Abgrund zu werfen, dem der Bau der Brücke nachzufolgen hätte.

Aber schon die Aufgabe, einigermaßen zutreffende Einsichten über den Zustand Europas und der Völker sowie über die notwendigen Zielsetzungen und Methoden zu finden, ist überaus schwierig, und zwar vorwiegend aus zwei Bereichen von Ursachen heraus. Der eine Ursachenbereich besteht darin, daß zahllose Umstände zusammentreffen, deren gleichzeitige Erkenntnis oder politische Berücksichtigung kaum möglich ist. Verfolgt man auf einem Gebiet richtige Ziele mit klaren Methoden, so erweist sich ein anderes Gebiet als feindlich und übermächtig, und es wirft sowohl die politische Erkenntnis wie die geleistete politische Arbeit über den Haufen. Zum Beispiel kann von innenpolitischen Erfahrungen und Zielsetzungen her ein politischer Aufbau unternommen werden, der Bewunderung verdient und ganz in Ordnung zu sein scheint. Aber außenpolitische Gewalten schießen ihn in Trümmer. Somit war, wenn man streng urteilt, auch das innenpolitische Gerüst falsch gezimmert.

Der andere Ursachenbereich aber ist folgender: Wenn im europäischen Konzert sich nur eine Gruppe oder ein Machthaber der Lüge, des Tricks, der Hinterhältigkeit bedient, so wird jeder andere Konzertant zum Gebrauch der gleichen Methoden gezwungen, weil er sonst das ihm anvertraute Volk in große Gefahr brächte. Somit ist eine durch gewisse diplomatische Formen äußerlich beschönigte Niedertracht das Wesen der europäischen Politik. Mussolini hat schon recht, wenn er sagt: „Die Politik ist keine leichte Kunst; sie ist die schwierigste von allen, weil sie den umfassendsten, schillerndsten und ungewissesten Stoff bearbeitet."

*

Wir behaupteten, daß ohne richtige Erkenntnisse für die europäische Politik wenig zu hoffen sein wird; daß aber der Erringung und dem Wirksamwerden solcher Einsichten ungeheure Schwierigkeiten im Wege stehen. Können denn überhaupt mit Hinblick auf das Gesamtschicksal Europas praktisch brauchbare Erkenntnisse errungen werden? Und weiter: steht zu erwarten, daß große Menschen und reife Mächte zum Einsatz gelangen werden? Von beidem hängt es offenbar ab, ob in absehbarer Zeit der europäische Gedanke vordringen wird, oder ob man jede weitere Entwicklung einfach der Ungewißheit und Qual einer durch die Jahrhunderte fortgesetzten politischen Raserei überlassen muß.

Zunächst sieht alles trostlos aus. Im heutigen Europa erblicken wir eine große Anzahl von meist in engen Gebieten hausenden volkreichen Nationen mit alter eigenwilliger Kultur, mit stolzen und oft übersteigerten geschichtlichen Gefühlen, zugleich allen Einwirkungen einer hochentwickelten technischen Zivilisation ausgesetzt und über ihre unerhörten Hilfsmittel verfügend. Die Geschichte lehrt, daß Nachbarvölker sich zu hassen pflegen, das eine Mal mehr, das andere Mal weniger. Also errechnen sich für Europa unglaublich viele Möglichkeiten der Feindschaft und der feindseligen Begegnung. Man hat also in Europa zunächst noch mit einer unabsehbaren Kette von Feindseligkeiten zu rechnen, die sich gelegentlich immer wieder zu großen Kriegen steigern müssen. Das alles kann mit großer Gewißheit für den Fall vorausgesagt werden, daß sich in Europa nicht ein anderes politisches Bewußtsein als das bisher wirksame einstellt.

Aber mit der Frage nach der Möglichkeit eines neuen politischen Bewußtseins in Europa stoßen wir auf die großen Schwierigkeiten, die wir oben andeuteten, das heißt, wir müßten zahllose Fragen stellen nach allen Verhältnissen und Vorgängen, die auf dem geschichtlichen, dem politischen, dem psychologischen Gebiet hier hineinspielen. Wenn wir aber eine *einzige Frage* stellen, eine möglichst *einfache* und doch für unser Schicksal ausschlaggebende Frage, und wenn es gelänge, weiter nichts als diese eine Frage eindeutig zu beantworten und außerdem das Verhalten oder das Ziel zu nennen, das aus der Beantwortung dieser einen Frage sich ergibt, dann würden wir wenigstens einige grundlegende Erkenntnisse und einige Richtlinien gefunden haben.

Unsere Frage lautet: wird ein Volk in der heute von uns beobachteten europäischen Verfassung, vor allem ein solches, das sich benachteiligt, unterdrückt oder von der Geschichte übergangen fühlt, oder eines, das macht- oder eroberungslüstern ist (und welches wäre das eigentlich nicht?), jemals darauf verzichten, seinen Nachbarn anzugreifen, wenn es die Gelegenheit für gekommen erachtet? Wird irgend etwas einen Staatsmann, einen Diktator, einen General abhalten können, dem andern Volk Provinzen zu entreißen oder es aufs äußerste zu schwächen, wenn dies andere Volk etwa mit einer asiatischen Macht in Krieg gerät? Wird es irgendeinem solchen Politiker möglich sein, auf den dargebotenen Vorteil zu verzichten, nur weil ihm klar ist, daß er dadurch einer Macht Vorschub leistet, die früher oder später ganz Europa gefährdet?

Jeder, der sich die Gesinnung und die Methoden der heutigen Politiker und dazu die unbefriedigende Lage der meisten europäischen Völker vorstellt, wird entschieden antworten: Nein! Es gibt keinen Politiker, kein Volk, das dieser Verlockung widerstehen würde. Der europäische Politiker wird versuchen, seine Nachbarn zu schwächen, er wird Gebiete zu annektieren und die unterjochten Völker zu assimilieren trachten. Er wird nur seinen eigenen nationalen Standpunkt geltend machen und sich denken, daß die dem Erdteil insgesamt drohende Gefahr nicht so groß sein mag oder daß sie jedenfalls kein Problem für unsere Generation darstellt. Nirgends sind bisher zuverlässige Anzeichen dafür vorhanden, daß in einem großen Konflikt zwischen europäischen und außereuropäischen Mächten nicht einige europäische Völker gegen Europa Partei ergreifen und dies sogar als moralisch, vaterländisch und ehrenhaft empfinden würden.

*

Wir beruhigen uns nicht bei dieser niederschmetternden Erkenntnis, sondern fragen weiter: was ist es, das anders werden muß, damit diese in Europa beobachtete politische Gebarung verschwindet und durch eine minder gefährliche ersetzt wird? Ganz deutlich kann es sich nur darum handeln, das politische Bewußtsein Europas so stark zu machen, daß es als Beweggrund, Stimmung, Haltung, Ehre, Ziel und Macht genau so wirksam zu werden beginnt, wie es das nationale Bewußtsein schon seit langem ist.

Läßt sich ein Prozeß, der zur Erlangung des politischen Bewußtseins Europas notwendig ist, irgendwie beeinflussen? Nun, er läßt sich genau soviel oder sowenig beeinflussen wie andere gesellschaftliche oder politische Prozesse auch. Preußen — Deutschland — Das Dritte Reich zum Beispiel sind Prozesse, die aus den äußerlich gegebenen Voraussetzungen des Zeitalters allein niemals hätten hervorgehen können. Sehr viel bewußtes Erkennen, Planen, Wollen und Führen war zur Erschaffung dieser nationalen Gebilde notwendig gewesen. Freilich mengte sich diesen Werdeprozessen ein bedeutender Anteil bei von allgemeinen Zeitumständen. Diesen Anteil kann man, da es sich um verwickelte und zum Teil recht verborgene Dinge handelt, in kein rechnerisches Verhältnis zu dem Anteil des bewußten Führens bringen. Auch das europäische Bewußtsein als politische Macht wird sich nicht gleichsam von selbst, nur als Frucht einer Entwicklung einstellen. Die besten geistigen und politischen Führer müssen zusammenwirken, um es hervorzurufen.

Bei der Fülle und Verwicklung der europäischen Zusammenhänge ist es freilich in besonderem Maße notwendig, daß die geschichtliche Lage heranreift und eines Tages ihre Gunst zu erkennen gibt. Nur dann wird der Einsatz der Führerkräfte zu einem Ergebnis führen. Wir können hier nicht auf die Abwägung des europäischen Zustandes mit Hinblick auf seine Reife eingehen*). Weisen wir nur kurz darauf hin, daß die Verwirrung und Überspannung des politischen Feldes in Europa bereits dazu geführt hat, Urteile und Gesinnungen hervorzurufen, die noch vor wenigen Jahrzehnten nicht denkbar waren. Ein erstes europäisches Bewußtsein mit politischem Einschlag scheint aufzukeimen, etwas, das sich grundsätzlich vom „Internationalismus“ des neunzehnten Jahrhunderts unterscheidet. Im wesentlichen aber ist diese Erkenntnis oder Stimmung negativer Herkunft. Man fürchtet viel eher die große Katastrophe, als daß man aus einem bejahenden Ideal heraus Europa wünschte. Man beginnt auch daran zu zweifeln, ob jemals wieder die ultranationalen Ziele verwirklicht werden können. Aber mehr als ein erstes leises Anzeichen ist das alles nicht, und diese Strömungen genügen nicht, um unsere oben ausgeführte These von dem Vorwiegen des europäischen Selbstverrates zu erschüttern.

*

Das europäische Mißbehagen ist noch nicht das Seil über dem Abgrund. Die große Entscheidung kann erst beginnen, wenn dereinst Menschen des Geistes und der Tat dastehen werden, so kräftig und reif in ihrem nationalen Bewußtsein, daß sie die neue politische Gestaltung wichtiger europäischer Gebiete teils mit den Mitteln der Erkenntnis, teils mit denen der Politik beginnen können.

Es wird der Tag kommen, an welchem der Einsatz solcher Männer so vorbereitet erscheint, wo ihre Arbeit mit der Gunst des Zeitalters so zusammentrifft, daß das Seil über den Abgrund geworfen wird. In den Jahren nach dem Krieg hat man sich immer wieder an den Seilwurf gewagt. Aber diese Bünde, Vereinbarungen, Pakte wurden nicht mit dem genügenden Einsatz menschlicher und politischer Größe, und sie wurden zu unreifen Zeitpunkten gestaltet. Sie erinnern an die Konzile und Predigten der Vorläufer vor dem Beginn der echten Reformation. Wird dereinst der echte Wurf gewagt, so werden die Völker Europas das gewiß in Herz und Sinn sofort erspüren. Es werden Ereignisse kommen, die als ein Wendepunkt, als das Aufreißen einer Pforte zu einem Zeitalter erkannt werden, in welchem man anders zu denken, zu fühlen, zu handeln beginnt, als in dem heutigen Europa unter seinem Netzwerk bösartiger Verstrickung, unklarer Erkenntnis, falschgeleiteter Politik. Wir treten in eine Epoche ein, welche die Weisheit, ja die Religion in der Politik zu höchstem Ansehen führen wird.

*) Hierüber finden sich Ausführungen in den eingangs erwähnten beiden Aufsätzen.

PETER WEBER

Welt-Durchschauung

Augustinus: „Non cognoscimus, ut credamus, sed credimus, ut cognoscamus".

Meister Ekkehard schreibt: „Die Leute sollten nicht immer soviel nachdenken, was sie tun sollen, sie sollen lieber bedenken, was sie sein sollen. Wären sie nur gut und ihre Art, so möchten ihre Werke sehr leuchten ... Denke nicht dein Heil zu setzen auf ein Tun: man muß es setzen auf ein Sein ... Die nicht von großen Wesen sind, was die auch schaffen, da wird nichts draus. Suche Gott, so findest du Gott und alles Gute dazu ... Darum: zu dem, der sich an Gott hängt, zieht sich, was göttlich ist, und weicht von hinnen, was Gott unähnlich und fremd ist."

Das „Sein", das Ekkehard hier als das Wesen, als die geistige Lebensgrundlage des Menschen fordert, ist die Summe seiner Lebensschau, der irdischen und überirdischen. Sie setzt eine Weltanschauung voraus, die alle Erscheinungen des Lebens, die faßbaren und unfaßbaren, aus einem letzten Prinzip sieht, erklärt und werten kann, um so ebenso über den Dingen zu stehen wie lebendig in ihnen. Der Mensch als geistiges Wesen hat den ewigen Drang, die Welt und ihre Erscheinungen nicht nur anzuschauen, sondern zu durchschauen, als Ganzes, als Totalität zu durchschauen und um ihre Ordnung zu wissen. Er will also mehr als Welt-Anschauung, er strebt nach Welt-Durchschauung. Diese einzig wahre Weltanschauung ist sich der Grenzen der Erkenntnismöglichkeit bewußt und weiß darum die Gefahr zu vermeiden, das Weltbild, wie es eben gerade der äußerlichen Anschauung sich darstellt, als das einzig wahre und mögliche anzusehen. Angesichts der zahllosen und buntscheckigen „Weltanschauungen", die gerade das Kennzeichen unserer Zeit sind, und die in geradezu grotesken Gegensätzen zueinander stehen, begreift man, wie groß die Gefahr menschlicher Kurzsichtigkeit und — Überheblichkeit ist. Hier gilt das Wort Ekkehards: „Die nicht von großem Wesen sind, was die auch schaffen, da wird nichts draus." Sein Rat ist: suche Gott. Und er versichert: so findest du Gott. Das aber heißt bei Ekkehard: Einordnung des Ich in das All, die Schöpfung Gottes — Erkennen, mehr noch Erahnen der gott- und naturgebundenen Ordnungsgesetze — das Bemühen, nach diesen Gesetzen der Harmonie das Leben zu gestalten, das eigene Leben wie das der Gemeinschaft.

Den Menschen von heute dämmert ohne Zweifel die Erkenntnis ihrer Gottesferne. Und es wächst ihre innere Bereitschaft, über die so fragwürdigen Erkenntnisbilder ihrer Erfahrung und ihres Wissens hinaus das Letzte und Höchste zu suchen, auf das alles hingeordnet ist. Aber da stehen vor ihnen, wie eine Barriere, die Kirchen, ganze Lehrgebäude, alte Dogmen, Formeln, kultische Bilder, behaftet und belastet mit den Vorstellungen vergangener Epochen und Anschauungen. Es ist manchmal recht schwierig, den Kern des ewig Wahren und Gültigen darin zu sehen. Denn Weg und Form christlicher Erkenntnis aus der Anschauung der Welt sind zeitbedingt, ebenso in vielem die Wertung der Dinge der Welt, die dem forschenden Geist immer neue Bilder und Gesetze ihrer Ordnung offenbaren. Der Mensch als Individuum entdeckt die Welt immer wieder aufs neue und gewinnt zu den alten Erkenntnissen neue hinzu. So wechselt, erweitert sich das Weltbild, aber die letzte Ordnung bleibt, mehr noch, sie offenbart immer schönere, erhabenere Züge. Und so ist es nicht nur ein ewiger Drang, sondern auch ein ewiger Zwang für den Menschen, immer wieder das letzte Prinzip, die höchste Ordnung zu suchen. Dieses ewige Suchen, das ist die Freiheit des Menschen. Luther hat sie — in einer bestimmten Richtung auf seine Zeit beschränkt — als die „Freiheit eines Christenmenschen" bezeichnet. Aber sein Wort gilt, richtig verstanden, für alle Zeiten. Auch den heutigen Kirchen und ihrem Lehrgehalt

gegenüber. Wahr allerdings bleibt ewig wahr; Goethe zielt darauf hin in den Versen: „Das Wahre war schon längst gefunden; Hat edle Geisterschaft verbunden; Das alte Wahre, faß es an!“

*

Diesen Kern des alten Wahren, das „Heilswissen“ neu herauszuschälen aus den Gehäusen der alten Weltanschauungen, das ist im besonderen der Drang der Menschen unserer Zeit, und vielleicht ihre höchste Aufgabe. Es ist zugleich ein Zug der Sehnsucht nach Glauben und Gläubigkeit unverkennbar, geboren aus der Not trostloser Ungläubigkeit und Abergläubigkeit und grotesker geistig-religiöser Sektiererei. Der Weg zum Glauben aus der Wahrheit aber ist der Weg zum Leben.

So ist es begreiflich, wenn wir uns jetzt in wachsendem Maße mit der Geschichte des Abendlandes und der abendländischen Kultur beschäftigen. Mit dem ausgesprochenen Ziel, das für uns Menschen von heute Gültige und Wahre zu erkennen, und in ihm die Grundlagen unseres Seins, aus denen heraus wir unsere zerfallene Lebensform neu gestalten und ein klares, festes Weltbild wiedergewinnen können. Es gibt nun eine Richtung, die betont, wir müßten aus der Vergangenheit ein speziell arteignes Weltbild gewinnen und aus ihm dann eine neue arteigene Weltanschauung und Lebensform. Eigentlich eine Selbstverständlichkeit. Auf was anderes sollen wir unser Leben gründen als auf das Sein unserer Art? Um nichts anderes hat sich die ganze abendländische und deutsche Entwicklung gedreht, einmal näher, einmal ferner dem Ziel, wie andere Völker und Kulturen vor uns. Die erste Grundwahrheit menschlicher Kultur hat nicht erst das Abendland erkannt, sie ist aus der Erkenntnis der mittelländischen, hellenischen Kultur geboren. Sie ist für alle Zeiten gültig. Es ist die Erkenntnis des Sokrates — von seinem Schüler Plato in seiner Lehre und Schau vom Staat entwickelt — daß der Mensch nur in der Gemeinschaft die Wahrheit zu erkennen vermag, nicht in individualistischer Vereinzelung und klassen- oder schichtenmäßiger Absonderung. Wir entdecken dieses Gesetz der Weltordnung, nach den furchtbaren Erfahrungen des Ich-Zeitalters, heute neu. Für Sokrates aber war die Wahrheit: die Lebensgrundlagen eines Volkes und Staates sind seine „Götter“, die geschriebenen und ungeschriebenen Ordnungsgesetze, die seinem natürlichen und eigentümlichen Eigenwuchs entsprechen — die über den Rechten des Einzelnen stehen. Das ist die Grundlage jeder völkischen Gemeinschaft. Sokrates wurde angeklagt, er mißachte die Götter des Staates und folge den Eingebungen eines eigenen „Dämon“. Dieser „Dämon“ war aber nichts anderes als die Erkenntnis der Ordnungs- und Lebensgesetze. Die Richter sahen nur Bilder der Götter, in denen Götter und Kulte des ganzen Orients spukten. Sie sahen nicht das große Gesetz der hellenischen Welt- und Lebensordnung, das diese fremden Einflüsse ausschied oder allmählich organisch dem eigenen Weltbild anordnete. Die naturhafte Lebensordnung, aus der ein Volk in seiner Jugend unbewußt und triebhaft sich entwickelt, muß es in einem gewissen Stadium der Reife klar erkennen und mit dem sich weitenden Weltbild neu schaffen. Dann erst beginnt seine kulturschöpferische Schaffensperiode.

Die deutschen Völker standen an der Schwelle ihrer Mannbarkeit, ihrer Reife, als sie auf die mittelländische Kultur und das Christentum stießen. Gerade als sie im Begriff waren, über die Götter und Lebensbilder ihrer Kindheit hinauszuwachsen und eine Zeitwende in Geburtswehen lag, fanden sie Erfüllung und Erhöhung ihrer Art in der christlichen Seins- und Heilslehre. Und sie gaben der Kultur des Abendlandes — die das für alle Zeiten Gültige der mittelländischen Kultur mit dem neuen Geist glücklich verband — das Gepräge höchster, eigenschöpferischer Art. Das ihrer Art Wesensfremde stießen sie ab, das ewig Gültige prägten sie neu. Meister Eckehard hat dieses schöpferische Vermögen im Menschen so erklärt: Gott habe der Seele von Uranfängen an ein göttliches Licht gegeben, ein Gleichnis seiner selbst, in dem er

selber wirken möchte. Das „Wahre" des deutschen Menschen kann nicht besser charakterisiert werden. Die christlichen Väter nennen es die „eingeschlossene Gnade", und sie lehren, der Mensch, das erschaffene Ebenbild Gottes, trage in dieser seiner Naturanlage den Keim der „Gottesgemeinschaft" in sich und den unzerstörbaren Drang, sich nach dem Ebenbild Gottes zu bilden. Jede Zeit, jedes Volk, jedes Geschlecht faßt es in verschieden beschränktem Maße, je nachdem es mit der „eingeschlossenen" Gnade mitwirkt oder nicht. Es gibt nur eine wahre und echte Form der Gemeinschaft, die Gemeinschaft in und mit Gott. Das Erkennen der großen Ordnung ist einzelnen, weitschauenden Geistern durchaus möglich. Das völlige Erfassen, das Durchschauen der Weltordnung, die Bildung der Lebensordnung, die sich daraus ergibt, ist jedoch nur Menschen — und Völkern — in echter Gemeinschaft möglich. Eine solche wahre Gemeinschaft ist die „Herrengemeinschaft" nach der Lehre Christi. Und sie ist — trotz des Kirchenwirrwarrs — für die Völker des Abendlandes die einzig mögliche Gemeinschaftsform, in der sowohl der Einzelne wie die Gesamtheit wahr, echt und ganz zu leben vermögen, d. h. in der „Freiheit eines Christenmenschen", der das Weltbild von dem einen Ordnungspunkt aus begreift und die Fülle der Erscheinungen und Erkenntnisse von ihm aus immer wieder zu ordnen imstande ist.

*

Alles in allem kann man die Bewegung zu dieser christlichen Gemeinschaft hin oder von ihr fort geradezu als den besten Gradmesser ansehen für die Wertung des Auf und Ab der abendländischen Menschheit wie der einzelnen Völker. Die fränkischen Könige, besonders Kaiser Karl, waren die Schöpfer der staatlichen Gemeinschaft der germanischen Völker, der Urenkel Widukinds, Kaiser Otto aber einte christliches und germanisches Denken und schuf so die wahre, die geistig-religiöse Gemeinschaft und damit das „Reich" des Abendlandes. Und in dieser Gemeinschaft entwickelte sich eine Staats- und Gesellschaftsordnung, die den Menschen voll ermöglichte, in echter Gemeinschaft wahr zu leben, zugleich erhoben ins Überirdische, in eine Weltordnung, die jedem Menschen die Erfüllung seines Lebens möglich machte. Der Kampf zwischen Papst und Kaiser brachte die Zersetzung. Indem der Papst durch den Bannfluch über den König bei Gott, dem Höchsten, geschworene Eide vernichtete, brach er der germanischen Rechtsordnung, der Achse der germanischen Lebensordnung, das Rückgrat. Die Form der Gemeinschaft wurde verfälscht, das Reich begann, in viele Staaten und Stadtgebilde zu zerfallen, und das Individuum begann, aus der alten Ordnung und zugleich aus der Gemeinschaft herauszustreben. In dem Augenblick, da Luther seine Thesen anschlug und Kopernikus die Erde als Zentrum der Welt entthronte, war der Zerfall des „Reiches" besiegelt, zugleich der Zerfall der mittelalterlichen Ordnung. Die Reformatoren suchten zwar mit heiligem Eifer aus der Bibel, aus der „reinen Lehre" unmittelbar den Geist und das Gesetz einer erneuerten christlichen Gemeinschaft zu schöpfen, aber der Versuch endete mit einer Aufspaltung in vielfache Thesen und Bekenntnisformen. Es etnwickelten sich aus der Reformation verschiedene kirchlich-staatliche Ordnungsformen, die wohl engere Gemeinschaften zu bilden imstande waren, aber zugleich die große Gemeinschaft des Abendlandes wie die des Reiches der Deutschen im besonderen zerschlagen mußten. An den partikularen reichsfeindlichen Machtinteressen der Fürsten scheiterte das Bemühen eines Zwingli und Melanchthon, einen Bund der protestantisch-deutschen Staaten von der Schweiz bis an die Nord- und Ostsee als germanisch-christliche Ordnungsgemeinschaft zu bilden. Das Marburger Gespräch der Reformatoren, das die Schaffung eines gemeinsamen Bekenntnisses spezifisch deutschen Gepräges als unmöglich erwies, war die Besiegelung des Schicksals, daß die christliche Gemeinschaft des Mittelalters endgültig zerbrechen mußte. Keine Reform des Reiches und der Kirche konnte daran mehr etwas ändern.

Derweil begann ein neuer Vorstoß Asiens – der Türken – in die offene Flanke des Abendlandes; eine im Glauben und staatlichen Regiment fest geeinte Gemeinschaft – in der Form eines Gottesstaates – stieß auf ein Reich, dessen Gemeinschaft, auch auf die Idee des Gottesstaates aufgebaut, in jeder Richtung zerfiel. Das südöstliche Zwischenfeld zwischen Europa und Asien kam an Asien. Die abendländische Mission der Deutschen erlitt, nach der Niederlage bei Tannenberg im Osten, den zweiten schweren Schlag, an dem Mitteleuropa heute noch trägt. Die Grenzlinie zwischen Asien und Abendland ist heute noch in Bewegung, zu unseren Ungunsten. Und all das, weil seit Beginn des Aufklärungsprozesses vor 400 Jahren die innere Zersetzung der Gemeinschaft, aus der das „Reich" herauswuchs, unaufhaltsam fortschritt.

Wir haben im Lauf dieser vier Jahrhunderte alles Mögliche an Weltanschauungen, Weltbildern und Ordnungsformen konstruiert und versucht. In einem Falle ist es ohne Zweifel geglückt, eine zweifellos echte Gemeinschaft von einem zentralen Ordnungspunkt aus zu bilden: in Preußen. Das Haus Hohenzollern baute auf der Lehre Calvins – auf Zucht, Disziplin und Sittenstrenge gemäß den Lehren und Gesetzen der Bibel – ein Staatswesen auf, in dem ganze Menschen gebildet wurden, die in der Art ihres Seins und ihrer Zusammenordnung auf festem Grund standen. Diese preußische Ordnung hatte vom Religiösen her ihre Begründung und sakrale Weihe. Königshaus, Adel, Offizierkorps und Beamtentum wuchsen auf religiösem Boden. Das Volk, gleich welcher Konfession, sah in solcher Ordnung den Willen Gottes. Aber die „Aufklärung" begann auch diese Ordnung und Gemeinschaft zu zersetzen; atheistischer Liberalismus und Marxismus vollendeten das Zerstörungswerk, wenn auch äußerlich Disziplin und Zucht das Ganze noch lange zusammenhielten. Es ist verständlich, daß der hemmungslose Individualismus gerade das soziale Zusammengeordnetsein zerschlagen mußte, das der Prüfstein für die Echtheit jeder Gemeinschaft ist.

*

Nun sind alle die Surrogate von Weltanschauungen, Klassen- und Interessengemeinschaften, Parteien usw. zerschlagen. Niemand wird jedoch bestreiten können, daß die geistig-religiöse Sektiererei noch weiter wuchert. Bei der Volkszählung im vergangenen Jahr wurden in Hamburg in der Spalte „Religionszugehörigkeit" dreihundertneunundvierzig verschiedene Bezeichnungen eingetragen, im Reich ist diese Zahl noch höher. Trotzdem, die Sehnsucht nach einer echten, großen und starken Gemeinschaft ist im Wachsen. Solche Sehnsucht ist aber schon ein Keim zur Gemeinschaft. Überall, so lehren die Väter, die in den Geburtsstunden der abendländisch-christlichen Kultur den inneren Wandel der Völker sahen – überall, wo die Menschen nach Gott und Gottes Ordnung suchen, da wirkt auch schon die Gnade Gottes. „Suche Gott, so findest du Gott und alles Gute dazu", verheißt Ekkehard, der deutsche Mystiker. Aber nur, wer nicht sich selber sucht und sein kleines Rezept, der wird durch die Erscheinungen der Welt hindurchsehen in die höhere, verborgene Ordnung. Er wird aus ihr und im Bunde mit ihr die Form der echten Gemeinschaft – mit Gott und den Lebensgesetzen seiner Art – erkennen. Das ist der einzige Weg. Alles andere führt zur Utopie und Willkür. Im Letzten zu geistiger Versklavung.

Nach einer Jugend in naturgebundener Ordnung, in der männliche Bewährung, Eid und Treue die Gemeinschaft trugen, prägten wir Deutschen im Mittelalter die christlich-germanische Weltordnung der Gottesgemeinschaft. Sie zerfiel. Das Individuum, das Ich löste sich aus der großen Ordnung des All und von Gott. Und verfiel den Göttern, Aufklärung und Fortschritt, die am Ende ihrer Zeit die primitivsten Lebensordnungen, ja, selbst die natürliche Selbsterhaltung in Frage stellten. Jetzt drängt uns der Selbsterhaltungstrieb wieder auf den Weg zur Gemeinschaft hin, zum Zeitalter des „Wir", d. h. zur Schaffung eines neuen Weltbildes und einer neuen Ordnung, um wieder das rechte Maß zu finden für alle Dinge. Das Maß aller Dinge aber ist Gott.

PAUL FECHTER

Das Wesen des Christentums

„Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, der menschliche Geist sich erweitern, wie er will; über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen."
Goethe.

Als Adolf von Harnack vor einem guten Menschenalter sein berühmt gewordenes Publicum über das Wesen des Christentums las, war die Welle des Religiösen bereits wieder im Steigen und die eigentliche Gefahrenzeit der Stagnation und der banalen Auflösung, wie sie sich in David Friedrich Straußens „Altem und neuem Glauben" am beschämendsten spiegelt, war vorüber. Das Christentum war aus dem Zustand des selbstverständlichen bloßen Daseins herausgetreten; von allen Seiten, von Nietzsche, vom Sozialismus, vom Atheismus her wurde es berannt; es stand so sehr schon wieder im Mittelpunkt des Interesses, daß Harnack seine Vorlesung bereits vor rund sechshundert Studenten hielt und ihre Fortsetzung, das Publicum über die Glaubwürdigkeit der Evangelien, auf die Stunde von sieben bis acht Uhr morgens legen mußte, damit das Collegium maximum der Berliner Universität nicht gar zu überfüllt war. Denn es kamen nicht nur die Studenten; es kam eine Menge Erwachsener aus allen Gegenden Berlins — und da mußte schon ein bißchen gebremst werden.

Das war kurz vor und kurz nach 1900. Seitdem hat sich die Stellung des Christentums in der Zeit noch viel mehr verbessert. Es ist nicht mehr nur passiver Diskussionsgegenstand wie vor dreißig Jahren: es ist in fast dauernde Kampfstellung geraten, hat selbst aktiv mit neuen Gegnern ringen und auf seinem eigenen anerkannten Boden seine Stellung und seine Positionen gegenüber seinen eigenen Werten nachprüfen müssen. Seine Gläubigen und seine Verkünder haben wieder lebendig, tätig und leidend sich zu Bekenntnis und Bekennen stellen müssen bis zu den letzten Konsequenzen eines solchen Sicheinsetzens: das russische Christentum hat Leidenszeiten über sich ergehen lassen, die den Verfolgungen unter den römischen Kaisern nicht viel nachgeben, und bei uns ist der schon beinahe in gesicherter Verstaatlichung erstarrte Protestantismus zu einer Lebendigkeit aufgewacht, wie man sie noch zu jenen Zeiten Harnacks überhaupt nicht für möglich gehalten hätte. Aus einer milden Sonntagsbeschäftigung für ältere Leute ist das Christentum wieder zu einer brennenden, unmittelbaren Lebenswirklichkeit geworden, ein Problem für alle nicht nur, sondern eine Macht, gegen die und für die gekämpft wird, die mitten im Tage steht, deren Geschicke alle Welt brennend interessieren und oft sehr real, sehr fühlbar in die persönlichen Geschicke ihrer Träger eingreifen. Eine geistige Welt, über der sich für Unzählige schon eine leichte Staubschicht gesammelt hatte, steht auf einmal wieder mitten in den realen Kämpfen der Gegenwart — es gibt auf einmal wieder Unzählige, die für diese geistige Welt zum wenigsten Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten, oft sogar erheblich mehr auf sich zu nehmen bereit und gewillt sind. Der neue Glaube des alten David Friedrich Strauß entschwebt fern in den Plüschwelten der versunkenen Zeit: der alte Glaube erweist sich als eine so lebendige Macht, wie sie noch vor einem Menschenalter die größten Optimisten kaum für möglich gehalten hätten.

Über den Sinn und die eigentliche Bedeutung der Gegenwartskämpfe um das Christentum und innerhalb der christlichen Konfessionen wird zu reden sein, wenn einmal Entscheidungen vorliegen und eine Klärung erfolgt sein wird. Ein großer

Teil der heutigen Auseinandersetzungen geht nicht so sehr um geistige Entscheidungen wie um Fragen des Aufbaus und der Gliederung – um Kirchenfragen mehr als um Probleme des christlichen Seins. Was aber heute, da um das Christentum so lebendig wie nur je mit Mitteln des Geistes wie der Politik gerungen wird, einmal zur Diskussion gestellt werden muß, das ist die Frage nach dem Wesen dieses Christentums, das jetzt Objekt so hitziger Kämpfe geworden ist, daß darüber die entscheidenden Grundlagen der ganzen Unterhaltung allmählich im Hintergrund entgleiten und vergessen werden. Man kämpft um die verschiedensten Deutungs- und Betrachtungsmöglichkeiten – und weiß am Ende nicht mehr, wovon man ausgegangen ist, was das eigentliche Wesen dessen ist, was da neu gedeutet und betrachtet werden soll.

*

Eines der Hauptthemen im heutigen Streit ist die Frage des nationalen oder des übernationalen Christentums, der allgemeinen oder der von einem bestimmten Volkstum bestimmten Kirche. Von ihr aus kommt man am leichtesten zu dem Punkt, an dem sich das Wesen des christlichen Glaubens enthüllt, vor allem, wenn man die vorliegenden Beispiele einer solchen Verschmelzung von Kirche und Volkstum heranzieht, auf die schon Harnack damals ausführlich hinwies. Die östliche christliche Kirche, der griechische Zweig des Christentums, hat es von der frühesten Zeit an verstanden, Kirchliches und Nationales so zu verschmelzen, daß es nicht mehr voneinander reinlich zu scheiden ist. Die Kirchen Rußlands, Griechenlands, Armeniens sind Beispiele dieser Identifizierung – und es ist sehr sinnvoll, daß diese Kirchen orthodoxe wurden, und zwar – man braucht nur an Dostojewskij zu denken – orthodoxe im nationalen mehr als im kirchlichen Sinn. Es ist ein sehr eigenartiges Schauspiel, zu sehen, wie der Kommunismus, diese ins Wirtschaftliche verschleppte Banalisierung westlicher Christlichkeit, in Rußland einen wütenden Kampf gegen die Kirche, d. h. gegen die östliche Christlichkeit aufgenommen hat, die gewiß als religiöse Lehre mit ihrem Anspruch auf den Besitz des allein rechten Glaubens der gefährlichste Gegner für ihn ist, zugleich aber mit ihrer Heiligung und Romantisierung des Volkstums, mit ihrem unausgesprochenen aggressiven Panslawismus vom Religiösen her im Politischen ein Helfer war, der erheblich stärkere Kräfte fanatisieren und mobil machen konnte als die nur begriffliche Orthodoxie des Marxismus, der zuletzt am Fehlen jeder Beziehung auf die romantischen Bedürfnisse der Seelen eingehen muß. Osten und Westen sind hier noch einmal auf russischem Boden zusammengestoßen – zu einem Endkampf, der um so verzweifelter ist, als er im Grunde auch um das Wesen des Christentums geht, von dem jeder der Partner eine verkannte Teilkraft aufgegriffen und aus den wirklich religiösen Bereichen teils ins primitiv Nationale, teils ins primitiv Nationale hinabgezogen hat. Der Kommunismus hat als christlichen Rest einen ins Wirtschaftliche verschleppten Glauben an ein allgemein Menschliches mitgenommen, eine Art wirtschaftlichen Katholizismus, auf Grund dessen auch er alle Völker lehren will; die orthodoxe Kirche war wirklich zum Volk gegangen, hatte ihr Niveau dem seinigen angepaßt und zugleich dem Staat mehr gegeben, als des Staates ist, und hatte damit einen latenten Zwiespalt in die Seelen getragen – eben zwischen Religion und Volkstum, Kirche und Staat. Der Staat, das Volk war das eine, die Kirche, der Patriarch das zweite Absolute. Der eine war das irdische Zentrum des Glaubens, der andere das transzendente – und das Ergebnis war, daß die irdische Komponente in diesem Machtkampf Sieger blieb. Die östliche christliche Kultur ist ebenso alt und älter als die westliche: man braucht nur das allgemeine Niveau Rußlands mit dem des westlichen Europa zu vergleichen, um zu sehen, wo die unendlich viel höhere Leistung liegt. Indem die östliche Kirche die Beziehung allein auf das Wesen des Christentums aufgab zugunsten einer gleichzeitigen Mitbeziehung auf das Volkstum als ebenso absolute

Macht, brach es die formende Seelenkraft des Christentums und begnügte sich mit der Schaffung einer Welt, die im Grunde erst in den europäischen Bezirk einzutreten begann, als sie über die Berührung mit dem Westen im 18. Jahrhundert in eine veränderte Beziehung zum Wesen des Christentums trat. Es ist sehr bezeichnend, daß für das allgemeine europäische Volksbewußtsein noch heute die christliche Welt eigentlich an der russischen Grenze aufhört. Man empfindet offenbar im Russischen einen Dualismus, einen Wesenswiderspruch, der sich mit der gewohnten Einheitsvorstellung des Christlichen nicht vereinen läßt. Die Religion, auf das gleichfalls religiös bewertete Volkstum gepfropft, leistete das Gegenteil von dem, was sie leisten sollte: sie verband nicht, sie schuf Zwiespalt in den Seelen; sie erlöste nicht, sondern gab bestenfalls der Nation den Auftrag zur Erlösung anderer Völker. Ewigkeit und Zeitlichkeit, Jenseits und Diesseits wurden nicht zusammengefaßt, sondern genau genommen auseinandergetrieben: die nationale Spezialisierung des Religiösen endete zuletzt über Sektenbildung und Vereinzelung in der Sehnsucht nach der allgemeinen Religion durch die Bekehrung und nationale Missionierung, das heißt Russifizierung der andren Völker. Der Kommunismus hat von dieser Seelensituation trotz seines Kirchenhasses manches übernommen.

Ergeben konnte sich dieser innere Zwiespalt nur aus einer Auffassung vom Wesen des Christentums, die trotz aller Orthodoxie dem Religiösen in keiner Weise bis auf den Grund gegangen, sondern ähnlich im Empirisch-Diesseitigen verblieben ist, wie etwa die nur historisch-kritische Betrachtung der christlichen Welt, die wir im Laufe des 19. Jahrhunderts vor allem bei Strauß und seinen Adepten erlebt haben.

*

Es gehört zum Wesen des Christentums, daß es jenseits aller äußeren Unterschiede in den Formen und Formulierungen, den Riten und Bräuchen der einzelnen christlichen Kirchen und Bekenntnisse, die Religion an sich ist. Es hat immer und überall Religionen gegeben: das Christentum mußte den Sieg davontragen, weil es bis auf den Kern des Religiösen überhaupt vorstieß. Es hat einen sehr guten Sinn, daß die Welt ihre Zeitrechnung mit dem Beginn des Christentums umgekehrt hat. Das Jahr der Geburt Christi steht mit vollem Recht wie der Nullpunkt eines Koordinatensystems im Ablauf der geschichtlichen Zeit: in dem Augenblick, da das Christentum in die Welt trat, bekam in der Tat der gesamte Lebenssinn der Menschheit eine neue Richtung, die er seitdem nicht mehr verlassen hat und nicht mehr verlassen kann. Mit dem Aufstieg des Christentums beginnt das Leben aus der Seele als dem gemeinsamen Quell der inneren Kräfte, nimmt die geschichtliche Entwicklung, die nach Herder mit der Entstehung des Menschen die natürliche ablöst, eine Wendung, die im Grunde genau so entscheidende Abkehr vom Bisherigen ist wie das menschliche Kulturwerden Abkehr vom animalischen Werden des Tiers. In dem Augenblick, in dem das Christentum geboren wird, wird die Religion geboren, tritt der Mensch aus der bisherigen Zeitlichkeit der Geschichte in die Zeitlosigkeit seines erkannten Daseinssinns. Das Gottesreich erhebt sich gegen die weltlichen Reiche: die Zeit ist erfüllt, der Zwiespalt, der seit dem Sündenfall das Dasein der Welt durchzieht, kann, nachdem dieser Entwicklungspunkt einmal in einer Seele erreicht ist, überbrückt, der Ring wieder geschlossen und die Erfahrung nicht mehr rückgängig gemacht werden.

Denn das grundlegende religiöse Erlebnis in Christus, die Berührung mit dem Göttlichen, seine entscheidende innere Erfahrung, die Harnack sehr fein als das Sohns-Erlebnis in ihm umschrieb, ist zum wenigsten als Aufgabe eine allgemein menschliche Angelegenheit jenseits des Persönlichen und jenseits aller sonstigen menschlichen Differenzierungen. Das Wesen des Christentums ist es, und seine von Goethe bezeugte Ewigkeit beruht darauf, daß es die einzige Religion ist, die auf dem wirklichen inneren

Schicksal der Seele aufbaut – und darum die Religion ist. Weil es aber diese Allgemeingültigkeit und Allgemeinverbindlichkeit aus seinem Wesen heraus mitbringt, vermag es wohl in allerhand Sonderformen und Sonderabwandlungen einzugehen: es vermag aber von seinem Grundcharakter, von dem christlichen Kern nichts aufzugeben zugunsten anderer Faktoren. Sein Wesen ist die Absolutheit des Religiösen, die absolute Beziehung auf das Göttliche. Mit der steht und fällt es. Der christliche Mensch vermag sein Dasein den Mächten der Erde, dem Staat, dem Volk, der Arbeit zu überlassen; seine Seele behält, wofern er ein christlicher Mensch ist, die Aufgabe, den Weg zu gehen, der durch den Mythos des Christentums umschrieben ist. Denn dieser Mythos ist nichts anderes als die Vision der menschlichen Seele, die – einmal die christliche Wendung zum Leben gegen sich, gegen den natürlichen Menschen vollziehend – den schweren Weg zu ihrem eigensten innersten Kern, zum Göttlichen als dem absolut Guten, dem ewig Richtigen hin wandert. Darum empfindet man alle Versuche einer nur historisch kritischen Behandlung der christlichen Probleme, ihre Betrachtung vom Sozialen, ihre Herleitung von Vorläufern als so belanglos, weil sie am Eigentlichen, am Kernpunkt des Phänomens, an der Permanenz im Wesen des Christentums vorbeigreifen. Die zur Zeit Harnacks gerade wieder einmal aktuelle Frage, ob Christus gelebt habe, enthält, obwohl aus einer ablehnenden Haltung gegen das Christentum gestellt, im Grunde eine kleine Einsicht: es ist zuletzt belanglos, wo und wie er zeitlich im Einzelnen, Äußerlichen gelebt hat. Das Entscheidende ist, daß er das auf dieser Stufe des Werdens für alle notwendig gewordene seelische Schicksal leben und verwirklichen und damit das allgemeine, alle verpflichtende Bild dieses Schicksals als zeitloses Sinnbild des Lebens der Seele in die Welt stellen konnte.

*

Harnack hat in seinem Wesen des Christentums dies allgemein Verbindliche und Verbindende sehr fein von der Welt des Religiösen aus aufgezeigt. Von der großen metaphysischen Betrachtung der Welt hat Hegel den Sinn und das Wesen des Christentums gedeutet – in seiner Philosophie der Geschichte. Erst zeigt er, wie das Römertum mit seiner harten Diesseitigkeit die Wendung nach innen erzwingen mußte, ohne die das Christentum nicht den Boden finden konnte, den es brauchte: dann entwickelt er den Weg der Seele vom Sündenfall am Baum der Erkenntnis bis zum Kreuz auf Golgatha. Er deutet ihn von seiner Weltbetrachtung aus dem Geist – und kommt zu den gleichen Ergebnissen wie sein theologischer Nachfolger um 1900. Er muß zu den gleichen Resultaten kommen, weil jede Betrachtung des Christentums, die bis auf das Wesentliche geht, zum zeitlos und allgemein Gültigen kommen muß. Der Zeit und der Geschichte unterliegen die Erscheinungen, die sich in den Außenbezirken des Lebens abspielen: sobald man bis zum Kern, zum Wesensinnern vordringt, gerät man ins Bereich des Allgemeinen, bleibend Gültigen. Es ist genau wie in den geistigen Bezirken. Erst kommt der Umkreis der Meinungen, Ansichten, Urteile; stößt man durch ihn hindurch, so kommt man zu den Feststellungen, zu dem, worüber nicht mehr diskutiert werden kann, zuletzt zum Gesetz, zur Mathematik, die keinerlei besondere Voraussetzung mehr kennt, sondern souverän mit dem Anspruch absoluter Gültigkeit für alle und alles auftritt. Der Selbstverwirklichung des Geistes, die hier, der Zeit enthoben, sich vollzieht, besser noch darstellt, entspricht die im Mythos des Christentums sich spiegelnde Selbstverwirklichung der Seele auf dem Weg zum Göttlichen, d. h. zu sich selber – den sie geht, wie der Geist. Urteil, Meinung, Kritik hören hier ebenso auf wie die Beziehung auf empirisch Wirkliches: der Weg der Seele ergibt sich aus ihrem Wesen und ihrer Existenz im Bereich der anderen Seelen mit der gleichen Notwendigkeit wie der Weg des Geistes im Bereich des Mathematischen. Denn hier

im Religiösen vollzieht sich Schicksal – und das untersteht in diesem Bereich der gleichen, wenn auch sich anders darstellenden Gesetzlichkeit, wie sie in den naturwissenschaftlichen Gebieten die Beziehungen der Körper und der Kräfte regelt. Die Freiheit, aus der die Seele lebt, ist zugleich die Gesetzlichkeit und Notwendigkeit ihres Wesens: sie geht, sobald sie dieses Wesen sinngemäß im Leben verwirklicht, den christlichen Weg, weil der der einzige Weg der menschlichen Wesensverwirklichung ist. Die menschliche Seele hat nun einmal von ihrem Ursprung her die furchtbare Eigenschaft mitbekommen, sich ihrem eigenen Sinn gemäß nur dann zu entfalten, wenn der Mensch ihren richtigen Weg geht, dagegen zu verfallen, zerstört und zerbrochen zu werden, wenn er falsche Wege geht. Zum Himmel der Vereinigung mit ihrem Sinn gelangt sie nur bei richtigem Leben, sobald sie dem eingeborenen Soll folgt, dem Ethos, das im Christentum eins mit der Religion, der Forderung der Verwirklichung des Göttlichen geworden ist. Zur Wirklichkeit des Lebens gelangt nur der richtig Lebende – der hinter seiner empirischen die Seele, die eigentliche, auf Gott hin ausgerichtete, erkannt hat, und gegen die eigene Seele lebend die ewige, die allgemeine in sich Wirklichkeit werden läßt. Die empirische Seele mag sich der Welt verbinden, dem Leben in all seiner Vielheit und Buntheit; die im Religiösen entscheidende Seele sitzt erst in der Tiefe dahinter, da, wo die Welt der Mächte, der Kräfte an sich beginnt. Das tiefe Wort des Evangeliums bekommt von hier aus seinen Sinn: „Nur wer seine Seele haßt, wird sie bewahren."

*

Begriff und Wirklichkeit des Christentums haben in den Jahrhunderten seiner Existenz manche Wandlungen durchgemacht. Das Wesen des Christentums ist von diesem Wandel im Grunde unberührt geblieben: zuletzt hat nicht einmal die protestantische Wendung etwas Neues gebracht. Sie hat lediglich versucht, wieder zu dem zeitlosen Wesenskern der Lehre, die viel mehr als Lehre, nämlich zeitloses Lebensvorbild aus der innersten Gesetzlichkeit der Seele ist, zurückzuführen, und zwar den Einzelnen zurückzuführen, den die Zeit des sinkenden Mittelalters von 1230 an bis zum späten Ausklang dieser ersten Wendung zur Wirklichkeit in der Renaissance freigemacht hatte. Der Protestantismus war es, der die Aufgabe vollendete, die Hegel den germanischen Völkern am Christentum zuschob: „Die Bestimmung der germanischen Völker ist, Träger des christlichen Prinzips abzugeben. Der Grundsatz der geistigen Freiheit, das Prinzip der Versöhnung wurde in die noch unbefangenen ungebildeten Gemüter jener Völker gelegt, und es wurde diesen aufgegeben, im Dienste des Weltgeistes den Begriff der wahrhaften Freiheit nicht nur zur religiösen Substanz zu haben, sondern auch in der Welt aus dem subjektiven Selbstbewußtsein frei zu produzieren." Das germanische Reich wurde als das christliche, das Reich der Totalität erkannt, das die bisherigen Perioden der Geschichte, das Reich des Vaters, des Sohnes und des Geistes von neuem wiederholen mußte. Der Protestantismus versuchte die Erfüllung dieser Aufgabe im Einzelnen, im Individuum, das ja zuletzt das eigentliche Medium der Verwirklichung des christlichen Erlebens war, des abgeschwächten Sohns-Erlebens, das ohne Abschwächung Christus allein vorbehalten blieb. Der Katholizismus, nicht umsonst Erbe des römischen Reichs, übernahm die viel schwerere Aufgabe, die jeweilige Masse an die Wesenswelt des Christentums heranzuführen, die Wege zu finden, auf denen die Vielen möglichst weit in die göttlichen Bezirke gezogen werden konnten. Verschieden waren die Aufgaben und die Mittel zu ihrer Lösung: der Wesenskern, um den es ging, das Christentum als solches, als die Religion an sich, die zeitlose über allen zeitlichen Wirklichkeiten, war hier wie dort von gleicher Art. Über das Wesen des Christentums

und seine Allgemeinverbindlichkeit für den Gesamtbereich der Seelen, die nur ein Ichzentrum, nur Einen Gott anerkennen, gibt es im Grunde so wenig eine Diskussion wie über die Allgemeinverbindlichkeit des Mathematischen. Der Kern des Lebens ist im Geist wie in der Seele zuletzt überpersönliches Gesetz: die persönlichen Unterschiede ergeben sich paradox nur daraus, daß die einzelnen Individuen verschieden weit an diese Verwirklichung ihres zuletzt unpersönlichen Kerns herankommen.

Lebendige Vergangenheit

Joseph v. Görres (1776–1848). Aus dem „Rheinischen Merkur" (1814–1819)

Aufforderung an die Männer des Mittelrheines für das gemeinsame deutsche Vaterland

Jünglinge dieses Landes, höret auf diese Rede: Das Vaterland hat auf euch den Blick geheftet und harret des Entschlusses, den ihr ergreifen werdet. Ganz Deutschland ehrt und achtet mit Vorliebe die Bewohner des schönen Rheines, die Mosellaner, die an der Saar und alles, was sonst in diesen Gauen lebt und drängt; überall, wo wir erscheinen, werden wir mit Herzlichkeit und Liebe aufgenommen, man hat Freude an unserem Wesen und erkennt uns für Deutsche vom Kern des Landes, und es war ein tiefer Schmerz für das gesamte Volk, als uns eine Zeit von ihm abgerissen. Und diese Ehre sollten wir verscherzen und sollten allein zurückbleiben, nachdem alle andern Volksstämme aufgebrochen? Wir würden mit Recht ausgestoßen werden, wir würden überall zum Gespött werden, wo vorher unser Ruf geblüht, Deutschfranzosen würden sie uns nennen und uns also mit dem ärgsten Schimpfwort schelten. Nein, wie ehedem, als das Deutsche Reich noch in der alten Herrlichkeit gestrahlt, müssen auch jetzt die Schwaben und Pfälzer und alles, was den Rhein hinunter wohnt, in den deutschen Schlachten wieder sich die Vorhand gewinnen. Denn der Rhein ist Deutschlands hochschlagende Pulsader, wir aber, als die nächsten der bedrohten Grenze, müssen eine feste Wehrmauer und ein Schutz dem Vaterlande werden, das dort am gefährlichen Punkte ein müßiges, schläfriges, zaghaftes Volk nicht dulden kann. Darum auf, ihr in diesen Landen: Deutschland soll wissen, daß ihr vom alten Stamme nicht entartet seid . . . Wir wollen uns nicht die Freiheit als eine Gabe erbetteln, sie soll uns durch eigene Macht gewonnen sein, nicht einmal unser Vaterland soll uns gegeben werden, wir wollen es uns selber nehmen. Wir haben Rache zu fordern für die Schmach, die sie unserem Volke angetan, wir müssen unserm Alter den Frieden erstreiten, der unserer Jugend nicht gegeben war. Und wenn nach Jahren im Norden vielleicht die Flamme erloschen ist, dann muß sie noch nachglühen hier am Rhein, denn das Herzblut Deutschlands fließt in seinem Bette, und die Begeisterung kreist in unseren Adern.

*

Neben der Zwietracht, welche Deutschland in politischer Hinsicht in sich entzweit, läuft als Gesellin die Unduldsamkeit, welche die verschiedenen Religionsparteien veruneinigt. Die eine ist soviel wert wie die andere, und beide gehen aus der erbärmlichsten Selbstsucht hervor, dieses stille Anfeinden, diese Scheelsucht, mit der sich die Glieder der verschiedenen Bekenntnisse verfolgen, kann nichts für sich anführen, sie ist nur auf der Schlechtigkeit im Menschen gegründet. Sie wollen sie ausgeben für

frommen Eifer, aber dieser verfährt nicht so: er haßt nicht und verfolgt nicht, nimmt nicht den Hader mit in die stille Kirche, wo der Gottesfrieden wohnen soll, und erfüllt nicht mit Streit das stille Haus des Herrn.

*

Haben aber die verschiedenen Glaubensgesellschaften denn nicht nebeneinander gestanden auf dem Felde der Ehre, sind sie nicht nebeneinander gefallen für dieselbe Sache? Sie stehen in ein und demselben Raume vor Gott, vor dem allein nur bleibt, was seiner würdig ist? . . .

*

Indem wir dem Protestantismus seine noch fortdauernde historische Notwendigkeit und die verjüngende, erfrischende Wirkung, die er auf die Zeit geübt, ohne Bedenken anerkennen, verlangen wir aber auch von ihm die klare Einsicht, die ihm innewohnt, daß auch der Katholizismus eine welthistorische Erscheinung ist und ebenso wohltätig und erfrischend werden kann, daß alle Entrüstung gegen ihn unverständig und unnütz sein muß. Es liegt in der Natur des menschlichen Geistes, daß er jedem Zwange entfliehend gewaltsam gegen seine Schranken herantreibt und sich in allen Gegensätzen versucht, und hat er es zu irgendeinem Äußersten getrieben und furchtbar die Macht gefühlt, die dort mit ihren Schrecken ihn bändigt, dann kehrt er in sich selbst zurück, um, da er nie rasten kann, es in anderer, am liebsten in der entgegengesetzten Weise zu versuchen. Und gerade an dieses Ausbreiten nach den Gegensätzen ist das Geheimnis des Lebens geknüpft: wenn das Entzweite an das Fernste gekommen, schlägt es funkenwerfend ineinander und das Alte kehrt in verjüngter Gestalt zurück. In dieser Gesinnung hat sich schon längst in den besten aller Konfessionen der Keim einer wiederauflebenden Kirche in Deutschland entwickelt, die dem alten Werke aufgesetzt und es in seiner Würde anerkennt, doch in dieser Form nicht dagewesen ist, deren Glieder innerlich verschieden und der Gesinnung nach abgestuft, doch im Wesen völlig einverstanden sind. Wollen wir deutsch verfahren, so wenden wir zuerst die Kraft, die sich eitel nach außen verbreiten möchte, gegen uns selbst zurück, lassen wir die Idee, die in uns hineingetreten, unser Inneres durchleuchtet und durchwärmt, reichen wir einer dem andern die Leuchte hin, damit er sein Licht entzünde, legen wir selber Hand an uns wie der Bildhauer an Stein und Erz, und wenn wir es dann zu einer rechten Gestalt gebracht, dann ist unser Volk eine leuchtende Ehrensäule wie noch keine in der Geschichte gestanden hat. Und hat das Innere erst sein Recht erlangt, dann mag es auch dem Äußeren zuteil werden, das Leben kann sich dann fröhlich offenbaren in Formen und Bildungen, die es spielend der Natur abgewinnt, während es jetzt mit ihr ängstlich ringen muß. Dann wird es sich der Vergangenheit zuwenden und, was jene Großes und Gewaltiges unvollendet hinterlassen, vollenden oder als heiliges Vermächtnis den Enkeln zur Vollendung übergeben.

*

Man kann aber die Zukunft nicht fordern, wie man die Vergangenheit nicht wiedererwecken kann: die Religion, die sich meist in die Herzen zurückgezogen, hat aufgehört ein architektonisches Prinzip zu sein. Darum baut der Werkmeister dieser Zeit nur mit den Arbeitern, die sich rüstig erweisen und braucht nur die als Gehilfen, die bei Kraft sind. Zu göttlichem Ratschluß soll man den menschlichen tun, soll den Dingen ihren Lauf gestatten und nicht mit Gewalt von oben oder unten die Ereignisse verwirren, denn nur in Treue und Gerechtigkeit handelt der Deutsche seiner Natur gemäß, alles außer ihnen ist ungeschickt und ohne Segen. Seit langem sucht der Instinkt des Volkes, der das nahende Verderben mit Sicherheit erkennt, einen Ausweg und hat sich zum Schrecken aller, die an der Aufklärung gearbeitet, auf die

Religion geworfen. Man darf sich aufrichtig über diese Wendung freuen, da der Deutsche nur dann seine alte Kraft und innere Sicherheit wiederzugewinnen hoffen darf, wenn er seine Religiosität wieder gewonnen. Es mag sein, daß Arglist da und dort in dieser Sache wirkt, aber Tücke wird auf das Haupt ihrer Urheber fallen, an dieser Stelle ist jedes Falschspiel verderblich für den Falschspieler. Mag die Willkür wie immer früher in der Geschichte zum Altar flüchten, jede wohlbegründete Macht findet dort ihre sicherste Gewähr, aber keine Tyrannei wird von der ewigen Gerechtigkeit gehegt, und wollten sich ihre Diener zu argem Bunde vereinen, so würden sie, wie schon mehr als einmal geschehen, nur Genossem des Verderbens werden. Erst seitdem das Heiligtum in der Brust zerstört, seit man das Rossegestampf der Leidenschaften da vernimmt, wo der Altar gestanden, ist die Nation irre an sich selbst geworden, ist der innere Verlaß von ihr gewichen, das Band ihrer geistigen Natur gerissen.

*

Die Reformation war die Explosion der innewohnenden Freiheit des Geistes, sie sprengte die versteinerte Rinde und befreite die Idee, die sich unter die neue und alte Kirche verteilte und mit ihrem freien Element dem fortdauernd gebundenen entgegenwirkte. Dieser Kampf der siegreich gewordenen Federkräfte gegen ihre Bindungen mußte zu einem Grad von Expansion führen, wo in der höchsten Befreiung alle Spannung sich verliert, wo die Freiheit in ihrer äußersten Ausbreitung sich ins Leere verirrt, wo die geistige Kraft an der äußersten Schranke des Daseins umzukehren genötigt ist, um sich selbst wieder zu finden und ihrer wieder froh zu werden. An diesem Punkte ist der Protestant seit geraumer Zeit angelangt, er ist bis zu jenen unwirtlichen Regionen vorgedrungen, wo dem Geist in dünner Luft der Atem versagen will, wo schweigende Einsamkeit ihn umfängt und keine Stimme ihm auf seine Frage Antwort gibt. Darum nähert er sich nach dem allgemeinen Naturgesetz, dem sich nichts Irdisches entzieht, wieder der Mitte, wo die freie Bindung mit der freien Entfaltung abwechselt und die Kräfte wieder ihre Betätigung finden, die zuvor geruht. Und es kreuzt sich diese rückgängige Bewegung mit der vorschreitenden, die in politischen Dingen sich noch in vollem Schwunge entwickelt. Ein Glück wäre es, wenn eine feste und sichere Hand beide Bewegungen an ihrem Kreuzungspunkt zu fassen und zu befestigen wüßte.

CARL FREIHERR VON STOCKMAR †

Königin Caroline von England

Im Nachlaß meines Vaters fand ich ein altes Heft mit Notizen zu verschiedenen Vorträgen, die er im Laufe der Zeit gehalten hat, unter andern zu dem folgenden Aufsatz über die Königin Caroline von England, deren Bild durch seltsame Umstände in den Besitz unseres Großvaters kam. Es ist ein hübsches Pastellbild, in Braunschweig aus Anlaß der Verlobung gemalt, und hängt noch heute unter vielen anderen fürstlichen Porträts in meinem Elternhaus.

Mein Vater war in der Lage, aus sehr guten und sicheren mündlichen Quellen zu schöpfen, denn mein Großvater kannte die Königin persönlich und hat die ganze Skandalgeschichte in England miterlebt. In unserer Bibliothek befindet sich eins der seltenen Exemplare der Schrift über den Prozeß der Königin. Die ganze Auflage war seinerzeit eingestampft worden.

Ich lasse nun die Erzählung meines Vaters folgen, an der ich nur etwas kürzte, gar zu derbe Anekdoten unterschlug und die Form ein wenig änderte, um aus dem persönlich gehaltenen Vortrag einen lesbaren Aufsatz zu machen.

Elsa Freiin von Stockmar.

Caroline Amalie Elisabeth, zweite Tochter des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und der Herzogin Auguste, Schwester des Königs von England, wurde am 17. Mai 1768 in Braunschweig geboren. Schon das Schicksal ihrer Familie war tragisch. Der Vater und der Bruder fielen auf dem Schlachtfeld, die ältere Schwester, an den nachmaligen König von Württemberg verheiratet, starb eines mysteriösen Todes in Rußland. Ihr Neffe Herzog Karl wurde 1820 aus Land und Regierung verjagt. Mit ihrem jüngsten Neffen Herzog Wilhelm starb dann später das Haus Braunschweig aus. Ihr Vater war der preußische Feldherr, der 1806 bei Auerstedt tödlich verwundet wurde. Bei der Erziehung seiner Kinder war er entweder der feine, französische Hofmann der alten Schule, schöngeistig, frivol, streng in der Beobachtung der Etikette, oder der derbe Soldat aus Friedrich des Großen Zeit, mit dem Korporalstock in der Hand. Bei der geringsten Gelegenheit traktierte der Herzog Söhne und Töchter mit Ohrfeigen und dem Stock. Die Mutter war eine wunderliche, langweilige, aber gutmütige Frau. Sie schwärmte etwas zu sehr für die damals beliebte Abhärtungstheorie in der Erziehung, was ihren Kindern nicht immer gut bekam.

Prinzeß Caroline wuchs ziemlich unerzogen wie ein übermütiges Füllen auf. Sie war sehr begabt, doch unstet beim Lernen und in ihren Liebhabereien. In ihrer Gutmütigkeit war sie sehr unvorsichtig, war aber immer liebenswürdig dabei. Das Necken war ihr Element, und ihre Lehrer, der Hof und etwa anwesende Gäste hatten darunter zu leiden, während sie selbst des Vaters Stock riskierte. Sie hatte ein großes Nachahmungstalent und übte es reichlich auf andrer Leute Kosten aus.

Prinzeß Caroline war schon sechsundzwanzig Jahre alt geworden, nicht ohne allerhand Liebesabenteuer gehabt zu haben, als sich im Jahr 1794 in der Person des Prinzen von Wales, ihres Vetters, eine glänzende Heiratsaussicht für sie zeigte.

Der Prinz von Wales war damals zweiunddreißig Jahre alt. Von seinen Freunden wurde er „the first gentleman of Europe“ genannt. Wegen seines liederlichen Lebenswandels war er mit seinem Vater gänzlich zerfallen, außerdem war er nach der Tradition aller Prinzen von Wales Freund der antiministeriellen Partei. Er seufzte unter einer Schuldenlast von fast siebenhunderttausend Pfund. Vergeblich hatte das Parlament schon einige Jahre vorher hundertsechzigtausend Pfund für ihn bezahlt. Von seinen Gläubigern gedrängt, seiner früheren Verbindungen überdrüssig, nahm er das Anerbieten seines Vaters an, der ihm seine Schulden bezahlen und seine Apanage erhöhen wollte, wenn er dafür eine dem Vater genehme Heirat machen würde. Daraufhin wurde der Vertrag geschlossen und sich nach einer passenden Prinzessin umgesehen. Ernstlich in Frage kamen nur zwei: die Prinzeß Caroline von Braunschweig, die Nichte des Königs, und die Prinzessin Luise von Mecklenburg (spätere Königin von Preußen), die Nichte der Königin von England.

Die Porträts der Kandidatinnen wurden vom Kontinent aus nach London geschickt, und das Bild der Prinzessin Caroline soll den Beifall des Prinzen von Wales gefunden haben. Es wurde sofort der Befehl erteilt, die Heiratsverhandlungen zu beginnen. Dem Prinzen wurden seine Schulden bezahlt. Als das Schuldenverzeichnis dem Parlament im einzelnen vorgelegt wurde und darin unter andern eine Rechnung von viertausend Pfund für Seife figurierte, bemerkte ein parlamentarischer Witzbold, daß dieser Seifenverbrauch sehr für die körperliche, wenn auch nicht ganz sicher für die moralische Reinheit des Prinzen spräche!

Im November 1794 wurde Lord Malmesbury nach Braunschweig gesandt, um offiziell um die Hand der Prinzessin anzuhalten, den Heiratspakt abzuschließen und die Prinzessin auf ihrer Reise nach England zu begleiten. Er erzählt in seinen hochinteressanten Memoiren viel über den Braunschweiger Hof und die Prinzeß. Letztere schildert er als eine natürlich begabte, aber in ihren Äußerungen unvorsichtige,

Mangel an Takt verratende Person, und er sucht vergeblich, ihr gute Lehren und Vorsichtsmaßregeln für England, den dortigen Hof und ihr persönliches Verhalten dem Prinzen von Wales gegenüber beizubringen.

Der Herzog sagte zu ihm: „Elle n'est pas bète, mais elle n'a pas de jugement. Elle a été élevée sévèrement, et il le fallait."

Die Prinzeß landete, von Malmesbury und den ihr von England entgegengeschickten Hofdamen begleitet, Anfang April 1795 in Dover. Die erste Begegnung mit ihrem Bräutigam fand im St.-James-Palast statt. Malmesbury erzählt, daß der Prinz die vor ihm kniende Braut anmutig aufgehoben, sie sehr flüchtig betrachtet und dann über die Schulter zu ihr gesagt habe: „Ich fühle mich unwohl, schaffen Sie mir schnell ein Glas Brandy." Noch vor der Vermählung zeigte sich bei beiden die gegenseitige Abneigung. Bei der Trauung war der Prinz so betrunken, daß er sich kaum auf den Beinen halten konnte und ohne die rechtzeitige Unterstützung des Herzogs von Bedford hingefallen wäre. Die Prinzessin vergalt all seine Rohheiten durch beißende Witze über ihn und seine damalige Mätresse, die zugleich ihre erste Hofdame war, Lady Jersey. Letztere trug durch ihre Klatschereien wohl am meisten dazu bei, das eheliche Verhältnis zu stören oder unmöglich zu machen.

*

Dem sonderbaren Ehepaar wurde am 7. Januar 1796 eine Tochter geboren: Prinzeß Charlotte, die 1816 den Prinzen Leopold von Coburg heiratete. Statt daß die Geburt dieses Kindes die Gatten einander näher gebracht hätte, trat das Gegenteil ein. Die kleine Prinzeß war kaum drei Monate alt, als sich ihr Elternpaar trennte. Prinzeß Caroline verließ Carlton House, den Palast ihres Mannes, und zog mit ihrer Tochter nach Blackheath, einer ländlichen Vorstadt von London, wo sie acht Jahre lang wohnen blieb.

Charakteristisch sind bei dieser Trennung die zwischen den Ehegatten gewechselten Briefe.

Der Prinz schreibt:

Madam,

Da Lord Cholmondaly mir gesagt hat, daß es Ihr Wunsch ist, ich möchte schriftlich die Bedingungen niedersetzen, unter denen wir beide ferner zu leben gedenken, werde ich mich bemühen, dies mit so viel Klarheit und Anstand zu tun, wie die Natur der Sache gestattet. Unsere Neigungen sind nicht in unserer Gewalt, und keiner von uns beiden ist verantwortlich dafür zu machen, daß uns die Natur nicht füreinander passend geschaffen hat. Ein ruhiges und behagliches Leben zu führen, ist aber in unserer Macht. Lassen Sie uns daher uns nur auf dieses beschränken. Ich will mich der von Ihnen verlangten Bedingung ausdrücklich unterwerfen, daß ich nämlich auch für den Fall, daß meiner Tochter irgendein Unfall zustoßen würde, nicht an den Festsetzungen unserer Trennung rütteln werde, noch zu irgend einer Periode zwischen uns eine nähere Verbindung wieder herbeiführen will.

Ich werde diese unangenehme Correspondenz nun schließen, indem ich darauf baue, daß der Rest unseres Lebens nun in ununterbrochener Ruhe dahinfließen wird, nachdem wir uns gegenseitig ausgesprochen haben.

Ich verbleibe usw.

Die Prinzeß antwortet, mutig auf das heikle Thema eingehend: Daß es sie nicht überrasche, was ihr der Prinz sage, da es nur das bestätige, was der Prinz tatsächlich seit Monaten unterlassen habe. Es stände ihr nicht zu, sich darüber zu beklagen, aber dem Prinzen allein gebühre die Ehre, sich dieses Arrangement ausgedacht zu haben, und es ginge nicht von ihr, sondern von ihm allein aus. Sie

sei genötigt, die ganze Angelegenheit ihrem Schwiegervater, dem König, mitzuteilen. Schließlich fügt sie noch einige würdige Worte hinzu, wie sie in Zukunft zu leben gedenke.

Leider aber erfüllte sie diesen Vorsatz in keiner Weise.

Die einzige Person, die ihr wohlwollte, war ihr Oheim und Schwiegervater, der König. Er hielt darauf, daß die Prinzeß zeitweise zu den offiziellen Hoffesten eingeladen wurde, wobei dann der Prinz von Wales nicht anwesend war. Zu den übrigen Mitgliedern des Königlichen Hauses hatte sie gar keine Beziehungen. Die Königin haßte sie geradezu, und der arme König konnte ihr auch nicht viel helfen. Bereits in den ersten Jahren seiner Regierung hatten sich bei ihm vorübergehende Spuren von Geisteszerrüttung gezeigt, im Jahre 1810 erlosch seine Vernunft gänzlich, und der Prinz von Wales übernahm die Regentschaft bis zum Tode des Königs 1820.

Verlassen von ihrem Mann, zerfallen mit ihren Angehörigen, lebte nun Caroline mit ihrer kleinen Tochter in der Villa in Blackheath ein tolles, in jeder Hinsicht unwürdiges Leben. Ihre Gesellschaft bestand aus Männern der parlamentarischen Opposition. Damen gingen überhaupt nur sehr selten in ihre Nähe. Der später berühmte Sidney Smith, der junge Lord Westmoreland und eine ganze Reihe junger Männer der guten Gesellschaft galten für ihre Liebhaber. Wieviel daran wahr gewesen ist, wird wohl nie klarzustellen sein. Tatsache ist nur, daß sie tat, was sie konnte, um sich in den Augen der Engländer unmöglich zu machen.

Als die Prinzeß hörte, daß ihr Mann und der Herzog von Kent von ihrem ärgerlichen Lebenswandel Notiz nahmen, ihr aufpassen und ihre Wohnung von Spionen umgeben ließen, verfiel sie auf ein komisches Mittel, diese zu täuschen und zu ärgern. Sie hatte eine sehr große, männlich aussehende Kammerjungfer. Dieser befahl sie, sich als Mann verkleidet mehrere Nächte hintereinander in die Villa einzuschleichen. Nachdem die Spione sicher waren, einen neuen Liebhaber entdeckt zu haben, mußte sich die Kammerjungfer eines Nachts ergreifen lassen, und die ganze Komödie endete mit dem Lachen der Prinzessin und der Beschämung der Spione.

Im Oktober 1802 mußten sich auf Befehl des Königs der Premierminister W. Pitt und der Lordkanzler zur Prinzeß begeben, um ihr ernstliche Vorstellungen über ihr Benehmen zu machen. Beide Herren waren erstaunt über die eisige Kälte, mit der ihre dringenden Worte aufgenommen wurden. Endlich gab die Prinzeß insofern nach, als sie wenigstens versprach, sich zu bessern.

Der Prinz von Wales wollte ihr schon damals die Tochter wegnehmen, aber der König glaubte sie noch besser bei ihr aufgehoben als bei seinem Sohn, und so verblieb sie diesmal noch bei der Mutter. Im Jahr 1806 aber wurde die Sache ernster. Caroline hatte in ihrer Gutmütigkeit den Sohn eines armen Arbeiters zu sich genommen und war so in ihn vernarrt, daß sie sich nicht mehr von ihm trennte, ihn überall um sich hatte und ihn sogar in ihrem Zimmer schlafen ließ.

Der General Sir John Douglas und seine Frau hatten seit Jahren viel mit der Prinzeß verkehrt, und diese hatte sich vor allem an die Lady angeschlossen. Plötzlich zeigte der Prinz von Wales dem König an, Sir John und Lady Douglas hätten ihm gemeldet, daß die Prinzessin heimlich von einem Knaben entbunden worden sei, der bei ihr unter dem Namen William Austin aufwüchse. Die Prinzeß habe der Lady dieses Faktum eingestanden. Der Prinz drang auf Untersuchung dieser Sache, die ihn und den Staat allerdings nahe genug anging. Der König, der seine Nichte soviel wie möglich schützte, setzte eine geheime Untersuchungskommission aus vier rechtsgelehrten Ministern zusammen, und das Ergebnis der Untersuchung war, daß die Anklage der Lady Douglas verworfen, daß aber in dem Betragen der Prinzessin Leichtfertigkeit gefunden und sie deshalb getadelt wurde. Ehe der Urteilsspruch aber der Prinzessin mitgeteilt wurde, erfolgte auf Wunsch des Prinzen, der neue Zeugen herbeischaffen wollte, ein Aufschub. Dies war der Angeklagten günstig, denn es fand

währenddessen ein Ministerwechsel statt, und zwei ihrer Verteidiger, Lord Eldon und Mr. Perceval, gelangten ins Ministerium. Sie betrieben natürlich die Sache ihrer Klientin mit noch mehr Erfolg, und aus dem Tadelsvotum wurde eine Erklärung, die die Prinzessin formell von allen Punkten der Anklage freisprach. Die Minister forderten den König auf, sie wieder bei den Hoffestlichkeiten zu empfangen, und dies geschah, ohne daß sich natürlich in ihren Beziehungen zur königlichen Familie etwas änderte. Immerhin hatte sie die Befriedigung, den Prinzen geschlagen zu haben.

Die Prinzeß ist mutig und trotzig bis zum Äußersten. Sie erklärte z. B., sie könnte jederzeit diesen Knaben Austin zum Prinzen von Wales machen, da sie ja nicht von ihrem Manne geschieden sei. Ein anderes Mal sagt sie in bitterem Übermut, sie sei allerdings des Ehebruchs schuldig, aber nur des Ehebruchs mit dem Gemahl der Lady Fitzherbert. Diese war eine Katholikin, die dem Prinzen von Wales durch eine juristisch ungültige Zeremonie angetraut worden war. Die Feinde der Prinzeß, ihr Mann und dessen Anhang zeigten dieselbe rachsüchtige Bosheit wie später. Bestechung von Dienstboten, um deren Aussagen gegen die Prinzeß anführen zu können, ist das berühmte Mittel, das immer wieder angewandt wird. Ihre Verteidiger von 1806 waren die Tories, die 1820 ihre Hauptgegner sind. Die Whigs, ihre Gegner von 1806, sind 1820 ihre treuesten Freunde. Sie ist in den Händen der Parteien ein Spielzeug geworden, was die jedesmalige Opposition benutzt, um dem im Amt befindlichen Ministerium Verlegenheit zu bereiten.

Die Untersuchung scheint nicht ohne Eindruck auf die Prinzeß geblieben zu sein, denn sie lebte nun mehrere Jahre ohne offenen Skandal. Sie wurde etwas gehaltvoller, fing an, sich für Geist und Talent zu interessieren, und in Connaught Terrace, wo sie jetzt residierte, waren Walter Scott, Lord Byron, Sir Thomas Lawrence, der witzige Sidney Smith und der junge Lord Palmerston oft gesehene Gäste.

1811 trat der Prinz von Wales die Regentschaft an und gab seiner Tochter zu Warwick House eine besondere Wohnung, Erziehung und Dienerschaft, trennte also Mutter und Tochter fast vollständig, indem es ihr nur alle vierzehn Tage erlaubt war, die Tochter zu besuchen. Der Prinzregent wollte bei seiner Tochter alle Opposition im Keime ersticken und befahl, sie solange wie möglich als Kind zu behandeln. Einen eignen Willen dürfe sie nicht haben, solange er lebe, und wenn sie darüber vierzig Jahre alt würde. Die Großjährigkeit der Prinzeß hätte natürlich daran viel geändert, und die Mutter hätte gutgetan, in Geduld diesen Zeitpunkt abzuwarten. Statt dessen ließ sie sich von ihrer Leidenschaft wieder hinreißen, zur Unzeit für sich auf Gerechtigkeit, für ihre Tochter auf Befreiung zu dringen.

Sie richtete einen Brief an den Regenten, in dem alle ihre Beschwerden aufgezeichnet waren. Zweimal wurde er ihr uneröffnet zurückgeschickt. Das drittemal antwortete ihr der Ministerpräsident Lord Liverpool: daß der Prinz den Brief gelesen, aber nicht geruht habe, eine darauf bezügliche Antwort zu geben. Tags darauf ließ Caroline den Brief im Morning Chronicle erscheinen. Es läßt sich leicht erraten, welch Aufsehen diese Veröffentlichung machte. 1806 blieb der Prozeß ein Staatsgeheimnis, 1813 trat er jedermann in England vor Augen. Die Bewegung war so groß, daß der Prinzregent unmöglich schweigen konnte. Seine Frau hatte ihn gezwungen, Farbe zu bekennen und ihn gewissermaßen vor der ganzen Nation angeklagt.

Warum hatte man Mutter und Tochter getrennt? Warum kamen immer wieder die Verleumdungen und Anklagen gegen die Prinzessin zum Vorschein? Warum wurde die junge Prinzeß wie eine Gefangene gehalten? Warum wurde sie noch wie ein Kind in kurze Kleider gesteckt und noch nicht einmal konfirmiert? All diese Fragen wurden jetzt öffentlich vor der ganzen Nation verhandelt. Der Prinzregent versammelte den geheimen Rat, im ganzen dreiundzwanzig Köpfe, und legte ihm die Frage vor: ist Grund vorhanden, die Prinzessin von Wales von ihrer

Tochter zu trennen, respektive ihren Verkehr in dem bisherigen Maße zu beschränken? Einundzwanzig Stimmen antworteten mit „Ja". Jetzt war es wieder der Regent, der triumphierte!

Aber die Prinzessin verlor den Mut nicht. Sofort reichte sie an beide Häuser einen energischen Protest ein. Der Präsident des Oberhauses schickte ihr den Protest zurück und untersagte ihr im Namen des Regenten, ihre Tochter fernerhin zu besuchen. Der Präsident des Unterhauses teilte dem Parlament ihr Schreiben mit. In der darauf folgenden Debatte sagte Lord Wharncliffe: „Ich habe großen Respekt vor dem Königtum, allein ich muß erklären, daß solche Vorkommnisse es ruinieren. Wir haben eine königliche Familie, die keine Achtung vor der öffentlichen Meinung besitzt, und deren Mitglieder sich um ihr eigenes Wohl und ihre Ehre nicht kümmern. Der Prinzregent darf sich keine Illusionen machen, sich mit Anstand aus dieser Affäre herauswickeln zu können."

Diese Worte fanden im ganzen Land Echo. Man vergaß alles, was der Prinzeß zur Last gelegt wurde, man war fest entschlossen, in ihr nur die verfolgte, verstoßene Frau und Mutter zu sehen, die sich, obgleich eine Fremde, doch mit echt englischem Mut und zäher Energie verteidigte.

Nach dem Pariser Frieden, im Juni 1814, besuchten die alliierten Fürsten mit ihren Feldherrn und Staatsmännern den englischen Hof. Die Aufnahme, die der Prinzregent ihnen zuteil werden ließ, war eine wahrhaft fürstliche. Aber er hatte seine Mutter beauftragt, die Gäste zu empfangen, und er ließ durch diese der Prinzessin schreiben, daß ihr der Zutritt zu allen Hoffestlichkeiten untersagt sei. Ja, er ging so weit, den Kaiser von Rußland und den König von Preußen zu ersuchen, seiner Frau keinen Besuch zu machen. Es wird erzählt, damals habe die Prinzeß ein Glas Wein auf den Tisch gegossen und gesagt: „Eher soll der Wein wieder in das Glas zurückfließen, als daß sich meine Gesinnung gegen die ändert, die mich so gröblich und niederträchtig verleumdet haben."

Sie überzeugte sich aber immer mehr, daß sie trotz einiger Erfolge im Kampf mit ihrem Mann doch auf die Dauer die Unterliegende sein würde, und sie entschloß sich, England den Rücken zu kehren. Ihr Gemahl ließ sie nur zu gern ziehen.

*

Am 9. August schiffte sie sich ein, und sie erhielt alle ihrem Range zustehenden Ehrenbezeugungen. Die Entfernung von England aber war ein falscher Schritt, denn sie wurde sehr bald vom englischen Volk vergessen und verlor dessen Sympathie.

Zunächst reiste sie nach ihrer Vaterstadt Braunschweig. Ihr Gefolge bestand damals noch aus zwei englischen Hofdamen, drei Kammerherrn, einem Leibarzt, dem Adoptivsohn W. Austin und einer zahlreichen Dienerschaft. Sie war für die damalige Zeit sehr gut gestellt, da sie außer ihrer englischen Rente von fünfunddreißigtausend Pfund noch ein größeres Vermögen von ihrer Mutter geerbt hatte, so daß sie eine jährliche Einnahme von hunderttausend Pfund hatte.

In Braunschweig stellte sie sofort alles auf den Kopf. Es kam nicht selten vor, daß sie sich noch um Mitternacht einen Ball ausdachte und Musikanten und Tänzer dazu aus den Betten holen ließ.

Im Herbst ging sie dann nach Italien, und zwar zunächst nach Mailand, wo sie den für sie verhängnisvollen Bartolomeo Bergamo kennenlernte, den sie vom Kurier zum Oberhofmeister, Baron, Maltheserritter und Großmeister des von ihr gestifteten Carolinenordens machte. Er spielte in dem skandalösen Scheidungsprozeß die Hauptrolle. Damals war er der Bediente eines österreichischen Generals und hatte von diesem bisher täglich zwei Franken erhalten. Die Prinzeß engagierte ihn als Kurier und machte mit ihm eine Reise durch Italien. Aber schon nach kurzer

Zeit, als sie in Neapel eintraf, zeigen die dort getroffenen Einrichtungen, daß er ihr mehr als nur Bedienter war. Von jetzt an kamen auch andere Bergamosche Verwandte in ihren Dienst. Die mitgenommenen Engländer verließen sie nach und nach, und eine Schwester des Bergamo trat als Hofdame bei ihr ein, unter dem Namen einer Gräfin Oldi.

Endlich kaufte sich die Prinzeß am Comersee an. Bis zum Jahre 1820 lebte sie abwechselnd dort, in einer Villa bei Mailand oder in Rom. Sie machte in der Zeit mehrere größere Reisen: nach Griechenland, Konstantinopel und Palästina. Wir wissen auch von einem längeren Besuch in Karlsruhe durch Varnhagen, der damals Gesandter dort war und allerhand über die merkwürdige Fürstin zu erzählen hat. Bergamo schildert er, wie folgt:

„Der Oberhofmeister ist ein Patron, der nach meinem Erachten noch einem stürmischen Jahrhundert trotzen kann. Im Kampfgetümmel wünsche ich ihn mir als Vordermann, bei Tisch aber ist er ein langweiliger Nachbar. Im Wald mag er fürchterlich sein und den Kindern kann er als zweiter Saturn erscheinen. An seiner Brust prangen drei Orden, auf seiner Rückseite ein Kammerherrnschlüssel, auf seinem Säbel die Porträts der Muratschen Familie. Im Stall erzogen, gilt er übrigens für einen sehr festen Reiter und wird auch als solcher dafür geehrt."

Unterdes war in England allerhand geschehen. Carolinens Tochter, die Prinzeß Charlotte, hatte sich im Jahre 1816 mit dem Prinzen Leopold von Coburg vermählt und war am 6. November 1817 an den Folgen ihrer ersten Entbindung gestorben. Die ganze Nation betrauerte sie tief, denn die Hoffnung auf bessere Zeiten war mit ihr zu Grabe getragen worden. Zu keiner Zeit war der Prinzregent so verachtet wie eben jetzt. Dazu kam der Umstand, daß von der großen Familie Georgs des Dritten, trotz der zahlreichen Söhne, keine weiteren Nachkommen vorhanden waren. Der Tod der Prinzeß Charlotte war also für die königliche Familie ein besonders wichtiges Ereignis. Einige Monate später heirateten drei Söhne des Königs: der Herzog von Cambridge, der Herzog von Clarence und der Herzog von Kent. Der Prinzregent selbst ging auch sehr stark mit Heiratsgedanken um, wenigstens gab er die Sicherung der Thronfolge als Hauptbeweggrund für den Plan an, sich von seiner verhaßten Gemahlin scheiden zu lassen und eine neue Ehe einzugehen.

Die Prinzeß von Wales sollte vor der ganzen Welt des Ehebruchs überführt, dies vom Parlament anerkannt und dann von der Kirche die Scheidung ausgesprochen werden. Um dies ins Werk zu setzen, war es nötig, die Prinzeß vor aller Welt zu entehren. Es sei dies sehr traurig, aber notwendig, sagte der erste Gentleman von Europa.

Eine Kommission, bestehend aus zwei Juristen und einem englischen Oberst, trat im Herbst 1818 in Mailand zusammen und machte sich sofort ans Werk. Spione wurden angestellt, durch diese fing man Anknüpfungen mit der Dienerschaft der Prinzessin an, verhörte sie und bezahlte sie freigebig, namentlich dann, wenn sie recht viel ausgesagt hatten. Die Kommission verrechnete später fünfunddreißigtausend Pfund Unkosten! Sämtliche englische und hannoversche Gesandtschaften auf dem Kontinent wurden beauftragt, den Lebenswandel der Prinzeß zu beaufsichtigen, d. h. auszuspionieren. Es war daher nicht zu verwundern, daß eine erhebliche Ausbeute an gravierenden Aussagen gesammelt wurde, und die Kommission hatte die Befriedigung, den großen, grünen Beutel ganz zu füllen, der später im Prozeß dem Parlament vorgelegt wurde.

Als dies Werk vollendet war, legte der Prinzregent dem Ministerrat die Sache vor und verlangte ohne weiteres von diesem, die Anklage gegen die Prinzeß einzureichen. Dazu waren die Minister begreiflicherweise nicht geneigt. Es waren die alten Freunde der Prinzeß, und der immense Skandal schreckte sie ab. Der Regent drohte mit Abdankung, er wollte sich nach Hannover zurückziehen. Endlich einigte man sich.

Es wurde beschlossen, den Prozeß nur dann ins Werk zu setzen, wenn die Prinzeß von Wales sich jemals beikommen ließe, wieder in England zu erscheinen. Von diesen Verhandlungen wußte die Prinzeß nichts, sie würde sich sonst wahrscheinlich sofort nach England aufgemacht haben.

*

Am 29. Januar 1820 starb der alte König Georg der Dritte. Der Prinzregent, der tatsächlich seit zehn Jahren die Regierung geführt hatte, wurde König Georg der Vierte, und Prinzeß Caroline war nach dem Gesetze Königin. Eine der ersten Taten des neuen Königs war das Verbot, seine Gemahlin im Kirchengebet zu erwähnen. Die Königin, die eben in Rom weilte, hörte das und schrieb gleich an den Premierminister Lord Liverpool, warum das geschehen sei, warum man ihr den Tod des Königs nicht angezeigt habe, warum man sich überhaupt so benähme, als sei sie nicht vorhanden. Sie sei Königin und werde sich umgehend nach England begeben, um ihre Rechte zu verteidigen. Sie verließ Rom und kam im Juni in St. Omer an der französischen Küste an. Dorthin hatte sie sich ihren Rechtsfreund Mr. Brougham bestellt, um ihre Angelegenheiten erst noch genau mit ihm durchzusprechen. Brougham kam mit einem Abgesandten des Ministeriums, der der Königin die ihr unbekannt gebliebenen Bedingungen vorlegen sollte. Kaum hatte sie das letzte Wort gehört und die Drohung, daß man ihr den Prozeß machen würde, falls sie nach England käme, als sie anspannen ließ und gestreckten Laufs nach Calais fuhr, von wo aus sie mit dem nächsten Paketboot nach Dover übersetzte.

Ihr Erscheinen elektrisierte die Bevölkerung. In Dover ließ sie der Kommandant mit dem königlichen Salut empfangen. Ihre Reise nach London glich einem Triumphzug. Nicht nur der Pöbel huldigte ihr, Behörden überreichten ihr Adressen, Offiziere in Uniform eskortierten sie, Damen gaben ihr Blumen und schwenkten ihre Tücher unter dem Ruf: „Sie muß unschuldig sein."

Am 6. Juni zog sie in London ein, wo sie zunächst bei Aldermann Wood wohnte. Monate hindurch war dieses Haus ihr Hauptquartier. Alle Städte, Grafschaften, Korporationen des Königreichs sandten dorthin Deputationen. Die Antworten der Königin waren stets geschickt und würdig. Das Ministerium war über dies unerwartete Ereignis tief bestürzt. Aber es hatte dem König versprochen, den Prozeß gegen die Königin zu beginnen, sobald sie den englischen Boden betreten würde. Der König nahm seine Minister beim Wort und erklärte offen, wenn sie sich weigerten, würde er ein Whigministerium einsetzen. In derselben Stunde also, in der die Königin in London einzog, erschien im Parlament eine königliche Botschaft, die Beweise ihres Ehebruchs, den Bericht der Mailänder Kommission im versiegelten, grünen Beutel enthaltend.

Jetzt begann der Streit vor dem Parlament. Vergegenwärtigen wir uns erst einen Augenblick das Gefühl des englischen Volkes in dieser Angelegenheit, ein Gefühl, welches durch alle Klassen der Bevölkerung ging und woran schließlich der gegen die Königin unternommene Prozeß scheiterte. Da war vor allem tiefer Haß gegen den König und sein Ministerium. Dazu das Gerechtigkeitsgefühl des Engländers, welches ihn sagen ließ: „Wir leiden nicht, daß diese arme, schlecht behandelte Frau, mag sie nun getan haben, was sie will, der Rachsucht des Königs zum Opfer fällt, denn er hat mehr Schuld als sie." – Der Mut, den sie bei ihrer Verteidigung zeigte, imponierte außerdem gewaltig und schaffte ihr die Sympathie der Masse. Geheime Ausschüsse der Lords und Gemeinen sollten nun zuerst die Vorfrage in Beratung ziehen, ob auf Grund des „green bag" ein Prozeß einzuleiten sei. Im Unterhaus protestierte dagegen in einer meisterlichen Rede ihr Hauptverteidiger Brougham. Man stritt hin und her. Endlich einigte man sich und wollte nochmals einen Aufschub eintreten lassen, indem man zwei Bevollmächtigte des Königs, den Herzog

von Wellington und Lord Castelreagh, und zwei Bevollmächtigte der Königin, Brougham und Denman, ermächtigte, Konferenzen über ein beide Teile zufriedenstellendes Abkommen zu halten. Man wurde über alles einig, nur verlangte die Königin durchaus, ins Kirchengebet wieder aufgenommen zu werden. Das aber wollte der König unter keiner Bedingung zugeben. So scheiterten die Verhandlungen.

Nochmals wurde im Parlament ein Versuch gemacht, die Sache auf sechs Monate zu vertagen, aber die Minister sowie der Anwalt der Königin sprachen dagegen, und das Haus beschloß mit 195 gegen 100 Stimmen, dem Prozeß seinen Lauf zu lassen.

Unterdes hatte das geheime Komitee den Inhalt des grünen Beutels geprüft und legte in öffentlicher Sitzung seinen Bericht vor; er lautete dahin, daß hinreichende Beweise der Schuld der Königin vorhanden seien, um die Anklage zu rechtfertigen, und daß es zweckmäßig sei, diese vor dem Parlamente zu verhandeln. – Tagsdarauf brachten die Minister sofort die sogenannte ,,Bill of Pains and Penalty" (Buß- und Strafgesetz) gegen die Königin ein. Darin hieß es, daß sie ihrer Rechte als Königin von England verlustig zu erklären und ihre Ehe für aufgelöst zu betrachten sei, weil sie mit einem gewissen Bergamo Ehebruch begangen habe. Die Form dieser Anklage hatte den Zweck, die Sache nur vor dem Oberhaus auszutragen und die Gegenklage zu vereiteln. Die Verteidiger der Königin konnten nur gegen dies Verfahren protestieren, ohne es in der Sache ändern zu können.

Die Königin hatte sich unterdessen eine eigne Wohnung im Brandenburg House eingerichtet. Des Wohlwollens des Volkes gewiß, machte ihr der schimpfliche Prozeß weiter keine große Sorge. Die Deputationen, die womöglich noch zahlreicher als früher in vierspännigen Wagen vor ihrem Haus anfuhren, beglückten sie. Die Menge rief ihr enthusiastische Hurras zu, wenn sie im offenen Wagen sechsspännig, in Gala mit Vorreitern und zwei Bedienten hintenauf stehend, zum Parlament fuhr. Am lautesten schrie das Volk, wenn sie an Carlton House, dem Wohnsitz des Königs, vorbeikam. Im Parlament hatte sie eine eigne Loge, worin für sie ein rotsamtener Sessel stand. Ihre Verteidiger Brougham und Denman saßen neben ihr.

Das alte Haus – es ist später abgebrannt – bot einen hochinteressanten Anblick. Der Maler Hayter hat davon ein berühmtes Gemälde: „Der Schluß der Prozeßverhandlung" gemalt. Die Galerien waren dicht besetzt, eine große Volksmenge umwogte das Haus. Diejenigen Lords, die als Feinde der Königin bekannt waren, wurden auf alle mögliche Weise beschimpft. Auch die Soldaten waren für die Königin, und der Herzog von Wellington mußte persönlich mit Strenge eingreifen, als selbst ein Gardebataillon im Gehorsam wankte. Ein tobender Volkshaufe zwang den Herzog einmal, „Es lebe die Königin!" zu rufen, was er auch schließlich tat, aber mit dem Zusatz „und mögen alle eure Frauen und Töchter ihr gleichen", worauf die Menge beruhigt war und brüllte: „Es lebe der Herzog."

Die Lords saßen mit den Hüten auf dem Kopf auf ihren erhöhten Sitzen. Wenn die Königin eintrat, erhoben sie sich. Am Ministertisch, in der Mitte des Raumes, auf dem der bewußte grüne Beutel lag, präsidierte der Lordkanzler Lord Eldon, um ihn herum saßen die Oberrichter.

Fünf volle Monate dauerte der Prozeß. Zweiundfünfzig Sitzungen wurden gehalten, die immer sechs bis sieben Stunden währten. Die Fragen der Anwälte und die Zeugenaussagen füllen gedruckt zwei starke Bände von neunhundertzweiundzwanzig Seiten, die berühmte Verteidigungsrede Broughams allein einige sechzig Seiten.

Diese Verteidigungsrede war so meisterhaft an Inhalt und Vortrag, daß sie einen vollständigen Umschwung in der Anschauung der Geschworenen bewirkte. Nachdem noch bei der zweiten Lesung der ,,bill" eine Mehrheit von achtundzwanzig Stimmen für die Anklage gestimmt hatte, war diese am 1. November bei der Schlußsitzung auf neun, gerade die Zahl der anwesenden Minister, geschwunden. Jetzt erhob

sich der Premierminister Lord Liverpool: Die Regierung habe beschlossen, mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung und die geringe Majorität das Verfahren auf sechs Monate zu vertagen. Das hieß so viel, wie es endgültig aufzugeben.

Sehr schöne Worte fand zum Schluß der alte Lord Erskine, der sich zur Abstimmung in das Haus hatte tragen lassen: „Der Prozeß hat mit Bestechung begonnen, ist mit Eidbruch fortgesetzt worden, und hätte er triumphiert, so wäre der Triumph eine Grausamkeit gewesen. Ich bin ein alter Mann, Mylords, und habe mein Leben unter der geheiligten Herrschaft des Gesetzes zugebracht. In diesem Augenblick ist meine alte Kraft durch die Herstellung dieser Herrschaft erneuert worden."

Als die Königin in ihrem Zimmer im Oberhaus die Nachricht von der Zurücknahme der Anklage erhielt, stand sie lange schweigend und unbeweglich wie eine Bildsäule. Auf Broughams Rat mußte sie sich gleich im offenen Wagen dem Volk zeigen. Sie wurde mit donnerndem Freudengeschrei empfangen, und nun erst brach sie in Tränen aus. Drei Abende lang war London illuminiert, wie nach der Schlacht von Waterloo! Die Minister und der König mußten ihre Wohnungen durch Militär schützen lassen. Wer nicht illuminierte, dem wurden die Fenster eingeworfen, und der Lord-Mayor mußte durch Anschlagzettel bitten, man möge doch an den Wohnungen der Quäker keinen Unfug verüben, da das Illuminieren gegen die Grundsätze ihrer Religion ginge. Der Prinz Leopold von Coburg illuminierte auch und besuchte seine Schwiegermutter, was ihm der König sehr übel nahm, er empfing ihn lange Zeit nicht mehr bei sich. Als sie sich später nach dem Tod der Königin wieder versöhnten und Prinz Leopold zum erstenmal wieder in Windsor war, gab ihm der König das Jugendbild seiner Frau mit den Worten: „Da habe ich das Brautbild Ihrer Schwiegermutter gefunden. Ich mag es nicht, sie war eine schlechte Person. Wollen Sie es nicht an sich nehmen?" Der Prinz nahm das Bild mit nach Claremont, da er aber doch wohl die Ansicht seines Schwiegervaters teilte, gab er es dort meinem Vater, dem er sagte: „Ich will es auch nicht haben. Behalten Sie es, wenn Sie wollen." So ist dieses Bild bei uns in Schloß Buch gelandet.

Ganz England schwamm in Entzücken, selbst die bonds stiegen bedeutend. Die Glückwunschadressen an die Königin zählten nach Tausenden. Brougham teilte den Triumph mit der Königin.

*

Bald aber änderten sich die Verhältnisse. Der Enthusiasmus für die Königin erlahmte allmählich. Man hatte nun genug von nichtswürdiger Behandlung gehört. Es war gelungen, sie von dem schwärzesten Makel zu befreien. Mochte sie nun um ihre königliche Ehre und ihre Einkünfte selber kämpfen. Der vornehme Whigadel, der sich ihr während des Prozesses genähert hatte, zog sich zurück. Dazu kam, daß sie selbst anfing, die Folgen der ungeheuren Aufregungen der letzten Monate zu fühlen. Sie weinte viel, und ihre Gesundheit gab nach. Stillschweigend verstand sie sich dazu, eine ihr vom Parlament bewilligte Rente von fünfzigtausend Pfund anzunehmen, trotzdem ihr die Zulassung zum Kirchengebet und ein ihr passender königlicher Palast nach wie vor verweigert wurden. Und doch versuchte sie noch einmal einen Skandal herbeizuführen!

Der König hatte seit langem keinen größeren Wunsch, als eine prächtige Krönung zu veranstalten. Diese war durch den Prozeß verschoben worden und nun auf den 19. Juli festgesetzt worden. Die Königin setzte vergeblich alles in Bewegung, um mit gekrönt zu werden. Der geheime Rat verwarf ihr Gesuch einstimmig. Sie hatte auch auf ihr Ansuchen um Zutritt zu den Feierlichkeiten und einen für sie passenden Platz nur die Antwort erhalten: es sei der Wille des Königs, daß sie der Krönung



Prinzessin Caroline von Braunschweig
Um 1794 vermutlich von Joh. Friedrich August Tischbein gemaltes Pastellbild

Georg IV. und Caroline von England als Neuvermählte
Nach einer Radierung von Michael Sloane, 1795





Prinzessin Charlotte mit dem Prinzen Leopold von Sachsen=Coburg in einer Loge der Covent Garden Opera. Nach einem Schabkunstblatt von G. Dawe, 1817



Die Verhandlung gegen Königin Caroline im House of Lords
Gemälde von Sir George Hayter (1821)



Huldigung des Volkes für Königin Caroline vor dem Brandenburg House
Nach einer zeitgenössischen Zeichnung



TRIUMPH of JUSTICE and the SUPPORTERS of INNOCENCE.

ALDERMAN WOOD.
Address
QUEEN CAROLINE's TRIUMPH OVER HER ENEMIES.
Sold by P & P Gally

Englische Flugblätter auf den Sieg Carolinens und der Gerechtigkeit, deren Triumphwagen von den Schildhaltern des Wappens des englischen Königshauses gezogen werden

nicht beiwohne. Sie beschloß nun, am Krönungstag den Eintritt zu erzwingen. Sechsspännig fuhr sie vor Westminster vor, fand aber verschlossene Türen und überall Türsteher, die ihr den Eintritt höflich, aber entschieden verwehrten. Die Situation wurde zuletzt lächerlich, und das Volk nahm auf einmal für die noch vor kurzem so verehrte Königin keine Partei. Im Gegenteil, aus der Menge scholl plötzlich der Zuruf: „Geh fort und lauf zu deinem Bergamo!" Laut weinend stieg die Königin in ihren Wagen und fuhr davon. Wenige Tage nach dieser Beschämung, und wohl infolge davon, wurde sie krank und starb schon am 3. August 1821 im Alter von dreiundfünfzig Jahren. Es entstand später das Gerücht einer Vergiftung, ohne weiteren Anhalt, als daß sie im Theater ein Glas Limonade getrunken hatte.

Ihr Testament enthielt hauptsächlich zwei Bestimmungen: erstens vermachte sie ihr Vermögen, mit Ausnahme einiger Legate, ihrem Adoptivsohn W. Austin, und zweitens bestimmte sie: Ich will, daß meine Leiche ohne Pomp nach Braunschweig gebracht werde. Auf dem Sarg soll die Inschrift stehen: „Hier ruht Caroline von Braunschweig, die gemißhandelte Königin von England."

Selbst um ihre Leiche drohte noch Aufruhr zu entstehen. Das Volk besann sich, daß es vor kurzem noch die Königin geliebt hatte, und als der Leichenzug unter militärischem Geleite aufbrach, aber um die City herum die volkreichen Londoner Straßen vermeiden wollte, war der geplante Weg durch Barrikaden versperrt, und der Trauerzug wurde gezwungen, gerade durch die Straßen zu ziehen, die man hatte vermeiden wollen. Die Truppen wurden mit Steinen beworfen und gaben Feuer. Das wütende Volk schrie: „Die arme, ermordete Königin." Endlich nach einem Marsch von acht Stunden erreichte der Zug Colchester, wo der Sarg in der Kirche untergebracht wurde. In der Nacht drängten sich mehrere Personen in die Kirche und nagelten auf den Sarg die obenerwähnte, von der Königin gewünschte Aufschrift auf, die am nächsten Tag durch einen Regierungsbeamten wieder entfernt wurde. Es erfolgte nun ohne weitere Störung die Einschiffung der Leiche, und am 25. August wurde sie in Braunschweig in der herzoglichen Familiengruft beigesetzt.

Der König, der nach seiner Krönung eine Reise nach Irland gemacht hatte, erfuhr dort inmitten der Festlichkeiten, die ihm bereitet wurden, den Tod seiner Gemahlin. Obgleich äußerlich den Anstand wahrend, entfuhr ihm doch einem seiner Getreuen gegenüber das Wort: „Oh, welche Befreiung." Nach dem Tode seiner Frau ging der König immer mehr in Schlemmerei auf. Er hatte nur wenig Freunde und starb ganz einsam und stumpf geworden, von allen Klassen der Nation tief verachtet, im Jahre 1830.

Mit Carolinens Tod endete ein trauriges und ganz verfehltes Leben. Bald nach ihrem Tod entstand eine ganze Literatur um die Verstorbene, und viele harte Urteile wurden über die Arme gefällt. Das treffendste Wort, das jemals über sie gesprochen wurde, stammt von ihrer Tochter, der Prinzeß Charlotte, die zu meinem Vater sagte:

„Meine Mutter führte ein schlechtes Leben, aber sie würde viel besser geworden sein, wenn mein Vater nicht noch viel schlechter wäre."

EDUARD PLIETZSCH

Der bürgerliche Künstler

Viele Laien glauben, Ausübung der Malerei sei ein romantischer Beruf.

Manche der 20000 oder 30000 Maler und Bildhauer, die es in Deutschland geben soll, scheinen derselben Meinung zu sein oder mindestens zu glauben, ihre Tätigkeit stehe jenseits aller Gesetze und Bindungen der bürgerlichen Welt. In Festreden und Resolutionen kokettieren sie mit der Idee, als kulturelle Elite aus der Volksgemeinschaft herauszuragen, und sie gebärden sich, als handele es sich um 30000 Dürer oder Veit Stoß. Unter der suggestiven Wirkung solch schöner Reden und Manifeste ist es tatsächlich dahin gekommen, daß in der allgemeinen Wertschätzung Maler, die nette Stilleben hinzaubern, die talentvoll – Talent sollte beim Künstler schließlich selbstverständlich sein! – Landschaften oder Bildnisse schaffen, höher rangieren als der Lehrer, der Handwerker oder Arzt, als der Bauer am Pflug und der Bergmann unter der Erde.

* * *

Der Beruf des bildenden Künstlers ist die einzige Tätigkeit, die nur dann ausgeübt werden darf, wenn der Schaffende dazu in Stimmung ist. Neidvoll blicken die zu festen Arbeitsstunden verpflichteten Angestellten, Beamte und Arbeiter auf die scheinbar bevorzugten Künstler, die als frei schweifende Bohemiens nach Lust und Laune dahinleben, an keine Anordnungen von Vorgesetzten gebunden sind und die viele Monate am Meere oder im Gebirge verbringen, um dort künstlerische Arbeit zu leisten, die ihnen zur Lust gereicht. Die Künstler genießen eine Unabhängigkeit und Freizügigkeit, die sich im bürgerlichen Dasein nur ganz reiche Leute gestatten können.

Selbstverständlich ist diese naive Vorstellung von den Lebens- und Schaffensbedingungen der bildenden Künstler falsch. Schon seit Jahren führen fünfundneunzig Prozent – es mögen auch neunundneunzig sein – ein elendes wirtschaftliches Dasein. In Sorgen um die allerprimitivsten Anforderungen des Tages betreten sie in bedrückter Stimmung das Atelier; vor dem begonnenen Werke grübeln sie zermürbt darüber nach, ob das Ganze überhaupt Sinn hat.

Immerhin: zwiespältig ist die Situation des bildenden Künstlers bisher gewesen. Schuld daran haben beide Teile: der Künstler und sein Publikum. Die bürgerliche Öffentlichkeit war nur allzu gern bereit, dem Künstler einen Nimbus zu verleihen, der nichts kostete, und ihn um so mehr schönrednerisch als „Hüter der heiligen Flamme" und mit ähnlichen Redensarten zu feiern, als dies nicht unbedingt zu praktischen Gegenleistungen und Ankäufen verpflichtete.

Im Mittelalter waren Bildhauer und Maler edle Handwerker, die Gesetzen der Zünfte unterworfen und Gilden eingegliedert gewesen sind. Der Begriff Künstler im heutigen Sinne formte sich erst in der italienischen Renaissance. Damals entstand jener „Künstlerstolz", der zu dem Glauben verführte, die Tätigkeit des Malers oder Bildhauers sei wertvoller als etwa jene des Staatsmannes, Richters, Lehrers oder Arztes. Das stimmt schon deshalb nicht, weil auch zum Wesen des großen Politikers, zum genialen Erfinder oder bedeutenden Arzte ein Stück Künstlertum gehört, und sogar rationalistische Wissenschaften wie die höhere Mathematik von einer bestimmten Grenze an auf künstlerische Intuition und Phantasie angewiesen sind.

Beim genialen Arzte wird man nie gewärtig sein, er könne unter Berufung auf sein Künstlertum eine dringende Operation ablehnen, weil er „nicht in Stimmung"

sei. Dem Künstler aber billigte man in allen Dingen eine Art höherer Narrenfreiheit zu. Von Vergehen gegen bürgerliche Moralbegriffe, zu deren Entschuldigung man geniales Künstlertum anführte, bis zur Vernachlässigung der primitivsten Gepflogenheiten des gesellschaftlichen und freundschaftlichen Verkehrs, wurde alles mit dem Hinweise, daß der Betreffende eben Künstler sei, nachsichtig verziehen. Wenn wichtige Briefe nie beantwortet oder dringende Verabredungen kaum eingehalten wurden, so nahm man das als aparte Künstlerlaune hin, statt grob zu werden und den Verkehr abzubrechen. Theodor Fontane fand das erledigende Wort, als er in einem Briefe an Brahm im Hinblick auf die Tragödie Stauffer-Bern schrieb: „Solche Genies sollten gar nicht existieren, und wenn das ‚Genietum' so was fordert, so bin ich für Leineweber."

Zum Glück fordert das Genietum „so was" nicht. Von Stauffer-Bern wissen heute nur noch die Zuständesammler unter den Graphikliebhabern, von den Kraftgenies der Fontanezeit Panizza, Przybyszewski und so weiter blieb nur der Name übrig, aber „Schach von Wuthenow" und „Stechlin", diese herrlichen Manifestationen des Preußengeistes, werden sogar das Genietum Strindbergs überdauern.

* * *

Mac Neill Whistler stand einmal wegen angeblicher Überforderung vor Gericht. Auf die Frage, wie lange er an dem Gemälde gearbeitet habe, war die Antwort: Zwei Tage. „Zwei Tage!" rief der Vorsitzende aus und lief dabei vor Entrüstung rot an. „Also für die Arbeit von zwei Tagen fordern Sie zweihundert Guineen!" — „Nein. Ich fordere sie für die Erfahrung eines Menschenlebens."

Diese Anekdote ließe sich um viele Beispiele und Aussprüche von Hokusai bis Lessing vermehren. (Emilia Galotti, I. Akt. Prinz: „... aber der Künstler muß auch arbeiten wollen." Der Maler Conti: „Arbeiten? Das ist seine Lust. Nur zu viel arbeiten müssen, kann ihn um den Namen Künstler bringen.")

Wir sind also alle einer Meinung: der Künstler kann und darf nicht von früh acht bis abends sieben mit einstündiger Mittagspause malen oder modellieren. Da seine Produktion nicht das ganze Tagewerk ausfüllt und oft ruht, ausruht, um in fruchtbringenden Pausen Ideen und Kräfte für neue Schöpfungen keimen zu lassen, so wäre denkbar, daß er daneben oder in der Hauptsache einen bürgerlichen Beruf ausübe, der möglichst nahe an die Kunst grenzt.

Diese Forderung ist nicht ungeheuerlich und zeugt keinesfalls von grotesker Ahnungslosigkeit hinsichtlich des künstlerischen Schaffens.

Unter den vielen mir bekannten oder befreundeten bildenden Künstlern ist allerdings nur ein Fall, daß ein Maler vor zehn Jahren aus wirtschaftlichem Zwang Büroangestellter geworden ist, so daß er nur Sonntags und in den wenigen Ferienwochen zum Malen kommt. Selbstverständlich stöhnt er unter seinem kaufmännischen Beruf — aber wer stöhnt gelegentlich nicht unter seinem Berufe? Seine Malerei ist in den zehn Jahren bestimmt nicht schlechter geworden; die an Zahl gegen früher geringeren, aber konzentrierteren Arbeiten, die der Stunde abgestohlen sind und in Pausen der Erholung entstanden, genügen einstweilen für den Bedarf der Welt, und er ist nicht mehr wie vordem von Sorgen bedrängt. Wem dieser einmalige Fall absurd erscheint, der sei auf die berühmten holländischen Künstler des 17. Jahrhunderts hingewiesen. Jan van de Capelle, der bedeutendste aller niederländischen Marinemaler, übte seine Kunst nur nebenbei aus. Im Hauptberuf war er Färbereibesitzer, wie Jan Steen — zeitweise — Brauer und Gastwirt war. Jan van Goyen war Häuser- und Tulpenmakler; der Delfter Vermeer am Ende seines Lebens Kunsthändler, Aert van der Neer betrieb, je nach der wirtschaftlichen Konjunktur, mehrmals abwechselnd das Gewerbe des Gastwirtes oder des Malers, und der große Landschaftsmaler Hobbema war vierzig

Jahre lang hauptsächlich als städtischer Steuerbeamter tätig. Der behagliche Wohlstand Jan van der Heydens basierte nicht auf seiner meisterhaften Architekturmalerei, sondern auf Erfindungen für Feuerspritzen und Straßenbeleuchtung, die den größten Teil seiner Zeit in Anspruch nahmen.

Bezeichnen diese wahllos herausgegriffenen Fälle für das Holland des 17. Jahrhunderts zwar etwas Alltägliches, aber nicht die Regel, so ist die Verquickung von praktischem und künstlerischem Berufe fast die Regel bei deutschen Dichtern. Die meisten Schriftsteller und Dichter, die heute und gerade in diesen Tagen in Betracht kommen, sind als Ärzte, Landwirte, Schriftleiter, Techniker, Journalisten, Anwälte, Staatsbeamte, Lektoren, Geistliche und dergleichen tätig. Der Schulrat Stifter, der Regierungsrat Eichendorff, der Staatsschreiber Keller, der Redakteur und Kritiker Fontane, der Pfarrer Mörike — um wiederum nur wenige Beispiele aus vergangener Zeit herauszugreifen — ersticken jeden entrüsteten Einwand im Keime. Und Goethe. Dabei braucht man nicht an sein Ministeramt zu denken, das zwar keine Sinekure war, dem er sogar mit einer gewissen Pedanterie nachkam, man muß vielmehr auf seine aus Zwang und Neigung sich auferlegte Forscherarbeit auf den Gebieten der Kunst- und Naturwissenschaft hinweisen, die einen großen Teil seiner geistigen Kraft absorbierte und die er gelegentlich höher einschätzte als seine Dichtung, zu der sie ein kräftigendes und ablenkendes Gegengewicht bildete.

Mußestunden für die Kunst muß man sich anscheinend abstehlen, damit sie das werden, was sie sein sollen: Musestunden. Vielleicht ist es falsch, die Kunst zum ausschließlichen Lebensberufe zu erheben, weil die Seele dann keine Zuflucht hat, in die sie sich aus dem bereits mit Kunst durchtränkten Werktag retten kann.

Große Künstler, die keinen anderen Beruf ausübten, wichen bisweilen der Gefahr, im schlechten romanhaften Sinne Künstlertypen zu werden, instinktiv aus, indem sie eine schlichte, fast philiströse Lebensführung annahmen. Der Paradefall ist Flaubert. Viele Maler und Bildhauer von Rang waren im privaten Dasein von fast spießbürgerlichem Zuschnitt; die Vorstellung, Cézanne oder van Gogh, Menzel oder Friedrich hätten in einer „Allotria" Allotria treiben oder prunkvolle Malkastenfeste inszenieren können, ist grotesk. Solche Achenbachiaden blieben den Piloty, Makart oder Lenbach vorbehalten. Wenn unter Architekten der bohemehafte Künstlertyp mit seinen peinlichen menschlichen Äußerungen und dem verantwortungslos ins Blaue hineinschweifenden Artistentum ganz selten ist, so erklärt sich das daher, daß der Baukünstler niemals den Zusammenhang mit dem Handwerkertum verloren hat, daß sein künstlerischer Beruf immer zugleich ein „praktischer" ist. Auch der Architekt lebt seine Träume auf dem Papiere aus, aber die Praxis reduziert seine Phantasiegebilde auf sachliche Gesetze der Statik. Er muß tausend Rücksichten auf baupolizeiliche Vorschriften, auf Material, Bodenbeschaffenheit und Grundstück, auf Wünsche und Geldmittel des Bauherrn, auf Lage, Zweckmäßigkeit, Rentabilität und Bauzeit nehmen, ehe seine künstlerische Gestaltung einsetzen kann.

Falls manche von den allzu vielen Malern und Bildhauern, denen ihre Kunst heilig ist — Fontane: „Schon die Redensart ‚Meine Kunst ist mir heilig' (besonders bei Schauspielerinnen) bringt mich um" — also, falls es manche nicht mit ihrer künstlerischen Mission vereinbaren können, einem praktischen Berufe nachzugehen, dann haben sie noch nicht das Recht, der Öffentlichkeit mit bewegten Klagen und Anklagen zur Last zu fallen. Sie sind wahrlich entsetzt genug vor ihrem brotlosen Beruf gewarnt worden. Wenn sie trotz aller Widerstände aus innerem Zwang sich der Malerei opferten, dann mußten sie sich bewußt sein, daß sie als „Gezeichnete", als Berufene, als Künstler das Kreuz auf sich zu nehmen und nicht mit einer gesicherten Lebensführung zu rechnen hatten.

* * *

Selbstverständlich sind diese Ausführungen paradox und so einseitig, daß auf der Stelle ein Aufsatz niedergeschrieben werden könnte, der von allem ungefähr das Gegenteil behauptete. Aber: wenn bisher von den Nöten der bildenden Künstler die Rede war, dann begnügte man sich zumeist mit tönenden, unverbindlichen Worten, die das Problem des Künstlers fast wie etwas Göttliches vernebelten. Es muß einmal damit angefangen werden, die Dinge nüchtern bis zum Zynismus darzulegen. Segensreich wäre es, wenn sich einige Jahre lang in diesem Zusammenhange das Wort „Kunst" ganz vermeiden ließe und nur über wirksame soziale Hilfe für Bildhauer und Maler diskutiert werden dürfte.

Wenn die Künstler heute von Staats wegen einer Organisation und dem allgemeinen Wirtschafts- und Arbeitsprozeß eingegliedert werden, ihnen Arbeit in der Baupraxis, in der Kunstindustrie verschafft wird, so ist das eine unendlich idealere Handlung, als es früher zehn überflüssige Reden bei höchst überflüssigen Ausstellungseröffnungen gewesen sind.

Den Ergebnissen der praktischen Aufgaben, die den Künstlern gestellt werden sollen, darf man mit einiger Neugier entgegensehen. Sie werden zur kritischen Klärung sehr beitragen. Denn es ist leichter, im Atelier ein genialisch wirkendes Gemälde hinzulegen, als eine gute Illustration für einen Zeitschriftenartikel zu schaffen. Die erfordert Vorstellungskraft, exaktes Zeichnenkönnen und Vertrautsein mit den technischen Wirkungsmöglichkeiten der Zinkätzung oder der Autotypie! Viele Künstler werden erst beweisen müssen, ob sie das Zeug dazu haben, ein einprägsames Plakat zu entwerfen. Das scheint sehr schwer zu sein, denn in den letzten zwanzig Jahren rühren die wirkungsvollsten Affichen und Bucheinbände eigentlich immer wieder von denselben Malern und Graphikern her, deren Zahl kaum zwei Dutzend übersteigt. Junge Leute hungern nach Riesenwänden, an denen sie ihre Kraft für Monumentalmalerei austoben können. Die hohen Brandmauern der Häuser bieten diese Flächen dar. Wir freuen uns jetzt schon, künftighin auf dem S-Bahnsteig von der gegenüberliegenden Hauswand eine riesengroße Wandmalerei für Reklamezwecke herableuchten zu sehen. Wie seit Jahren in Paris und seit kurzem in New York könnten die Künstler von Zeit zu Zeit bei besonderen Gelegenheiten mit ihren Werken auf die Straße und auf den Markt gehen. Sie werden das Publikum überzeugen, daß die harmloseste und billige Originalzeichnung intensiver wirkt, mehr persönliches Fluidum ausstrahlt als die raffinierteste farbige Reproduktion. Der Künstler kommt dabei aus der Einsamkeit des Ateliers und der Isoliertheit der sammetbespannten Ausstellungssäle wieder unter das Volk. Er gliedert sich sozial und geistig der Gemeinschaft ein.

* * *

Unter den vielen Einwänden gegen das hier Niedergeschriebene wird auch dieser Einwand sein: „Können Sie sich vorstellen, daß zum Beispiel Rembrandt . . ."

Nein, ich kann mir das auch nicht vorstellen, antworte aber mit einer Gegenfrage.

Die Gegner der Sterilisation arbeiten gern mit dem Fall Beethoven. Wäre im 18. Jahrhundert Sterilisation Gesetz gewesen, so würde wahrscheinlich Beethoven, Abkömmling einer degenerierten Familie und Sohn eines Säufers, nicht zur Welt gekommen sein. Ist es für die Menschheit wichtig, in Jahrhunderten einige Genies vom Range Beethovens auf Kosten von Millionen Idioten und Krüppeln zu besitzen? Ein gigantisches Ausmaß von Leid und Tränen macht die Entscheidung für die Sterilisation nicht schwer.

Ähnlich, wenn auch auf anderer Ebene und nicht gleich, liegt die Fragestellung hinsichtlich der Behandlung sozialer Probleme für die Künstler. Bisher ging man

so scheu und idealistisch an diesen Komplex heran, als seien die in Betracht kommenden Künstler durchweg Genies größten Formates, die man nicht mit handwerklichen, geschweige denn bürgerlichen Maßstäben messen dürfe. Es sollte einmal umgekehrt verfahren werden, indem man ganz außer acht läßt, daß unter den dreißigtausend wahrscheinlich drei unbekannte Menzel oder Schlüter sein werden. Die sind, wie die Kunstgeschichte immer wieder beweist, ihrer Zeit so voraus, daß ihnen in den schweren, einsamen Kampfjahren nur ein paar Zeitgenossen erkenntnisvoll gerecht werden können. Den Genies ist nicht zu helfen, sie helfen sich selbst und setzen sich allein durch. Hingegen muß man den vielen Tausenden mittelmäßig oder stärker talentierten Bildhauern und Malern jene Art Hilfe zuteil werden lassen, mit der zwar überragende Genies kaum etwas würden anfangen können, die aber dem Durchschnitt der unentbehrlichen guten Kunsthandwerker fördernd sehr gerecht wird.

HARRY EDWARDS

Aeneas Afrikanus

Eine lehr- und unterhaltsame Geschichte aus dem amerikanischen Süden

Vorbemerkung des deutschen Übermittlers. In dem verdienstlichen Aufsatz über den Conföderiertengeneral Wagener im Juniheft der „Deutschen Rundschau" hat der Verfasser die bedauernde Bemerkung eingeflochten, daß dieser bedeutende Deutschamerikaner leider auf seiten der südstaatlichen Sklavenbarone für eine schlechte Sache eingetreten sei im Gegensatz zu der großen Zahl von Deutschamerikanern, die unter den Generalen Sigl, Schurz und andern bekannten Deutschen für die gute Sache der Negerbefreiung auf nordstaatlicher Seite gekämpft haben. Aber bei moralischen Wertungen hat immer auch die andere Seite ihre guten Gründe, und durch laute Entrüstung über die südliche Sklavenarbeit ist die viel entscheidendere und weit schlechtere Seite der Sklavenfrage, der Sklavenhandel, übertönt worden, der aber von den puritanischen nördlichen Neuenglandstaaten, ferner Engländern und Holländern, betrieben wurde. Es wirkt auf uns Heutige nur schwer glaublich, daß auch der Sklavenhandel im Bereiche der britischen Besitzungen erst vor genau hundert Jahren, am 1. August 1834, abgeschafft worden ist. Die vielgelästerten Südländer haben niemals Sklavenhandel und die Sklavenarbeit im eigenen Interesse sehr menschlich betrieben. Es sollte doch wohl zu denken geben, daß die Negersklaven während des Bürgerkrieges, der doch um ihre Freiheit geführt wurde, für ihre weißen Herren, die sämtlich im Felde standen, deren Farmen weiter bewirtschafteten, ihnen Lebensmittel und Geld ins Feld schickten, nirgends einen Aufstand machten und nach dem Kriege weiter bei ihren verarmten Herren blieben, da der Norden für die Neger nur schöne Worte, aber leere Hände hatte. Und bis heute werden die Neger in allen besseren Familien des Südens als Familienglieder betrachtet und als solche geliebt, jeder Besucher der Vereinigten Staaten bemerkt die menschlichere Behandlung des Negers im Süden im Gegensatz zum Norden. Die Negerbefreiung ist im Süden auch am aufrichtigsten begrüßt worden, nur hätte gleichzeitig die auf Negerarbeit gestellte südliche Wirtschaftsverfassung geändert und eine allmähliche Überleitung geschaffen werden müssen. Nur die Ermordung des Präsidenten Lincoln, der selbst Südländer war, hat diese für Weiße und Neger gleicherweise notwendige Wirtschaftsregelung zum Schaden von ganz Amerika verhindert, das mehrere Jahrzehnte an dieser Unterlassung gelitten hat. Das nachstehende Bild des alten südstaatlichen Negers, wie er wirklich war und wie er im Süden heute noch lebt, möge der europäische Leser als einen späten Nachtrag zu jenem vielleicht gutgemeinten, aber verhängnisschweren Tatsachenroman „Onkel Toms Hütte" betrachten, der mehr als die wirklichen Tatsachen zu der Weltentrüstung und dem langen, unseligen Kriege beigetragen hat. Die Verfasserin Harriet Beecher Stowe aber hat ihn auf Grund einer durch einen achttägigen Besuch in New Orleans erworbenen Sachkenntnis geschrieben. Joseph Grabisch.

Zuschrift an die „Atlanta Constitution" am 12. Oktober 1872:

Sehr verehrter Herausgeber. Ich möchte Ihre freundliche Mithilfe erbitten, um einen alten Neger wiederzufinden, der im Kriegsjahr 1864 auf dem Wege von meiner Besitzung Macon nach meinem Wohnort Tommeysville im County Jefferson unseres Staates Georgia verlorengegangen ist, als durch eine plötzliche Truppenbewegung nach der unglücklichen Schlacht von Resaca meine Besitzung in Gefahr geriet, von den Nordstaatlichen besetzt zu werden. Das Freiwilligenbataillon, das ich damals befehligte, marschierte glücklicherweise nahe an Macon vorbei, und ich konnte die Meinen mit dem letzten Transportzug weiter nach dem Süden bringen. Sie kamen auch wohlbehalten nach Tommeysville, doch mußten wir alle unsere bewegliche Habe zurücklassen, nur unser Familiensilber konnten wir in eine Truhe packen und unserem Neger Aeneas übergeben, der sie auf einen Wagen lud, zusammen mit allem südstaatlichen Papiergeld, das die Familie besaß, und mit reichlichen Vorräten für ihn und eine alte unansehnliche Vollblutstute. Wie ich nach dem Kriege von einem ehemaligen Angehörigen meines Bataillons hörte, war Aeneas zuletzt auf dem Wege, der hinter Atlanta von der Hauptstraße nach Macon abbiegt, auf seinem Wagen schlafend gesehen worden. Aeneas war ein alter, zuverlässiger, unserer Familie sehr ergebener Neger, aber er war niemals zuvor durch jene Gegend gekommen, seine geographischen Kenntnisse beschränkten sich auf einige wenige Orte, in die ich ihn gelegentlich mitgenommen hatte, wie Macon, Louisville und die Counties Washington und Jefferson. Wenn er ins Erzählen kommt, so wird er wahrscheinlich über seine „Graue" und den Hengst „Blitz", das bekannte Rennpferd, das zeitweise in meinem Stalle stand, über unsere Familie und unsere Besitzung Tommeysville erzählen — über diese wenigen Gesprächsgegenstände könnte er achtzehn Stunden am Tage reden. Ich habe zwar alle Hoffnung aufgegeben, Aeneas wiederzubekommen, denn wenn er noch lebte, so wäre er sicherlich zu uns zurückgekehrt, und wenn er durch alle unsere südlichen Staaten hätte wandern müssen, ich kann nur annehmen, daß er damals von Marodeuren ermordet und ausgeraubt worden ist. Ich möchte Ihre Güte nur in Anspruch nehmen auf den besonderen Wunsch meiner Tochter, die sich in kurzem verheiraten und an ihrem Hochzeitstage aus dem silbernen Becher trinken möchte, aus dem alle Bräute unserer Familie durch sechs oder acht Generationen seit 1670 getrunken haben, und der sich unter unserem übrigen teilweise recht kostbaren Familiensilber in der Truhe befunden hat. Wir nannten ihn den Brautbecher, und auf ihm war, umrahmt von einem Blumenkranz, der Spruch eingraviert:

Du Braut küß mich auf meinen Mund,
Ich bring dir Glück soviel ich kunnt,
Sollst freuen dich der Kinder viel
Und noch an deiner Enkel Spiel.

Da die Diebe zweifellos ihren Raub verkauft haben, so möchte ich hiermit an den jetzigen Besitzer des Bechers die Bitte richten, mir ihn zu dem Preise, den er selbst bestimmen möge, zu verkaufen, oder falls er sich von ihm nicht trennen will, ihn wenigstens meiner Tochter für ihren Hochzeitstag zur Verfügung zu stellen.

Ich würde Ihnen, sehr verehrter Herausgeber, zu großem Danke verbunden sein, wenn Sie dieses Schreiben zum Abdruck bringen und die Bitte anfügen wollten, daß auch die übrigen Blätter in den Südstaaten es nachdrucken. Mit den besten Wünschen für Ihr persönliches und geschäftliches Wohl bin ich Ihr ganz ergebener George Tommey in Louisville, ehedem Major und Befehlshaber von Tommeys Freibataillon.

Sehr geehrter Major Tommey. Althea Lodge, Georgia.

Mit großer Teilnahme habe ich Ihren Brief in unserer Atlanta Constitution gelesen, und ich kann mich noch sehr gut erinnern, wie Ihr Neger Aeneas im Jahre 64

zu mir kam und Ihren Namen nannte. Ich habe ihm damals in meinem Hause Unterkunft geben wollen, aber er bestand darauf, daß er auf seinem Wagen schlafen müsse, weil seine Stute ein berühmtes und sehr wertvolles Rennpferd wäre und er sie nicht aus dem Auge lassen dürfe. Das kam mir zwar ein bißchen unwahrscheinlich vor, denn die Stute sah ziemlich alt und abgeklappert aus. Eine Truhe habe ich auf dem Wagen nicht gesehen, vielleicht war sie unter dem Heu versteckt. Aeneas bat mich, ihm den Weg nach Thomasville zu zeigen – so habe ich ihn wenigstens verstanden – und ich beschrieb ihm den Weg bis Newman, von dort sollte er sich weiterfragen. Er schien mir ein sehr ordentlicher Neger zu sein, er erzählte mir viel von Ihnen, von Ihrer Besitzung, von einem Hause mit zwölf Räumen, von dem großen Rasenplatz und den drei Springbrunnen, dem schönen See und den hundert Negern in den buntbemalten Hütten. Ich freue mich, diese Gelegenheit benutzen zu können, Ihnen zu schreiben, denn Ihr Name ist mir sehr vertraut, da einer meiner Söhne in Ihrem Bataillon den Krieg mitgemacht hat. Doch denken Sie nur an, er arbeitet jetzt für ein Geschäft in New York und hat eine Nordstaatliche geheiratet. Aber sie ist doch ein gutes Kind und kommt aus einer guten Familie, deren Voreltern mit der Mayflower herübergekommen sind. Sie ist eben zu Besuch bei mir und trägt mir Grüße auf an Sie. Mein Sohn hat ihr gesagt, daß Sie nächst dem General Johnston der tapferste Soldat von ganz Georgia sind. Ich bitte Sie mein Geschreibsel zu entschuldigen und bin

Ihre aufrichtig ergebene Martha Horton.

Werter Herr. Talbottown, Georgia.

Im Jahre 64 habe ich Ihren Neger gesehen, als er sich in der Nähe meines Mietstalles herumdrückte. Er hatte eine alte graugefleckte Stute, und ich erinnere mich auch, daß er mir erzählte, sie sei von dem Viermeilenrenner Blitz gedeckt. Ich habe mir das Pferd genau angesehen und muß sagen, daß Sie an ihm nicht viel verloren haben, wenn Sie es nicht mehr wiederbekommen, Ihr Neger aber ist ohne Zweifel der größte Aufschneider des Staates Georgia, und das wäre wirklich ein Verlust für Sie. Ich kann mir aber kaum vorstellen, daß ein Mensch, der soviel Unglaubliches zu erzählen vermag, sieben Jahre auf der Landstraße herumirren sollte, ohne heimzufinden. Sonst war er bescheiden und freundlich, so daß ich ihn in meinem Stall übernachten ließ. Am anderen Morgen bot er mir dafür Bezahlung an und griff in einen großen Getreidesack, der voll war von Südstaatengeld, aber ich hatte von dem Zeug selber übergenug und mochte nicht noch mehr solches Papier. Er wollte nach Thomasville, wie er sagte, und ich gab ihm den Weg an, so gut ich konnte. Eine Truhe habe ich bei ihm nicht gesehen.

Ihr ergebenster William Peters.

Verehrter Herr Major. Thomasville, Georgia.

Ihr Aeneas ist im Spätherbst 64 in größter Verzweiflung zu uns gekommen, er sagte, er sei wohl tausend Meilen weit gefahren, um nach Thomasville zu kommen, aber es sei nicht das richtige Thomasville. Er schien nicht die geringste Vorstellung von Staaten, Ortschaften oder Himmelsrichtungen zu haben. Er behauptete, daß er aus dem County Jefferson sei neben dem County Washington, und weil Counties mit diesen Namen nebeneinander im Staate Florida liegen, so gab ich ihm einen Brief an einen Freund im County Jefferson in Florida mit. Er hatte eine alte graue Mähre mit sich, die nach seinen Erzählungen viele Rennen gewonnen haben soll, sie sah aber nicht danach aus, und ich glaubte ihm auch nicht, daß sie von dem bekannten Viermeilenrenner Blitz gedeckt worden war, den ich in New Orleans selbst habe laufen sehen. Es kam mir überhaupt vor, wie wenn bei ihm eine Schraube locker wäre. Eine Truhe habe ich bei ihm nicht gesehen. Mit den besten Wünschen

Ihr Andrew Loomis.

Lieber Herr Major. Tullahassee, Florida.

Es mag wohl 65 gewesen sein, da ist ein alter Neger ganz aufgeregt und traurig zu uns gekommen. Er wollte nach Thomasville, das einem Major George Tommey gehören sollte, doch hier in der Gegend sind keine Tommeys und gibt es auch kein Thomasville. Aber da er die Namen Macon und Louisville nannte, und da ich diese beiden Orte und auch ein Thomasville in Alabama kannte, so gab ich ihm die Richtung dahin an, es würde mir aber leid tun, wenn er sich umsonst abgemüht hätte. Er schien mir ein gutmütiger Alter zu sein, wenn auch ein ganz ungewöhnlicher Märchenerzähler, wie so manche alte Neger, wenn sie von ihrer weißen Herrschaft anfangen zu erzählen. Es kann möglich sein, daß er eine Truhe bei sich hatte, ich kann mich aber keiner erinnern. Mit den besten Empfehlungen

Ihr Randolph Thomas.

Sehr geehrter Herr Major. Barton, Alabama.

Ihr guter Aeneas ist kurz nach Kriegsende bei uns gewesen. Er war, wie er sagte, von Louisville im Nordosten unseres Staates gekommen, er schien sehr übel daran zu sein, und seine Erzählung ging uns recht nahe. Durch meine Vermittlung bekam er einen Landanteil, pflanzte Baumwolle und heiratete eine junge Mulattin. Während er bei uns war, bekam seine Stute ein junges Fohlen, das ein ganz prächtiges Pferd zu werden versprach. Obschon ich mein Leben lang unter Negern gelebt habe, war mir Aeneas doch eine neue Offenbarung. Daß er das Fohlen als Ihr Eigentum betrachtete und wohl ein Dutzend Kaufangebote zurückwies, obschon er manchmal in großer Not war, nahm mich sehr für ihn ein trotz seiner Wundergeschichten über Sie und Ihr Besitztum. Er fing auch an bei unseren Negern zu predigen, und ich muß sagen, er hatte eine gute Rednergabe, er wollte auch schon in Ihrer Heimat Pastor einer großen Negergemeinde gewesen sein. Einmal taufte er an vierzig Bekehrte, und ich war erstaunt über die Gewalt seiner Rede. Von dieser Welt schien er aber nur wenige Gegenden zu kennen. Als er von einem Macon und einem Louisville im Staate Mississippi hörte, packte er seine Siebensachen auf seinen Wagen und verließ uns gegen Weihnachten 66. Ich bin überzeugt, daß Sie ihn wiederbekommen, vielleicht stellen Sie Nachforschungen an durch die Afrikanische Methodistenkirche, denn er muß jetzt sicherlich schon Bischof sein.

Ihr James Tally, Rechtsanwalt.

Werter Herr. Pfarrei Sunshine, Washington County, Mississippi.

Meine Frau machte mich auf Ihren Brief aufmerksam, den unsere Zeitung aus der Atlanta Constitution abgedruckt hatte. Ihr Aeneas ist 68 oder 69 bei uns gewesen mit Weib und Kindern auf einem einspännigen Wagen, und ein prächtiges Fohlen lief hinterher. Er erzählte eine rührende Geschichte, daß er sich verirrt hätte, sie erschien mir aber nur schwer glaublich, doch immerhin möglich zu sein, und man ließ sie hingehen. Er war den Mississippi von Jefferson aus flußaufwärts nach Louisiana gekommen, wo er von einem Thomasville im County Washington gehört hatte. Hier pachtete er ein Stück Land, machte eine Ernte und zog dann weiter nach Jefferson County in Alabama, ich gab ihm auch eine Empfehlung an einen dortigen Geistlichen mit. Ich muß leider hinzufügen, daß Ihr Aeneas, der sich hier als ein eifriger Diener am Worte Gottes erwiesen hat, sein junges Pferd bei einem Rennen hat laufen lassen und dabei, wie man mir sagte, wohl an 75 Dollar gewonnen hat, ich muß allerdings zugeben, daß die Lebensumstände des alten Mannes sehr kümmerlich gewesen sind.

Ihr ergebener John Sims, Prediger.

Werter Herr Major. Idlewilde, Jefferson County, Alabama.

Ihr Brief klärt eine Geschichte auf, die mir Stoff zum Lachen für viele Jahre gegeben hat. Ihr Aeneas, oder vielmehr Prediger Aeneas Tommey, wie er sich hier nannte, kam zu mir mit einem Briefe von einem Amtsgenossen in Mississippi. Er hatte ein Weib bei sich mit zwei Kindern, zu denen während des hiesigen Aufenthalts noch eines hinzugekommen ist. Meine Tochter nahm an dem ungewöhnlichen Schicksal dieser Negerfamilie vielen Anteil und versuchte ihm zu helfen. Sie schrieb nach dem Diktat des Alten einen Brief in sieben Abschriften und schickte nach jedem Thomasville im Süden eine Abschrift, aber alle kamen wieder zurück. Aeneas pflügte und predigte hier bis etwa 1870, doch als er von einem Pferdehändler hörte, daß es in Tennessee ein Macon gäbe, machte er sich dahin auf. Nachträglich hörte ich noch, daß er sein junges Pferd bei einem Rennen in Burningham laufen ließ und eine ansehnliche Summe gewann. Ich füge seinen Brief bei, damit Sie sehen, wie sehr der gute Alte bemüht gewesen ist, wieder zu Ihnen zurückzukommen, dasselbe wünscht Ihnen

Amos Wells, Prediger.

Maß George, ich bin ganz verlassen hier in einer Gegend, wo ich noch nie war, und wenn Sie wissen, wo Burningham ist, dann kommen Sie um Himmels willen und holen Sie mich und die Graue, die nicht mehr weiter laufen will. Maß George ich bin schon in viele Thomasville gekommen aber keins war das richtige und auch alle Macon und Washington und Jefferson nicht. Alle Leute haben mir einen falschen Weg gezeigt und ich bin immerfort auf der Achse. In dem Thomasville wo ich zuerst war bin ich jetzt schon viermal gewesen, und es ist schwerer von einem Thomasville fortzukommen als das richtige zu finden. Eines war an einem großen Wasser und keine Nachbarn waren zu sehen, und in eines konnte ich gar nicht hineinkommen, weil das Wasser wohl eine Meile breit war und die Graue nicht durchkommen konnte. Maß George, das Fohlen ist angekommen in einem Jefferson wo wir waren und hat die langen Beine wie der Blitz und ich habe ein paar Versuche gemacht mit ihm und er schlägt alle andern Pferde. Maß George, ich bringe ein anderes Weib mit aus dem dritten Washington wo ich war. Sie wiegt 160 Pfund und kann 400 Pfund Baumwolle am Tage pflücken. Ich bringe auch Kinder mit und das Fohlen. Maß George, wenn Sie wissen wo ich bin und Sie können nicht selber herkommen, so schicken Sie um Gottes willen einen, der mich wieder heimbringt, ich habe das Herumfahren satt und will nach Hause, lassen Sie mich hier nicht so lange bei den fremden Menschen.

Sehr verehrter Herr Major. Louisville, Tennessee.

Ich glaube, daß Sie sich um Ihren Aeneas keine Sorgen zu machen brauchen. Er kam zu uns gegen Ende 70 mit einem jungen Weibe und drei Kindern und gab sich als Verkündiger des Evangeliums aus. Ein großer Redner war er sicherlich, das muß jeder sagen, der ihn hörte, aber gleichwohl war er der größte Aufschneider in ganz Tennessee, und das will etwas heißen. Herr Major, wenn auch nur die Hälfte von dem, was er über Sie und Ihr Besitztum sagte, wahr ist, dann wundere ich mich bloß, daß Sie nicht längst Präsident geworden sind. Nach seinen Reden gebieten Sie über alle Neger von Georgia, und Ihr Besitz erstreckt sich über die beiden Countys, die er seit dem Kriege so eifrig sucht. Nur was er über das langbeinige prachtvolle Jungpferd sagt, das scheint zu stimmen. Ich bot ihm 500 Dollar dafür, aber er erklärte, Ihr Preis wäre 20000. Ich fand das ein bißchen viel, und das Geschäft kam nicht zustande. Tags darauf war er fort. Ich möchte Ihnen aber den Rat geben, wenn Sie ihn wiederkriegen – und das werden Sie ganz sicher, denn ein solcher Bursche kann nicht umkommen – nageln Sie alles Bewegliche in Ihrem Hause ganz fest an,

einschließlich der zwölf — ach was sage ich — vierundzwanzig Springbrunnen. Ich nehme an, Sie haben auch Ihr Bataillon noch vollzählig beisammen, und bin mit besonderer Hochachtung

Ihr Tom Johnson.

Sehr geehrter Kriegskamerad. Washington, Nord Carolina.

Ihr alter Neger ist wohl ein Jahr lang auf meiner Farm gewesen, hat gepflügt, gepredigt und uns allen viel Spaß gemacht. Er kam aus Tennessee und hat hier in den Counties Jefferson und Washington und den Orten Macon und Louisville überall nach Ihnen gesucht. Zu mir war er gekommen, weil ich allenthalben als der Major Tommy bekannt bin, und irgend jemand hat den guten Aeneas auf mich gehetzt. Aber als er mich sah, war er sehr enttäuscht und niedergeschlagen, doch hielt ihn das nicht ab, seinen Besuch bei mir über ein Jahr lang auszudehnen. Ihr Aeneas ist ein Charakter für sich: klug wie eine Schlange und einfältig wie ein Kind. Seine Geschichten haben mir manche vergnügte Stunde bereitet, und bevor ich Ihren Brief im Richmond-Boten las, hatte ich kein Wort davon geglaubt. Ihr junges Rennpferd ist ein hervorragendes Tier und sollten Sie es abgeben, dann würden Sie mir ein besonderes Vergnügen bereiten, wenn Sie es mir anbieten wollten. Es scheint, Aeneas gibt ihm überall, wo er es laufen läßt, einen anderen Namen — er sagte, er wolle es nicht allzugemein machen. Wenn er nicht auf dem Felde beschäftigt oder auf einem Rennen war, dann war seine Haupttätigkeit die Predigt und sein Lieblingsthema die Wanderung der Juden in der Wüste. Als er ankam, hatte er ein junges Weib bei sich und drei Kinder, als er von uns nach Jefferson in Süd Carolina fortzog, war noch ein viertes hinzugekommen. Ihren Becher habe ich bei ihm nicht gesehen, auch keine Truhe. Mit den besten Wünschen für die junge Braut Ihr getreulich ergebener

Thomas Bailey, Major des 13. North Carolina Freiwilligenbataillons.

P. S. Ich lege einen Ausschnitt aus der Columbia Post bei, den ich mir aus Interesse für das Pferd und den wunderlichen Aeneas aufgehoben hatte: „Eine Überraschung des gestrigen Renntages war der Sieg von Graublitz, dessen Besitzer, ein alter Neger namens Aeneas Tommey, behauptet, daß der junge Renner von dem berühmten Hengst Blitz abstammt und von der alten grauen Stute, mit der er auf dem Wege nach Georgia ist. Der prächtige Gaul und die seltsame Geschichte des Negers bewogen einige Rennliebhaber, das Pferd notieren zu lassen und ihm einen Reiter zu beschaffen. Der Graublitz kam glänzend vom Start und übernahm bald die Führung. Nach der ersten Meile ließ er bereits das Feld hinter sich, während der zweiten Meile vergrößerte sich der Abstand noch bedeutend und das Pferd ging trotz aller Bemühungen des Reiters, es zum Stehen zu bringen, mit unverminderter Schnelligkeit über das Ziel hinaus. Der Besitzer bekam den Preis von 200 Dollar ausbezahlt, und außerdem soll er noch einen schönen Haufen durch Wetten gescheffelt haben. Wie wir hören, hat er gestern unsere Stadt verlassen und sich auf den Weg nach Augusta in Georgia gemacht. Es ist erklärlich, daß er unter seinen schwarzen Rassegenossen ein gefeierter Held geworden ist und daß sie ihn zu ihrem Kandidaten für den Senat vorschlagen wollen.

Aus dem Columbusboten in Louisville Georgia vom 31. Oktober 1872.

Sondermeldung: Am Donnerstag war ich in Tommeysville Gast von Major George Tommey, der im Kriege das bekannte Tommey-Freibataillon befehligte und sich unter General Johnston bei den Kämpfen in Tennessee und im nördlichen Georgia auszeichnete, er wird den Lesern unseres Blattes auch noch in Erinnerung sein durch

einen Brief, in dem er einen Neger suchte, der ihm während des Krieges verlorengegangen war. Sein Landsitz ist prächtig gelegen, das Wohnhaus ein einfacher einstöckiger Bau im Kolonialstil mit weiter Halle und zwei Seitenflügeln, mitten in einem natürlichen Garten. Vor dem Hause ist ein großer Rasen mit einem hübschen Springbrunnen, hinter dem Hause liegen die Wirtschaftsgebäude und in einem künstlich ausgeworfenen kleinen Teiche schwimmen Enten. Über dem Kamin in der Halle hängt die alte Fahne des Tommeybataillons mit zwei gekreuzten Degen. Der Anlaß der Einladung war die Hochzeit der einzigen Tochter des Majors mit einem vielversprechenden Rechtsanwalt aus einer der ersten Familien von Georgia. Das Hochzeitsessen hatte in seiner Einfachheit und Ländlichkeit etwas ungemein Ansprechendes. Der Eßtisch war improvisiert zwischen den beiden Seitenflügeln des Hauses auf der breiten Vorhalle aufgestellt, fast ganz von ländlichen Herbstblumen bedeckt, und wohl mehr als vierzig Personen erfreuten sich des schönen Festes. Es herrschte eine freundliche Behaglichkeit, wie sie wohl nicht erlebt worden ist seit den guten alten Tagen vor dem Kriege. Getrunken wurde selbstgekelterter Wein aus des Majors eigenem Weingarten, Reden und Überraschungen folgten aufeinander, die Neger des Hofes veranstalteten musikalische Darbietungen und ein mächtiges Feuerwerk. Von ihren Gesichtern war die Anhänglichkeit an ihren Herrn, die Zufriedenheit und die ungezwungene Fröhlichkeit abzulesen, die Freiheit scheint ihr einfaches Leben nicht sehr verändert zu haben.

Während der festlichen Fröhlichkeit entstand plötzlich unter den Negern eine Erregung, Ausrufe der Furcht und dann der Freude folgten und alles lief nach dem Hintergrunde zu. In dem rötlichen Licht der Fackeln wurde ein alter Neger im Leinwandanzug mit Zylinderhut sichtbar, der mit lauter Stimme von Moses und den Kindern Israels sprach, die nach langem Umherziehen endlich in das gelobte Land gekommen sind. Mit wenigen raschen Schritten begab sich der Major zu der Gruppe, und man hörte dann seine klare Stimme, die wie eine Hofglocke klang: „Aeneas, du schwarzer Nichtsnutz, wo hast du dich so lange herumgetrieben?“ Und dann war der Abendhimmel erfüllt von den aufgelösten Rufen des Ankömmlings: „Maß George, der Herr sei gepriesen, der verlorene Sohn ist wieder heimgekehrt ins Vaterhaus!“ Die Braut und die ganze Hochzeitsgesellschaft war dem Major gefolgt, und wir alle hörten den alten Neger, der seinen Herrn fest umklammert hielt, Bibelsprüche hervorstoßen, zu denen die umstehenden Neger rhythmisch begleitend tanzten. Der Major, der Tränen lachte, versuchte sich loszumachen von dem von Freude überwältigten Neger, der immerfort rief: „Ich bin wieder zu Hause, hört ihr mich, ihr Nigger, wieder zu Hause!“ Plötzlich aber schien er von einem Gedanken ganz still und ernst geworden zu sein: „Maß George, wo ist Nancy?“ „Nancy ist schon lange gestorben“, sagte der Major teilnehmend. „Gott sei gelobt“, rief Aeneas freudig erregt, dann hielt er beide Hände hohl um seinen Mund und stieß den Hofruf aus. Die zusammengekniffenen Augen starr auf den dunklen Rand hinter dem Feuer gerichtet, wartete er einige Augenblicke, bis ein altes, graues Pferd und ein rotangestrichener Wagen mit einer Frau und einer Schar Kinder in dem Fackellicht erschien. „Ich habe einen ganzen Haufen Nigger mitgebracht, Maß George, die Leute sagen, daß wir jetzt frei sind, aber ich weiß, daß wir alle zu Maß George gehören wie die alte Graue und ihr Fohlen — das ist ein Pferd, Maß George!“ „Wo ist die Truhe, wo hast du sie gelassen, Aeneas?“, fragte der Major, der vor Lachen kaum sprechen konnte. „Gar nicht habe ich sie gelassen“, gab Aeneas beleidigt zurück, „'runter vom Wagen, ihr Nigger, und schmeißt das Heu ab.“ Und dann brachte Aeneas eine Truhe hervor, der man es ansah, daß sie vielem Wind und Wetter getrotzt hatte, und setzte sie mit einem lauten Aufatmen der Erleichterung auf die Erde. „Da ist sie, Maß George, und ich bin bloß froh, daß mir keiner drangekommen ist.“ Die Braut klatschte in die Hände und

tanzte um die Truhe herum: „Wo ist mein Becher, meinen Becher muß ich haben!" Der Major nahm eine Axt und schlug mit einem Hieb das alte Schloß entzwei, dann wickelte er aus einem Lappen einen silbernen Becher heraus, der Bräutigam goß Wein aus einem Kruge hinein und las laut den Spruch, der darauf geschrieben stand. Und mit einem stillen lächelnden Blick auf den Bräutigam trank sie aus dem Becher und reichte ihn ihrem Bräutigam, der in stolzem Glück unter lauten Wunschrufen der Gäste den Becher austrank. Dann zog Aeneas den Major beiseite und brachte eine riesige Geldtasche, vollgestopft mit Geldscheinen heraus: „Maß George, der andere Sack mit dem Geld vom Kriege war nicht gut, wo ich hingekommen bin, aber dieses Geld habe ich in der Kirche eingenommen und auf den Rennen mit dem Graublitz gewonnen, und ich hab bloß ausgegeben . . ." „Behalte, was du hast", stieß der Major zwischen seinem Lachen hervor, dem alten Aeneas auf die Schulter klopfend, „du wirst es brauchen für deine Kleinen". Es war dies wohl das dramatischste Erlebnis, das die Gäste je auf einer Hochzeit gehabt haben und das ihnen noch lange in der Erinnerung bleiben wird, und der Major ließ durch mich den Zeitungen seinen Dank aussprechen für ihre Unterstützung bei der Auffindung seines alten Negers Aeneas, der seinem Namen und dem guten Rufe des südstaatlichen Negers Ehre gemacht hat.

HANS PFLUG

Symbolstätten der Erziehung und Bildung in Deutschland

In den höheren gesellschaftlichen und politischen Zuständen, die Europa kennzeichnen, schlägt sich alles Geschehen von einiger Bedeutung auf irgendeine Weise dinglich faßbar nieder. Dies geschieht nicht nur in der Form von Bauten und Denkmälern, Kunstwerken und Hausrat, die eine Epoche hinterläßt, sondern auch in politischen Grenzziehungen, in kriegerischen Verwüstungen und technisch-wirtschaftlicher Entfaltung. Aber auch der im engeren Sinne geistige Bereich verdinglicht sich in den ihm angemessenen Weisen. Auf Bücherbrettern stehen die Werke von Eckehart und Kant, Goethe und Ranke, in Musikbibliotheken häuft sich das Schöpfungsgut großer und kleiner Meister, im Reichsgericht liegen die Urschriften der bekannten Entscheidungen des höchsten deutschen Gerichtes und im Reichspatentamt werden wichtige und unwichtige Erfindungen jährlich zu Tausenden zu den Akten genommen. Die Berliner Staatsbibliothek bewahrt den Nachlaß vieler bedeutender Männer, in deren Geburts- und Wohnhäusern oft noch in hinterlassenen Möbeln und Geräten, Briefen und Büchern etwas von ihrer Atmosphäre zu spüren ist. An anderen Orten haben sich Geschehnisse und Erinnerungen in einem einzelnen Bauwerk oder in einer ganzen Stadt niedergeschlagen wie im Dom zu Speyer in den Kaisergräbern, im Kaisersaal des Frankfurter Römers, in den Häusern des klassischen Weimar und an vielen anderen weniger geschehnisreichen Stätten.

Aus der Gesamtheit der Geschehnisse, Menschen, Werke und Erinnerungen formt sich in einer vereinfachenden und verbindend deutenden Schau die geschichtliche Überlieferung unseres Volkes. Sie hat ihre Höhen- und Tiefpunkte, teilt sich in einzelne Epochen, läßt in jeder Gegenwart die voraufgegangenen Zeiten ab- und zunehmend lebendig sein und hat zur Kennzeichnung ihrer wichtigsten Ereignisse und Einschnitte

ihre Symbole und Mythen. Die Stätten, an denen sich in besonderer Weise Ablauf und Inhalt der Volksgeschichte symbolhaft ausgeprägt, vereinigt und verdichtet haben, kann man als die Symbolstätten der deutschen Geschichte bezeichnen. Es gibt Symbolstätten für bestimmte Epochen, wie etwa Goslar für die sächsische Kaiserzeit, Augsburg für die Renaissance und für die einzelnen Bezirke des menschlichen und volklichen Lebens, wie in der religiösen Sphäre etwa Trier für die Katholiken, die Wartburg für die Protestanten, das Zeughaus für den soldatischen Geist des alten Preußen, eine Stadt wie Essen für die Welt der Technik.

*

In diesem Sinne wird hier der Bereich der Erziehung und Bildung auf die Symbolstätten hin betrachtet, in denen die deutsche Bildungsgeschichte Gestalt geworden ist. In ihrer Heraushebung und Ordnung wird zugleich versucht, die wesentlichen Gestaltungskräfte zu erkennen, die im Erziehungs- und Bildungswesen wirksam waren. Diese Überschau beschränkt sich dabei auf die überpersönlichen und öffentlichen Einrichtungen, also auf die Bildungsstätten, die „institutionell" geworden sind. Das Goethehaus in Weimar versinnbildlicht gewiß mit am meisten das, was die deutsche Sprache einzigartig und unübersetzbar Bildung nennt, aber es bleibt aus Gründen der Übersichtlichkeit und räumlichen Beschränkung hier außer Betracht. Auf die Einbeziehung der „Bildung" kann aber nicht verzichtet werden. Wer wollte bestreiten, daß Schulpforta, das Tübinger Stift, die Berliner Universität nur der Erziehung und Schulung und nicht auch dem umfassenderen Vorgang der Bildung dienen oder zum mindesten früher einmal dienten? – Es sei noch erwähnt, daß Fachschulen und die Volksschule gleichfalls nicht einbezogen werden. Die Abgrenzung ergibt sich aus den beiden Begriffen Erziehung und Bildung und ihren wechselseitigen Bezügen.

Bei einem Volk, das die Angelegenheit der Erziehung und Bildung – meist in der Form der Schule, bis zur Schule der Weisheit – so ernst nimmt und gründlich besorgt wie das deutsche, braucht man nach charakteristischen Erscheinungen nicht lange zu suchen. Die verwirrend reiche und bunte geschichtliche und landschaftliche Mannigfaltigkeit Deutschlands kommt nicht zum wenigsten auch in der Entwicklung und dem Aufbau unseres Bildungswesens zum Ausdruck. Die Schwierigkeit liegt vielmehr in der Frage, welche von den vielen und vielerlei bedeutsamen Bildungsstätten, von all den ehrwürdigen gelehrten Schulen und Hochschulen, in dem hier gemeinten Sinne Symbolstätten sind und Bauelemente unserer Bildungswelt. Und noch einer anderen Schwierigkeit, die man aber auch als einen Vorzug ansehen kann, ist zu gedenken. Aus dem Wesen unserer Geschichte und unserer Volksnatur gibt es im Bildungswesen keine wirklich maßgebenden gesamtdeutschen Einrichtungen, wie sie Frankreich in der Sorbonne und in einem anderen Bezirk in der Academie Française, England in den Universitäten Oxford und Cambridge und gleichfalls außerhalb des engeren Bildungswesens im British Museum hat. Dieser Mangel wird erkauft mit einem Reichtum an eigenartigen und einzigartigen Sonderbildungen, von denen viele, wieder aus unserem besonderen Volksdasein, Symbolträger sind.

*

Das Schul- und Bildungswesen entwickelt sich in Deutschland in engem Zusammenhang mit dem kirchlichen Leben und geht ursprünglich aus dessen Bedürfnissen hervor. Die ersten Schulen in unserem Sinne entstehen in Klöstern und an Bischofssitzen. Unterricht, Erziehung und höhere Bildung waren in ihnen zu einer Einheit verknüpft, die ihre Maßstäbe in einer der abendländischen Welt gemeinsamen

Gültigkeit aus dem Lehrgut der mittelalterlichen Kirche mit seinen antiken Beimischungen empfing. Einzelne dieser Klosterschulen erwarben schon früh einen großen Ruf als Stätten der Gelehrsamkeit. Ihre Pionierarbeit in der Welt des Geistes kann kaum zu groß angeschlagen werden. Als die erste deutsche Bildungsstätte von hohem Rang ist die Fuldaer Klosterschule überliefert. Sie wurde 804 von Hrabanus Maurus, einem der größten Gelehrten der Zeit, gegründet und zunächst auch geleitet. Sie ist ein Sinnbild der Verschmelzung der christlichen Überlieferung mit den germanischen Kräften. Ähnliche Bedeutung kam im Norden Corvey an der Weser, im Süden Reichenau im Bodensee zu.

Mit dem politischen Aufstieg und der kulturellen Entfaltung der deutschen Städte im Mittelalter schufen sich diese in den Stadtschulen eigene Einrichtungen der höheren Bildung, die vielfach sogar in das Erbe von Klosterschulen traten. Aus ihnen gingen später die ruhmreichen alten Stadtgymnasien hervor, wie das Katherineum in Lübeck, das Johanneum in Hamburg, die Thomasschule in Leipzig und die lange Reihe durch von Königsberg bis Freiburg und Emmerich bis Passau. In Berlin entstand aus der Zusammenlegung zweier Stadtschulen das traditionsreiche Gymnasium zum Grauen Kloster, das unter seinen berühmt gewordenen Schülern später Bismarck zählte. Die meisten dieser Stadtschulen hatten örtliche Bedeutung, und der Ruhm der bekanntesten unter ihnen ist gering, gemessen an der Wirkung und Bedeutung einiger Neugründungen in der Mitte des 16. Jahrhunderts, die unter den Symbolstätten der Erziehung und Bildung in erster Linie zu nennen sind, den sächsischen Fürstenschulen.

Die Fürstenschulen in Pforta, Meißen und Grimma sind in protestantischer Abwandlung der alten Klosterschulen in ehemaligen Klöstern für die Schulung des Nachwuchses im Staats- und Kirchendienst von dem mächtig gewordenen Landesfürstentum geschaffen worden. Strenge klösterliche Zucht, die humanistische Ausrichtung des Erziehungsziels und die hohen Anforderungen an Lehrer und Schüler gaben ihnen einen Rang und Ruf, an den keine andere Schule heranreicht. Durch die Zeiten hin waren sie, Pforta an der Spitze, die Bannerträger der humanistischen Bildung, und zeitweise beschickten sie ganz Deutschland mit leitenden Schulleuten. Schulpforta ist das Symbol einer Erziehungs- und Bildungsidee, die kämpferisch verfochten wurde, als die humanistische Bildung zum Problem wurde. In den alten Klostermauern mit den mittelalterlich anmutenden Arbeitsstuben wirkt eine formende Kraft aus der gemeinsamen Arbeit und dem gemeinsamen Leben, die sich dem Pfortenser durchs Leben hin mitteilt. Klopstock war Pfortenser, später Fichte, dann Ranke und Lamprecht und als letzter Großer steht in dieser glanzvollen Namensreihe Nietzsche. Auch Meißen hat an der geistigen Führungsschicht Deutschlands mit Lessing, Gellert und den Brüdern Schlegel reichen Anteil.

Das Vorbild der sächsischen Fürstenschulen fand in Mitteldeutschland Nachahmung in einer Reihe von Klosterschulen, von denen Ilfeld und Ilsenburg, Roßleben und Kloster Berge am bekanntesten geworden sind. In Süddeutschland entsprechen ihnen die Klosterschulen und späteren „niederen Seminare" Blaubeuren, Denkendorf und Maulbronn, die Vorschulen und das Intelligenzsieb für das berühmte Tübinger Stift. Alle diese Schulen verpflichten Lehrer und Schüler zu gemeinsamem Leben und zeigen mehr oder minder stark noch Züge mönchischen Lebens. Daneben suchte jeder Fürst und jede Reichsstadt ein Landesgymnasium oder eine gelehrte Schule zu schaffen, und in dieser Gründungswelle der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts breitet sich so ein dichtes Netz bekanntgewordener Bildungseinrichtungen über Deutschland.

Durch die Sprengung der geistigen Einheit des Mittelalters ließ die Reformation ein eigenständiges, humanistisch ausgerichtetes, protestantisches Bildungswesen entstehen. Nun nicht mehr umfassend christlich, sondern bewußt katholisch, wurde in der

Gegenreformation vom Jesuitenorden ein einheitliches, bewußt katholisches Bildungswesen organisiert. In kurzer Zeit entstanden weit über hundert Jesuitenkollegien, alle gleichartig aufgebaut nach den religiösen und erzieherischen Grundsätzen der Ordensführung. Das gemeinschaftliche Leben war die Regel. Zu besonderer Bedeutung gelangten in Süddeutschland die Kollegien in Dillingen, Ingolstadt und München, in Westdeutschland Köln und Trier. Mehrere Universitäten sind aus Jesuitenkollegien hervorgegangen, so vor allem Breslau mit dem prachtvollen langgestreckten Barockbau an der Oder. Individuelle Spielformen konnten sich im Rahmen der jesuitischen Erziehung kaum entwickeln. So ist gleichsam jedes Jesuitenkolleg Repräsentant und Symbolstätte für die ganze Gattung.

Die zunehmende Verweltlichung des geistigen Lebens gewinnt im Anfang des 18. Jahrhunderts als dem Zeitalter der höfischen Kultur den ihr gemäßen schulischen Ausdruck in den Ritterakademien. Sie suchen den besonderen Bedürfnissen des jungen Adels nach höfischer, körperlicher und militärischer Erziehung zu dienen, sind aber zugleich ein Symptom der Versteifung gesellschaftlicher Unterschiede. Die bekanntesten noch bestehenden Ritterakademien sind in Brandenburg und Liegnitz. Die Berliner Ritterakademie wurde bald nach ihrer Gründung in eine Kadettenanstalt umgewandelt, ein Zeichen für die enge Beziehung zur militärischen Führerschulung. Das gewaltige und schön gelegene Benediktinerkloster Ettal in Oberbayern beherbergte vorübergehend auch eine Ritterakademie. Mit der Rückgabe an den Orden wurde ein Gymnasium mit Konvikt eingerichtet, das durch Ruf und Leistungen gleichfalls unter die Symbolstätten der Erziehung und Bildung zu rechnen ist.

Eine fortschreitende geistige Auflockerung, verbunden mit einer erzieherischen Bewegung, ließ in diesem Zeitalter eine Reihe von eigenartigen Erziehungseinrichtungen entstehen, die zum Teil nur kurze Zeit bestanden haben, aber von nachhaltiger Wirkung waren durch den Geist und die Weitsichtigkeit, mit denen sie geschaffen wurden. Dazu gehört der Vorläufer der technischen Hochschule in Braunschweig, das Carolinum, vor allem aber die in ihrem Betrieb ungemein modern anmutende Hohe Karlsschule in Stuttgart, welche die Erlebnisse ihres Schülers Friedrich Schiller weithin bekannt und mehr berüchtigt als berühmt gemacht haben. Sie war aber tatsächlich eine Bildungsanstalt von wahrhaft universellem Zuschnitt, der allerdings nur ein kurzes Dasein beschert war. Symbolstätten deutscher Erziehung sind auch die Franckeschen Anstalten, besonders im Pädagogium, in Halle, die dem Geist des Pietismus entsprangen und die Schöpfung des Philanthropen Basedow in Dessau (Philanthropin), sowie die Salzmannsche Erziehungsanstalt in Schnepfenthal, die auf die Dessauer Gründung zurückgeht.

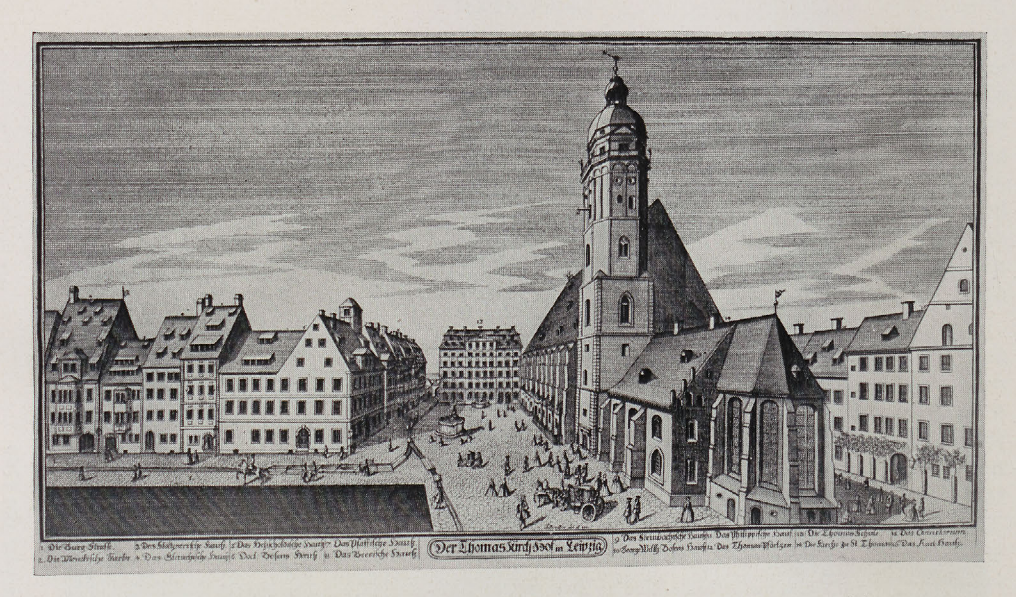
Eine gewisse Erstarrung und Bürokratisierung des staatlichen Schulwesens ließ in einer Vorwegnahme der Gedanken der deutschen Jugendbewegung aus der Initiative von Hermann Lietz die Landerziehungsheime hervorgehen. Sie stellen erneut den Gedanken einer ganzheitlichen Bildung heraus und haben das öffentliche Schulwesen rückwirkend tief beeinflußt. Durch das Wirken von Lietz ist Haubinda, auch Bieberstein, das Sinnbild dieser Bewegung.

*

Wenn schon im Schulwesen der Gestaltenreichtum Deutschlands sich spiegelt, so wird das krause Gewirr der Gebilde noch überboten bei den deutschen Universitäten. An sich schon konservativ aus ihrem Aufbau, haben die Universitäten mit den Resten der mittelalterlichen korporativen Verfassung das geistige Sonderleben Deutschlands in einer Reihe stark individueller Einrichtungen bewahrt. So ist fast jede einzelne



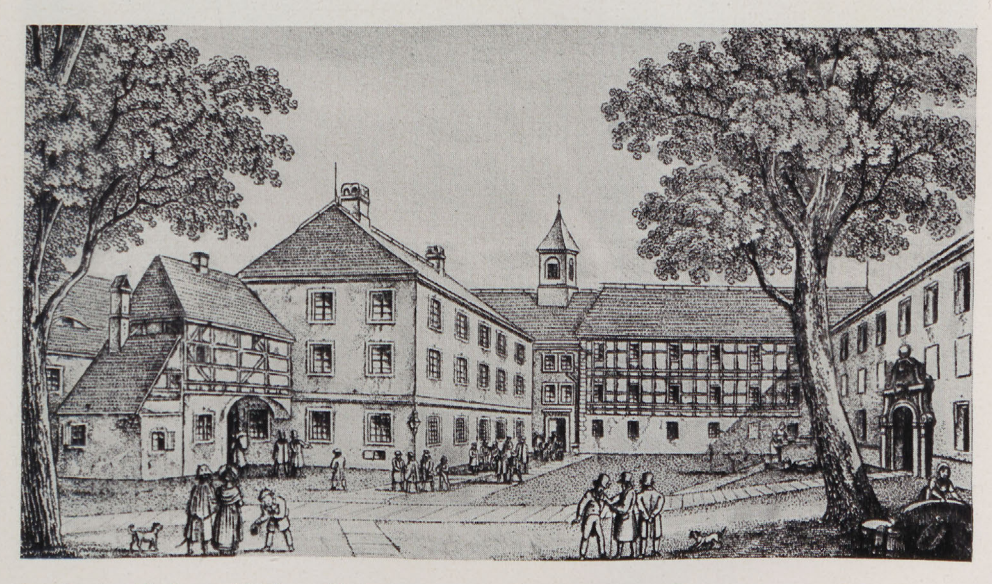
Schulpforta. Nach einem Stich von C. G. Geyser um 1780



Thomaskirche und Thomasschule in Leipzig. Stich aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts

Die Aula im Gymnasium zum Grauen Kloster zu Berlin

Die Fürstenschule in Grimma an der Mulde



Die Fürstenschule zu Meißen. Nach einer Zeichnung aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts



Die Universität in Breslau, 1728–40 als Jesuitenkollegium erbaut

Das ehemalige Jesuitenkollegium in Trier, erbaut 1611–14



Kloster Ettal mit dem Gymnasium, der ehemaligen Ritterakademie

Die alte Ritterakademie in Berlin

Die sog. Akademie in Stuttgart, in der 1775–94 die Hohe Karlsschule untergebracht war, dient heute, wie vordem, teilweise als Kaserne



Das Gebäude der Amalienstiftung in Dessau, 1760 als prinzliches Palais erbaut, beherbergte 1774–93 Basedows Philanthropin





Der Hof der Erziehungsanstalt Schnepfenthal, der erste deutsche Turnplatz Guts Muths'



Das gegen Ende des vorigen Jahrh. abgebrochene Gebäude des alten „Collegium Carolinum" in Braunschweig



Schloß Bieberstein in der Rhön, eines der schönsten der von Hermann Lietz gegründeten Landerziehungsheime

Die ehemalige Universität in Wittenberg

(Photos: Staatl. Bildstelle, Berlin; Sächs. Landesbildstelle, Dresden; Anhalt. Ministerium für Volksbildung; Fremdenverkehrsamt Stuttgart; Paul Winkler, Leipzig, u. a.)

Universität durch ihre geistigen und landschaftlichen Besonderheiten eine Symbolstätte der deutschen Geschichte, und die Betrachtung muß schon auf die wichtigsten und typischsten beschränkt werden.

Unter den reichsdeutschen Universitäten ist die älteste und eine der bedeutendsten zugleich Heidelberg. 1386 gegründet, wird sie mit dem Übergreifen der Renaissance nach Deutschland zusammen mit dem kurpfälzischen Hof einer der lebendigsten Mittelpunkte der neuen Bildung. Von den großen Humanisten waren Agricola, Reuchlin, und Wimpheling mit ihr verbunden. Die politischen Wechselfälle der Kurpfalz zogen den Verfall der Ruperta Carola nach sich, der erst nach ihrer Erneuerung 1803 zu einer neuen Blüte in der romantischen Epoche und durch das ganze 19. Jahrhundert hin führte. Heidelberg ist aber auch ein Sinnbild der überlieferten Formen deutschen Studentenlebens geworden, das von kitschigen und sentimentalen Zügen nicht frei ist.

Im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts ging die Führung an die drei mitteldeutschen Universitäten Erfurt, Leipzig und Wittenberg über, von denen insbesondere Wittenberg in hohem Maße den Charakter einer Symbolstätte durch Luther und Melanchthon erhielt, die das deutsche Bildungswesen auf lange Zeit in nachhaltigster Weise beeinflußt haben. Als erste Reformationsuniversität wurde 1527 Marburg gegründet, das diesen protestantischen Einschlag in seinen theologischen Traditionen bis heute in hervorstechender Weise bewahrt hat und bewußt herausstellt, als letzte die eingegangene Universität in Helmstedt.

Auch die große politisch-geistige Bewegung der Gegenreformation hat unter der Führung des Jesuitenordens ihre Symbolstätte unter den deutschen Universitäten gefunden. Es ist Ingolstadt, wo einst der gelehrte Dr. Eck war, der Luther in der Leipziger Disputation gegenüberstand. In Ingolstadt spielte er eine ähnlich beherrschende Rolle an der Universität wie Luther in Wittenberg. An ihr war der erste Jesuitenprovinzial von Deutschland, der berühmte Peter Canisius, als Lehrer tätig. Ingolstadt sank später von seiner Stellung herab, und die Universität wurde wegen des engen Geistes, der an ihr herrschte, schließlich von dort nach Landshut und später nach München verlegt. Heute erinnern in der bayrischen Kleinstadt nur noch ein paar Häuser und Gedenktafeln an ihre große geistige Vergangenheit.

Mit dem Wandel der Zeitströmungen, dem Aufkommen der Aufklärung und der Wendung des Protestantismus zum Pietismus, kam die erst 1694 gegründete Universität Halle, äußerlich durch viele Jahre in einer wenig entsprechenden Behausung, rasch zu großer Bedeutung. Friedrich Paulsen nennt sie die erste eigentlich moderne Universität. In ihrer Glanzzeit, als sie den Geist der Zeit verkörperte, zählten Thomasius, Chr. Wolff und August Hermann Francke zu ihren Lehrern. Zusammen mit den Franckeschen Stiftungen, die in einem inneren Zusammenhang mit der Universität standen, ist Halle eine sehr bedeutsame Symbolstätte der deutschen Bildungsgeschichte, die heute bei dem veränderten Charakter der Stadt und der geringen Bedeutung der Universität kaum noch zu erkennen ist.

Halle wurde in der Führung von Göttingen abgelöst. 1734 nach dem Vorbild von Halle eröffnet und von dem ehrgeizigen hannoverschen Hofe reich ausgestattet, wurde Göttingen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Universität, die dem Geist der höfischen Bildung und der Weltoffenheit dieser Epoche huldigte. Zugleich ist sie in ihrer Verfassung vorbildlich durch die Anerkennung der Lehrfreiheit geworden. An ihr hatten insbesondere die geschichtlichen und die neuaufgekommenen staatswissenschaftlichen Studien mit Pütter, Schlözer und Heeren eine Stätte. Daneben wurde Jena durch das Wirken der Männer aus dem Weimarer Kreis weit über den Rahmen einer Landesuniversität hinausgeführt. Auch hat es in der Burschenschaft an der studentischen Bewegung einen entscheidenden Anteil.

In der großzügigen Planung und Vorbereitung durch Wilhelm von Humboldt und die Männer um ihn wurde die 1810 gegründete Berliner Universität die einzigartig symbolhafte Wirkungsstätte des Neuhumanismus, vor allem in der Philosophie und den eng mit dieser geistigen Bewegung zusammenhängenden geschichtlichen und philologischen Studien. Die namhaftesten Gelehrten dieser Epoche, Fichte, Hegel, Schleiermacher, später Schelling, auf anderen Gebieten Savigny, Boeckh, Eichhorn, F. A. Wolf gaben der Universität eine besondere Bedeutung und hoben zugleich ihre Stellung überhaupt im öffentlichen Leben. Mit der Entwicklung Berlins zur Reichshauptstadt wuchs auch die Vorrangstellung der Berliner Universität im Reich.

Im Rahmen einer deutschen Universität gibt es aber auch die wohl eigenartigste und weitreichendste Bildungsstätte Deutschlands. Es ist das evangelisch-theologische Seminar der Universität Tübingen, kurzweg „Stift“ genannt. Mit einer sorgfältigen Auslesemethode wird ein Gutteil der begabten Schwaben dem Stift zugeleitet und in den Bildungsgang und die Zucht dieser schwäbischen Akademie genommen. Von den bedeutendsten Geisteswissenschaftlern Deutschlands sind nicht wenige Stiftler gewesen und haben den Ruhm ihrer Bildungsstätte verbreiten helfen. Zu gleicher Zeit waren Hegel, Hölderlin und Schelling im Stift, später der Urschwabe Friedrich Theodor Vischer, der streitbare David Friedrich Strauß und eine lange Reihe der führenden deutschen Theologen. Ähnlich wie bei Pforta teilt sich den Gliedern des Stifts ein Gemeinschaftsgeist mit, der aus den großen Überlieferungen dieser Einrichtung gespeist wird.

*

Überblickt man die Reihe der Symbolstätten der Erziehung und Bildung, so zeigt sich bei aller Vielfalt der Erscheinungen doch ein innerer Zusammenhang in vielem. In einem hervorragenden Maße sind zunächst die Einrichtungen für die deutsche Geistesgeschichte von Bedeutung gewesen, die ihre Zöglinge nicht nur schulisch erfaßten, sondern sie erzieherisch und menschlich ansprachen. Das sind insbesondere alle die Einrichtungen, die auf der Grundlage gemeinsamen Lebens ruhen. In ihnen wirkt der Gemeinschaftsgeist und der Sinn für das Korporative als Lebensform des Deutschen. Solche Erziehung braucht nicht Uniformierung zu bedeuten, wie das Beispiel von Pforta und des Stifts zeigen. Sie braucht aber auch nicht Ungebundenheit zu bedeuten, wie gleichfalls die hervorragendsten dieser Einrichtungen dartun in ihren Leistungen und Menschen. Die Menschen, jung und bildungsfähig noch, finden in diesen Symbolstätten einen das Ganze des Lebens umfassenden Geist. Heute treibt es die Jugend zu neuen Bindungen, zu einer Hingabe an ein Ganzes. Noch entspricht dem nicht, was das überlieferte Bildungswesen dieser Jugend zu geben hat. Es geht aber ein Zug der Besinnung und Vertiefung durch das geistige Leben, der, wenn er in seinem notwendigen Tiefenstreben nicht gekappt wird, auch eines Tages in der Erziehung fruchtbar werden wird. Aus dem eigenen Erlebnis wissen wir, daß ein Ziel erst dann erreicht ist, wenn jene religiöse Bindung und Einheit einer Haltung vorhanden ist, die heute noch den besten unter den Symbolstätten der Erziehung und Bildung in Deutschland einen eigentümlichen und weitreichenden Glanz verleiht. Auf dieses Ziel hin können aber viele dieser Symbolstätten als Vorbild und Richtbild dienen, wandelbar in den Formen, aber unwandelbar in den ewigen Grundlagen und Gesetzen des menschlichen Lebens.

Geburtstage

Cornelius Gurlitt, Geheimer Rat, Professor, dreifacher Doktor und zweimaliger Ehrendoktor, wird am 1. Januar fünfundachtzig Jahre alt. Aus einer fremden Zeit ragt er in unsere Welt hinein, Sohn eines Vaters, der noch mit Hebbel eng befreundet war — „Hebbel ist Hebbel und Gurlitt ist sein Prophet“ hieß es in Rom, als Hebbel dort weilte — Wiederentdecker des Barock, das er mit seiner Geschichte des Barockstils von 1887 überhaupt erst aus der Burckhardt-Verachtung dieser „Fieberphantasien der Architektur“ erlöst hat, Historiker der Sachsenzüge nach Polen und der Italienerzüge des Barock nach dem Osten — und nicht zuletzt ein Mann, der allen Dingen der Kunst und des Lebens mit einer prachtvollen Unbefangenheit, immer als Mensch, niemals als Fachmann gegenüberstand. Ein Ungläubiger gegenüber aller Ästhetik und ein Glaubender lediglich des Lebendigen, Unmittelbaren, ragt Cornelius Gurlitt als eine der letzten Säulen der großen Zeit der Kunstgeschichte in unsere anders gewordenen Tage hinein. Er hatte den ungeheuren Vorteil, nicht von der Theorie, vom Studium, sondern von der Praxis herzukommen: er war zuerst Architekt und wurde dann erst Kunsthistoriker. Infolgedessen glaubte er seinen Händen und seinen Augen mehr als seinem Kopf, mehr als den Theorien und Lehren und kam auf diesem Wege zu einer Lebendigkeit der Kunstbetrachtung, wie sie neben ihm nur noch der alte Dehio gehabt hat. Der kannte auch jeden Ziegelstein der deutschen Kathedralen, wußte ganz genau, welchem Brande er seine Schwärzung verdankte, ob er von Ursprung her dort saß oder später einmal an seinen Platz gekommen war. Gurlitt sah ebenfalls mit den Augen des Baumeisters, der selbst als Maurer gearbeitet hat: so war das Ergebnis bei ihm immer lebendige Unmittelbarkeit, niemals Theorie. Aus seiner Geschichte der deutschen Kunst im 19. Jahrhundert, seinem mit Recht populärsten Buch, lernt man Maler und Bildhauer als Menschen kennen, nicht als Kunstverfertiger. Er hat ein lebendiges Leben geführt auch in seinen Büchern — das ist wohl das Beste, was man einem Fünfundachtzigjährigen zu dem Tage, da er dieses mehr als biblische Alter erreicht, sagen kann.

*

Am 27. Januar 1935 kann Carl Lange, der Herausgeber der „Ostdeutschen Monatshefte“ seinen 50. Geburtstag begehen. An diesem Tage werden alle die Menschen mit besonderer Wärme seiner gedenken, die die Arbeit der von ihm gegründeten „Ostdeutschen Monatshefte“ verfolgen und würdigen konnten. Er hat es verstanden, mit der ganzen Wärme seines Wesens und der Umsicht und Besonnenheit, die ihn auszeichnen, aus dieser Zeitschrift ein für den deutschen Osten und die Erkenntnis der Bedeutung gerade dieses Gebietes für das andere Reich unentbehrliches Organ zu schaffen. Seine schriftstellerische Tätigkeit begann er mit der „Borkumer Kriegszeitung“. Seine Gedichte „Meine Kameraden“, „Strom aus der Tiefe“, „Harzbuch“ und „Ruf aus der Stille“ sind in vielen Händen. Seine andere Arbeit galt dem deutschen Osten, so die Schrift über die Zoppoter Waldoper und das von ihm redigierte Buch „Das frische Haff und die frische Nehrung“. Dieser gute Preuße fand ein besonders lohnendes Arbeitsgebiet in dem von ihm herausgegebenen „Preußenkalender“. Auch den Kalender „Danziger Bote“ betreut er. So hat er dafür gesorgt, daß seine Schriften selber für ihn Zeugnis ablegen können. Für den Kameraden und Freund, den aufrechten deutschen Mann von anständiger und sauberer Gesinnung zeugen seine Freunde, mit denen wir uns in dem Wunsche einig wissen, daß er seine produktive Arbeit an der Stelle, an der er jetzt steht und nach dem sicheren Kompaß, der keiner Korrektur durch äußere Ereignisse bedurfte, langfristig fortsetzen kann zum Nutzen des deutschen Volkes, dem er mit allen Fasern seines Herzens verhaftet ist.

D. R.

Literarische Rundschau

Neue Saarbücher

Ein Werk, das vorbildlich ist durch die echt deutsche Gelehrtenarbeit und Gründlichkeit und die opferwillige Gesinnung aller Beteiligten, verdient die Förderung durch die weitesten Kreise des deutschen Volkes „Die Kunstdenkmäler der Stadt und des Landkreises Saarbrücken" und „Die Kunstdenkmäler der Kreise Ottweiler und Saarlouis" (Düsseldorf, L. Schwann, das erstere 3.50 RM., das zweite 2.60 RM. geb.). Die Herausgabe besorgte im Auftrage der Saarforschungsgemeinschaft, die unter der verdienstvollen Leitung von Professor Aubin steht, Walther Zimmermann. Beide Bände, in tadelloser Ausstattung, haben viele Tafeln, ausgezeichnet reproduzierte Abbildungen und Karten. Das Ziel, das die Saarforschungsgemeinschaft sich in diesen Bänden setzt, ist das Gleiche, über das unsere Leser durch den großen Aufsatz von H. van Ham im Oktoberheft der „Deutschen Rundschau" unterrichtet worden sind. Das Land an der Saar ist in allen Äußerungen seiner Kunst und Kultur, seiner Sprache, seiner Sitte, seines Volkstums, in den Denkmälern der Fürsten und der Kirche, der Stadt und des Landes, der Bürger und der Bauern so deutsch wie nur irgendein anderer Landstrich innerhalb der Grenzen des Reiches. Es steht auch auf künstlerischem Gebiete in untrennbarer Verbundenheit mit den jetzt von ihm durch eine unnatürliche Grenze geschiedenen Kreisen in Trier, in der Pfalz usw. Kein Pfeil in der Gesamtentwicklung des Saargebietes wies je nach Westen, sondern alle nach Osten ins deutsche Kernland. Unsere Leser kennen diese Zusammenhänge, und so genügt es, sie auf diese beiden wichtigen Bände hinzuweisen, auf daß sie Andere auf die unwiderleglichen Zeugnisse der Deutschheit bis in den letzten Kern des Saargebietes aufmerksam machen. Darüber hinaus aber hat jeder die Pflicht, den Männern, die hier zusammengearbeitet haben, den deutschen Gelehrten wie dem Verleger, Dank zu sagen für diese vorbildliche volkspolitische Leistung. —

Gegenüber den üblen Versuchen, bei der Saarabstimmung strenggläubigen Katholiken das Vorhandensein eines Gewissenskonfliktes vorzutäuschen, leistet die Schrift eines katholischen Saarländers beste Dienste. A. Vogedes: Katholische Kultur an der Saar (Neunkirchen-Saar, Neunkircher Zeitung, mit 4 Bildbeigaben). Sie geht von dem bei der Saartagung des V. d. A. von kirchlicher Seite gesprochenem Wort aus, daß der Reichtum kirchlichen Brauchtums die ergibigste Quelle des Volkstums sei. Als historisches Erkenntnismittel für das Mittelalter ist das richtig. Vogedes zeigt dann in einer Fülle saarländischer religiöser Volksbräuche, daß sie sämtlich nicht nach Lothringen, sondern nur nach dem Mainzer und Trierer Kulturkreis hinweisen: und dies wird damit begründet, daß die Mönche der frühmittelalterlichen Rodungsklöster schon alle aus dem Reich kamen. Zuletzt im 13. Jahrhundert befestigen noch die saarländischen Komture des Deutschen Ordens das Band. — Die kirchliche Kunstgeschichte zeigt das gleiche Ergebnis; romanische wie gotische Kirchenbauten haben ein rheinisches Gesicht, und die Hauptmeister des saarländischen Barock Stengel und Kretschmar waren Deutsche. Diese Verbundenheit des inneren Schicksals der katholischen religiös interessierten Schicht der Saarländer eindeutig vor Augen gestellt zu haben, ist das Verdienstliche dieser Schrift.

Sitte und Recht in Nepal

Wer hätte nicht schon gewünscht, über das „Wunderland" Indien, das uns alle so anzieht und in das nur so wenige gelangen, etwas Näheres zu hören? Er greift zu einem der zahllosen Bücher, die ein europäischer Reisender, nach einem mehr oder minder flüchtigen Besuch, über dieses Land geschrieben, und legt es enttäuscht beiseite. Nicht das wahre, lebensvolle Indien atmete aus jenem Buche, sondern ein mit den Augen eines Europäers gesehenes Indien. Das Buch war nichts als ein etwas schwungvoller geschriebener Baedeker.

Eine andere Art hat uns Leonhard Adam gezeigt, Indien kennenzulernen: Sitte und Recht in Nepal, Angaben und Schilderungen von Angehörigen der Gurkha-Regimenter, mit einer Bildtafel (Sonderabdruck aus der Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft, Bd. 49, Heft 1/2, Stuttgart 1934, Ferdinand Enke). Zwar von dem äußeren Indien, seinen „Sehenswürdigkeiten" und Landschaften erfahren wir wenig. Aber dafür kommen wir in eine lebensnahe Fühlung mit den Personen, die auf dieser Bühne spielen, den Indern selbst. Neun nepalesische Soldaten, Angehörige der berühmten Gurkha-Regimenter, junge frische Naturburschen und doch oft von einer erstaunlichen Intelligenz, aus allen Teilen des Landes und von den verschiedensten Völkerstämmen, hat

der Verfasser mit Hilfe eines Dolmetschers über Sitte und Recht ihres Landes ausgefragt. Gelegenheit dazu bot ihm dazu das von Deutschland im Weltkriege für die kriegsgefangenen Inder musterhaft eingerichtete Lager in Morile-Marculesti in Rumänien. Erst jetzt ist die Sichtung und Bearbeitung dieses im Jahre 1918 gesammelten Materials möglich geworden.

Eine wie hohe Bedeutung die Feststellungen des Verfassers für die Rechtswissenschaft haben, habe ich an anderer Stelle (im Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie) gewürdigt. Hier soll nur darauf hingewiesen werden, daß die Bedeutung dieses Buches über diese fachwissenschaftliche weit hinausgeht. Jeder der neun Soldaten erzählt seine kleine Lebensgeschichte, die schon an sich unsere Anteilnahme zu wecken vermag. Dann berichtet er von seiner Familie und den wirtschaftlichen Verhältnissen in seiner Heimat. Über das verwickelte und soziologisch so wichtige Kastenwesen wird manches überraschend neue Licht verbreitet. Eingehende Aufmerksamkeit hat der Verfasser insbesondere der künstlichen, fälschlich sogenannten Blutsbrüderschaft gewidmet, die in Nepal eine ganz eigenartige Ausgestaltung erfahren hat, worüber bisher so gut wie gar nichts bekannt war. Mitten in die Familien- und Vermögensverhältnisse der Nepalesen werden wir eingeführt, wir lernen ihre Stammesorganisation kennen und erfahren manches über die Regierung des Landes.

Durch eine gründliche Einleitung hat der Verfasser dafür gesorgt, daß wir den Aussagen seiner Gewährsmänner mit einer gewissen Sachkunde gegenübertreten. Daneben hat er diese, wo das nötig war, noch mit erläuternden Zusätzen versehen. So kann man sagen, daß es wenig Bücher gibt, die so geeignet sind, uns wirklich mit dem nepalesischen Volk bekannt zu machen, wie diese Sammlung von Protokollen. Jeder, dem daran gelegen ist, sich mit diesem merkwürdigen Volke, einem der ganz wenigen auf der vorderindischen Halbinsel, dem es gelungen ist, sich der englischen Herrschaft zu entziehen (die beiden anderen sind Bhotan und Sikkim), vertraut zu machen, kann die Schrift Dr. Adams nur warm empfohlen werden.

Walter Anderssen.

Politik und Geschichte

Von Lloyd Georges Kriegsmemoiren „Mein Anteil am Weltkrieg" ist in deutscher Sprache jetzt der 2. Band, der den 3. und 4. englischer Ausgabe im Auszug enthält, in der Übertragung von Peter Wit (Berlin, S. Fischer) erschienen. Dieser zweite Teil behandelt das Jahr 1917. Aus der englischen Ausgabe mußten aus Raumgründen Teile fortbleiben oder gekürzt werden, die sich auf ganz spezifisch englische Verhältnisse beziehen und Personalin enthalten, die für den Gesamtzusammenhang entbehrlich scheinen. So die Abschnitte über Schiffahrtsprobleme, die Errichtung eines Luftfahrtministeriums, über die Frage, ob den englischen Arbeitervertretern die Teilnahme an der Konferenz der Zweiten Internationale in Stockholm genehmigt werden sollte, über das Streikfieber und die revolutionären Unruhen und die Wahlreform. Es bleibt des Wichtigen und Interessanten genug. Lloyd George nimmt im Vorwort selber Stellung zu seinem Buch und glaubt sich bescheinigen zu dürfen, daß er manchen der Abschnitte nur mit Widerwillen und Widerstreben niedergeschrieben habe. Wir nehmen an, daß er dabei wohl in erster Linie an seinen außerordentlich heftigen Angriff gegen die englische Heeresleitung wegen der Flandernschlacht denkt. Ebenso auch wegen der Schlacht von Cambrai. Viele Abschnitte haben ja die gesamte internationale Öffentlichkeit stark beschäftigt, gehören sie doch zu den aufschlußreichsten Beiträgen zur Geschichte des Weltkrieges auf der Seite der Entente. Das Buch zeigt wie die vorhergehenden Bände den ganzen Lloyd George in seiner Problematik, in seiner ungemeinen Zähigkeit, in seinen sympathischen und den weniger sympathischen Eigenschaften. Seine letzte Rede im Unterhaus fügt sich diesem Buch organisch an: es ist das Ringen eines Menschen, die Ereignisse, an denen er maßgebend beteiligt war und deren unselige Folgen er nunmehr klar sieht, in einem Lichte erscheinen zu lassen, das ihm die Verantwortlichkeit in etwas abnimmt. Wir empfehlen das Buch zu recht eingehendem Studium. Es ist nicht nur bedeutsam für das, was gewesen, sondern auch für das, was kommen kann und kommen wird.

Dafür ist ebenso unentbehrlich der neue Band von Harold Nicolson „Nachkriegsdiplomatie" (Berlin, S. Fischer, geb. 7,50 RM.), den er den beiden hochinteressanten Bänden „Lord Carnock" und „Friedensmacher 1919" folgen ließ. Dieser Band behandelt „Curzon, die letzte Phase 1919—1925", übertragen ins Deutsche hat ihn Hans Reisiger. Nicolson verfügt, wie seine früheren Schriften zur Genüge zeigten, über eine typisch englische Geisteshaltung: sehr souverän, sehr witzig, mit einem ausgesprochenen Streben nach nüchterner Klarheit, einem guten Schuß amüsanter Bosheit und irgendwo einer spezifisch englischen Romantik.

Er hat alle zugänglichen Dokumente benutzen können und nur die nicht veröffentlicht, deren Heranziehung für bestimmte Persönlichkeiten kränkend oder im politischen Interesse unerwünscht sein könnte. Das Bild des großen englischen Staatsmannes Curzon kommt sehr klar und plastisch heraus, den er, wie kaum ein anderer, als sein Privatsekretär kannte. Nicolson ist ein Erzähler von vielen Graden, er weiß die Dinge, die er aus unmittelbarster Nähe erlebte, so weit von sich zu distanzieren, daß sie ganz anschaulich werden, und trotzdem verleugnet er sein inneres Beteiligtsein keinen Augenblick. Wesentlich erscheint uns die Schlußbetrachtung, in der er die Lehren aus seinen drei Büchern für die britische Diplomatie und die Diplomatie überhaupt zieht. Er zeigt einige Grundtatsachen, die mangelhaft sind, die zum Teil in allgemein menschlichen, zum Teil in besonderen englischen Eigenschaften begründet sind, und schlägt als Letztes vor, ein „Staff College" zu schaffen, durch das — wie durch den Generalstab bei der Armee — alle die hindurchgehen müßten, die einzig für leitende Posten in Frage kommen. Die Bedeutung des Buches erhöht sich dadurch, daß es zu einer Zeit erscheint, da die Leitung des britischen Empire sich sehr ernsthaft die Frage nach einer Neuorientierung ihrer Politik und dadurch auch nach der Qualität der Männer, die eine solche Politik mit Erfolg führen könnten, vorlegen muß.

Unter bewußter Anknüpfung an den Geschichtsschreiber Widukind, der vor tausend Jahren die Geschichte des deutschen Volkes schrieb, ist unter dem Pseudonym des alten Sachsen eine „Geschichte des deutschen Volkes" erschienen (Leipzig, Armanen-Verlag, 6 RM.), in Großoktavformat mit nahezu 400 Seiten und vielen Bildtafeln. Hier haben mit dem Verfasser eine Reihe von Gleichgesinnten und alten Frontkämpfern zusammengearbeitet, um mit einwandfreier historischer Kenntnis die Schicksalslinie unseres Volkes aus der Vergangenheit aufzuzeigen, um sie in die Gegenwart einmünden und für die Zukunft fruchtbar werden zu lassen. Der Versuch, unter Verzicht auf viele Einzelheiten die entscheidenden und großen Linien herauszuarbeiten, darf als geglückt bezeichnet werden, soweit solche Versuche überhaupt bei den Grenzen menschlicher Leistungsfähigkeit zum Erfolg vorstoßen können. Besonders wesentlich erscheinen uns die Abschnitte über die tragenden geistigen Kräfte im Mittelalter bis 1800. Auf Bismarcks Bedeutung fällt hellstes Licht. Das Werk reicht von den ältesten Zeiten bis zur Durchführung der nationalen Revolution.

Auf einer anderen Ebene hat Friedrich Stieve, der Leiter der Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes, die „Geschichte des deutschen Volkes" geschrieben (München, R. Oldenbourg, 6,50 RM.). Ihm steht das deutsche Volk als solches im Mittelpunkt seiner Betrachtung. Der Gedanke der Gemeinschaft ist ihm die tragende Idee. So schreibt er seine Geschichte als die Geschichte der deutschen Nation, ihres Werdens aus den Gesetzen ihres Wesens heraus. Stieve in seiner geistvollen, klugen und feinsinnigen Art konnte bei der Inangriffnahme der Aufgabe von vornherein auf überkommene Schemata und Einteilungsbegriffe, ebenso wie auf Daten und Einzelheiten in weitem Umfange verzichten. Die geistige Persönlichkeit des Verfassers ist stark genug, ohne solche Anlehnungen aus einer einheitlichen Schau den großen Stoff zu meistern. Das Buch gibt Anregung die Fülle, fordert, wie es sicher die Absicht des Verfassers war, in mancher Auffassung zum fruchtbaren Widerspruch heraus, an dessen Ende meist doch die Bejahung steht. Bedeutsam ist besonders die Auseinandersetzung mit dem Reichsgedanken in den letzten Zeiten, eine Betrachtung, die er mit einer uneingeschränkten Bejahung des Dritten Reiches abschließt, über dem ihm eine neue, unsichtbare Krone, die Krone der Erfüllung der Einheit, sichtbar geworden ist.

Ein Buch, das wir in jeder Weise empfehlen, ist Rudolph Wahls starkbrüstige Arbeit „Karl der Große" mit 6 Bildern und 3 Karten (Berlin, S. Fischer, 8,50 RM.). Wahl verzichtet durchaus darauf, eine fachwissenschaftliche Arbeit zu liefern. Hellsichtig formt er vielmehr die Persönlichkeit Karls aus allen Widersprüchen heraus zu einer plastischen Einheit bei hervorragender Beherrschung des Quellenmaterials. Der Verfasser bleibt ganz im Hintergrunde, Karl der Große tritt, von Abschnitt zu Abschnitt wachsend, in immer klarerem Umriß vor dem Leser. Auch hier wird der Gedanke des Reiches, wie der Frankenkaiser ihn gefaßt hatte im Aufbau des Gottesstaates, sehr eingehend behandelt, um dann Karls Rolle als des Schirmherrn Europas, was für unsere Tage wesentlich ist, herauszustellen. Dieses Buch verdient stärkste Verbreitung, denn es vermittelt neben den großen Linien ganz zwanglos eine solche Fülle von Einzelwissen um die umstrittene Gestalt des ersten deutschen Kaisers, daß jeder die Möglichkeit hat, in dem Streit selber zu den Quellen zu greifen und sich das richtige Bild zu machen.

Allen denen, die in den kirchenpolitischen Kämpfen der gegenwärtigen Zeit mehr sehen

als das Aufeinanderprallen verschiedener Weltanschauungen oder machtpolitische Kämpfe, seien die Bücher von Kurt Leese, unseren Lesern nicht fremd, empfohlen „Rasse — Religion — Ethos“ (Gotha, Leopold Klotz) und „Die Mutter als religiöses Symbol“ (Tübingen, J. C. B. Mohr, 1,50 RM.). Leese geht von dem Begriff des protestantischen Menschen aus, der für ihn durch das Pathos der Glaubensfreiheit bestimmt ist. Er setzt ihn ab vom reformatorisch-idealistischen Menschen, weil in ihm ein innerer Durchbruch zur Lebenswirklichkeit sich vollzieht. Im ersten Buch untersucht er in drei Kapiteln „Rasse, Religion, Ethos“, „Symbole völkischen Denkens“ und „Christentum“ die Tragweite des Rassegedankens für das Verständnis von Religion und Ethos, entwirft dann ein Bild des nordisch-germanischen deutschen Menschen, der immer um seine religiöse Form gerungen hat, und untersucht endlich die ewige Bedeutung des Christentums. — In dem Sonderthema „Die Mutter als religiöses Symbol“ trägt er seine Auffassung klar und eindeutig vor.

D. R.

Ostdeutsches Menschentum

Johanna Wolff, die in diesem Monat ihren siebenundsiebzigsten Namenstag begehen kann, hat Jahre hindurch im Schatten anderer Landsleute gestanden und ist dadurch vernachlässigt worden, zumal unverantwortliche Behauptungen ihr allerlei Merkwürdigkeiten anhingen, die sich aber als völlig unbegründet erwiesen. Aus diesen Gründen wurde sie eine Einsame, die sich Zeit ihres Lebens nach der deutschen Volksgemeinschaft — ja man muß es anklagend sagen — zersehnt hat, und die die Deutschen nicht nach Fug und Recht gehört haben, wie sie andere, die sich marktschreierisch in den Vordergrund gedrängt haben, anerkannten, nach denen heute kein Mensch mehr fragt. Johanna Wolff, die aus Tilsit kommt, heute sehr kränkelnd ihrer Gesundheit oder besser ihrer Krankheit wegen in Orselina oberhalb Locarnos am Lago maggiore wohnen muß, ist gleich Agnes Miegel eine der besten Vertreterinnen ostdeutschen Menschentums. Ihre vorzüglichen Dichtungen sind der Beweis dafür: die eigenwillige Lyrik, die prägnanten Erzählungen von gutem Ostpreußenhumor getragen, die epischen Vorwürfe, von denen der Roman „Arbeit und Aufstieg“, den sie „Das Hanneken“ hieß, sich durchgesetzt hat, und dem nun in diesen Wochen der zweite Teil nach langen Jahren gefolgt ist, der sich „Hannekens große Fahrt“ betitelt (Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr.). Hier begegnet einem die unerhörte Tatsache, daß ein Mensch am Abend seines Lebens, wo Ruhe und Stille angebracht erscheinen, die ihm jeder wahre Freund gönnen würde, sein stärkstes Buch der Öffentlichkeit übergibt. Dieser Roman „Hannekens große Fahrt“, der sich folgerichtig an den ersten Teil anschließt, ist die Darstellung des zweiten Lebensabschnittes Johanna Wolffs, trägt ebenso wie der erste Teil autobiographischen Charakter und ist einer von denen, die das Ereignis dieses Buch-Winters ausmachen und die sich darüber hinaus behaupten werden. Geschildert wird nichts weiter eigentlich als das Zusammenwachsen zweier Menschen — eben Mann und Frau — und von dieser einfachen thematischen Grundlegung aus wächst das äußere Geschehen hinein in das innere Erleben, wird ein Menschenkreis, der sich aus dem Privaten ins Gültige des Allgemein-Menschlichen überhöht, wird eine Dichtung von größten Ausmaßen. Man müßte allein vor der Arbeitsleistung und dem Kraftaufwand dieser siebenundsiebzigjährigen Dichterin schon den Hut ziehen, aber daß mit dieser Leistung auch eine höchsten Ansprüchen genügende schöpferisch-gültige Darstellung und Weitung sich verbinden, das ist geradezu erstaunlich. Mit froher Genugtuung darf man dem siebenundsiebzigjährigen Geburtstagskinde es sagen, daß mit diesem Buch „Hannekens große Fahrt“ und mit „Das Hanneken“ ihr Dichtungen gelungen sind, die in die Ewigkeit eingehen werden. Daß man ihr das noch bei Lebzeiten zurufen darf, das ist schön und befreiend zugleich.

Das Buch enthält klar gegliedert und sprachlich beispielhaft geformt den Ablauf des Lebens vom Hochzeitstag bis zur jüngsten Vergangenheit. Mit einer gut ostdeutschen Geradheit ist das „Hamburger Klima“ der Vorkriegszeit gezeichnet worden, in das Johanna Wolff durch ihre Ehe kam. Mit wachen Ohren und offenen Augen ist sie durch die Welt gegangen, schildert sie die Reisen überallhin, etwa nach Sibirien, wo man damals noch mit dem Revolver schußbereit herumspazierte und in der Straßenmitte gehen mußte, um nicht durch einen Lassowurf irgendwo hingezogen und ausgeplündert, ermordet zu werden. Herrlich die Szene in der Gemäldegalerie des Vatikans, wo sich der Mann Mühe gibt, ihr die hohen künstlerischen Werte der Gemälde klarzumachen, und sie für nichts weiter Sinn hat als für einen neuen — Staubsauger, mit dem ein Bedienter die Läufer absucht! Oder als sie mit dem Bildhauer Dausch zusammen das Kolosseum abends in herrlicher Stimmung besuchen und dieser in seiner Rührseligkeit in Gegenwart von

Hannekens Mann ihr um den Hals fällt und vor lauter Schmerz über die erhabene Kunst seine eigene menschliche Unzulänglichkeit erkennt und seine Ehelosigkeit bedauert und aus eben diesem Kummer sie küßt und „Deutschland, Deutschland über alles in der Welt“ und „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ zu singen beginnt. — Die schweren Kämpfe eines wundersamen Ehelebens, die schwere Zeit, ihre Umwandlung (das aufrechte Kapitel zum Gedächtnis der Bahrenfelder Zeitfreiwilligen und auch das für den frühgefallenen Dichter Georg Muschner!!), die Begegnungen mit Dichtern, Menschen, Freunden wachsen zusammen zu einer geschlossenen Einheit, die sich völlig verdichtet bis zum Lebensabend in der Eremitage, wo die siebenundsiebzigjährige Dichterin die Kraft und den Mut findet, sich junge Menschen, zwanzigjährige, hinzuholen, um in ihnen die Heimat wiederzufinden.

Dieses Buch spricht selbst für sich. Wer an den ewigen Sinn der deutschen Dichtung glaubt, der greift zu diesem Buch eines aufrechten Menschen, der bestes ostdeutsches, der bestes deutsches Menschentum repräsentiert.

Heinz Grothe.

Hans Kloepfer, der Dichter der steirischen Heimatbücher

Als ich im Märzheft der „Deutschen Rundschau“ Münchhausens Aufsatz über Moritz Jahn las, da dachte ich bei jeder Zeile an meinen steirischen Landsmann Hans Kloepfer. Münchhausen nennt Moritz Jahn „einen zweiten Klaus Groth unseres Volkes“; Kloepfer ist unvergleichlich, weil er an keinem süddeutschen Mundartdichter zu messen ist. Münchhausen erklärt, daß in den zehn Jahren, die es gewöhnlich dauert, bis die großen, echten Könige der Dichtung leise und groß in den Vordergrund treten, die wenigen, die um das echte Königtum wissen, immer wieder seine Legitimität behaupten, beweisen, ausrufen müssen. Damit legte er uns Österreichern die Pflicht auf, immer wieder auf Hans Kloepfer, den prächtigen Steirer, hinzuweisen.

Im weststeirischen Kohlengebiet ist Hans Kloepfer aufgewachsen, dort wirkt er heute noch als Arzt. Der Ort seines Wirkens, an dem Industrie und Landwirtschaft sich berühren, ist ein Sinnbild auch seines dichterischen Schaffens: bei aller Verwurzelung im Bauerntum sieht Kloepfer sein Volk nicht nur im Bewahrer und Verteidiger des Ackerbodens allein verkörpert. Ein Menschenalter lang hat er ein geliebtes Land durchwandert, hat als helfender Freund Einkehr gehalten in Bauernhof und Knechtskammer, beim Einsiedler, beim Werksarbeiter und im Bürgerhaus. So konnte er tiefer als irgendeiner in die Geheimnisse dieses Volkes dringen, tiefer noch, als selbst der Lehrer und der Priester es vermögen.

Hans Kloepfer gehört zu jenen Dichterärzten, die sich spät entfalten, dann aber aus der Fülle eines reichen Lebens schöpfen und Dichtungen reinsten Kristalles schenken. Sein Arbeitstag gehört der leidenden Menschheit, und nur eine Seele, die in einem eisernen Körper wohnt, ist in den kargen Ruhestunden, die der zermürbende Beruf übrig läßt, noch frisch und stark genug zu dichterischer Schöpfung. Trotzdem findet man in Kloepfers Büchern keine Spuren von Übereilung; sein Werk ist zwar gering an Ausmaß, aber wir möchten keine Zeile davon missen.

Aus Kloepfers Neigung für das Gestern und Ehegestern entstanden seine Heimatbücher „Vom Kainachboden“, „Aus dem Sulmtal“ und das „Steirische Bilderbuch“. Da wird der Dichter zum Geschichtsforscher, der seine Beobachtungen täglichen Lebens an den Zeugnissen und Denkmälern versunkener Geschlechter vergleichend und aufbauend zurückleitet. Es wird kaum eine unter diesen von alltäglichem Schicksal handelnden Kurzgeschichten geben, die der Dichter nicht irgendwie selbst erlebt und gestaltet hat. Aus diesen Büchern weht der almfrische Atem der steirischen Landschaft, hier hat Kloepfer die steirischen Alpenbewohner geschildert, wie sie wirklich sind, und hat damit wieder gut gemacht, was am Bild des Steirers und des Österreichers in der Dichtung seit Rosegger gesündigt worden ist.

Kloepfers hochdeutsche Gedichte gehören zu den wertvollsten Schöpfungen neuösterreichischer Lyrik. Jede Zeile ist von persönlichem Eigenleben beseelt; der Wandel des heimischen Naturbildes im immer wiederkehrenden Jahrlauf, die mannigfaltigen Stimmungen steirischer Landschaft, die freudigen und traurigen Ereignisse im kleinen Landstädtchen und in der Einsamkeit des Bergbauernhofes, die versonnene Rückschau am Feierabend eines rührigen Lebens werden dem Leser wie eigene freudige oder schmerzliche Erfahrung vertraut. Wie wunderbar ist das „Begräbnis“, in dem der „Doktor“ sein eigenes Leichenbegängnis schildert. Da „zotteln“ die Schulkinder „paarweis im Sonntagsstaat daher“, dahinter der Dechant, „gleichgültig und streng, wie in leisem Protest (denn der Doktor war immer ein Freigeist gewest)“, dann die Anverwandten, die Ehefrauen, „die Männlein und Weiblein, sie tuschelten leise und knusperten munter und



Johanna Wolff

Hans Kloepfer

unentwegt ihr Plauderbrötchen, mit Trauer belegt"; zuletzt die armen Leute, „sprachen nicht viel und beteten leise und ehrten den Toten nach ihrer Weise". Und dann war's vorüber, „in Viererreihn schwenkten die Veteranen ein zum Löwenbräukeller mit klingendem Spiel. Und viele folgten dem gleichen Ziel, um sich behaglich bei Bier und Wein einstweilen noch schmunzelnd am Leben zu freun". Auch der Totengräber geht noch auf ein Schnäpslein, die Sache griff ihn zu mächtig an — „noch nie hat man, seit ich denken kann, einen Toten geehrt in solch würdiger Weise!" Und der Doktor im Himmel lächelte leise.

Münchhausen nennt es wesentlich bei Jahn, daß er „sehr weit klaftert in seinen Stimmungen". Das sei ein beinahe nie fehlendes Kennzeichen niederdeutscher Menschen und niederdeutscher Kunst: in gleicher Seele das aufgetürmte Pathos gewaltigen Schicksals und die Freude am platten Kasperle-Spaß des Wochenmarktes. Kaum ein Oberdeutscher könne das auch nur völlig nachfühlen. Hätte Münchhausen Kloepfer gelesen, er hätte diesen Satz vielleicht nicht niedergeschrieben. Denn man findet bei Kloepfer dieselbe Kluft in den Stimmungen wie bei Jahn. Dem wuchtigen Ton abgrundtiefer Leidenschaft im „Glockenmärlein", in der prachtvollen Raubrittergrabschrift „Tod im Stegreif" und in dem Gedicht „Auflehnung" stehen naive „Kasperle-Späße" gegenüber wie das kleine Gedichtchen, in dem der Lehrer einen Buchstaben auf die Tafel malt und den Kleinen fragt, was das sei. Worauf sich der Kleine kratzt und erklärt, vom Sehen aus kenne er ihn schon, bloß „wie er hoaßt, woas i net".

Die wunderbare klangliche Wirkung in Kloepfers Gedichten deutet auf feines musikalisches Empfinden. Es wird an Vergleichen nicht fehlen. Bei der schon erwähnten Raubrittergrabschrift „Tod im Stegreif" wird mancher an Börries von Münchhausen, bei der schneidigen Schalkhaftigkeit im „Wind" an Josef Viktor von Scheffel denken; in den Mundartdichtungen kann man Kloepfer nur an Klaus Groth messen. Während aber Klaus Groth in seinem „Quickborn" — wie ja auch J. P. Hebel in seinen „Alemannischen Gedichten" — den Stoffkreis sehr weit spannt, hält sich Kloepfer an Jakob Grimms Forderung, der einmal schrieb, daß die Mundart wohl für Werke der Kleinkunst geeignet sei, nicht aber für große heroische Aufgaben. Beide — der Niederdeutsche und der Steirer — erfüllen die Forderung, daß Vorwurf der Mundartdichtung nur echt Volkstümliches sein dürfe. Aber während das Platt in fast allen Schichten der Gesellschaft gesprochen wird, beschränkt sich das Steirische auf den engen Gedankenkreis des Bauern; deshalb ist bei Kloepfer alle Ausdrucksform natürliche Umsetzung ursprünglich bäuerlicher Anschauung, niemals sind Stimmungen und Überlegungen des gebildeten Städters in die Mundart „übersetzt". Daraus ergibt sich ein weiteres: Klaus Groth konnte Perlen reinster Lyrik schaffen, die, unübertrefflich echt in Inhalt und Form, doch auch in der Schriftsprache ihren stillen Glanz bewahren, wie etwa „Min Modersprak". Das ist bei Kloepfer unmöglich; keines seiner Mundartgedichte ist in der Schriftsprache auch nur denkbar. Würde man eine Übertragung versuchen, so käme dasselbe heraus wie bei den Dialektdichtungen Stelzhamers, deren hochdeutsche Fassung so schlecht ist, daß sie einem fast körperlichen Schmerz bereitet.

In einer kleinen Studie verlangte Kloepfer vom Mundartdichter Volkstümlichkeit im Vorwurf, im Satzbau und im Wortschatz. Er selbst hat diese Forderungen immer erfüllt. Satzbau und Sprachgliederung sind meisterhaft behandelt. Die knappe, plastische Rede des Volkes ist wunderbar abgelauscht, wie etwa das eigenwillige Voranstellen des Wichtigsten:

Auffi, wann i sprangat,
d' Schneid, wann i hätt,
eini, wann i gangat,
losn, wann sie tät;
rund, wann is frogat,
mi, ob sie möcht,
jo, wann sie sogat,
Bua dos waar ma recht.

Man wird in den Mundartgedichten Kloepfers nie ein Wort finden, das im Munde eines Bauern unmöglich wäre. Und er schreibt keinen „im Sinne allgemeiner Verständlichkeit populär gemachten Volksdialekt", sondern reine, unverdorbene Mundart. Dadurch entsteht allerdings dieselbe Schwierigkeit, die Münchhausen bei Jahn feststellt: die Schwierigkeit der Einführung in den gesamtdeutschen Leserkreis, obgleich schließlich doch auch Fritz Reuters und Klaus Groths Platt über die Grenzen der Heimat gegangen ist so gut wie das Alemannisch Hebels und das Bayrisch Ludwig Thomas. Wer Klaus Groths liebt, der soll die Mühe nicht scheuen, sich in die steirische Mundart einzulesen, um sich an der herzerfrischenden Reinheit dieser köstlichen Dichtungen erfreuen zu können. Kloepfers prachtvolle dichterische Kraft und wundervolle Bescheidenheit halfen uns auch selbst wieder zurück zu Bescheidenheit und opferbereiter Treue, zu Arbeitsernst und besinnlicher Heiterkeit. Dieser unverdorbene Sohn seines

Volkes hilft uns, unser Volkstum wieder zu unüberwindbarer innerer Kraft aufzurichten, hilft aber auch, Österreich, das Land der innigsten Naturnähe und Erdverbundenheit, das Land der tapferen und herzensschlichten Menschen seiner Bestimmung zuzuführen nach dem Wort Ludwig Uhlands: Pulsader zu sein im Herzen Deutschlands. Manfred Jasser.

Kunst

Dem in der „Deutschen Rundschau" angezeigten, sehr hübschen Bande „Deutsche Meisterzeichnungen" ist jetzt, von dem gleichen Herausgeber Edmund Schilling besorgt, ein weiterer Band „Deutsche Romantiker-Zeichnungen" gefolgt (Frankfurt, Prestel-Verlag, 3,20 RM.). Der Herausgeber hat eine knappe, eindringende und feinsinnige Deutung des romantischen Kunstschaffens der sehr guten Auswahl von 49 Blättern vorangestellt. Unter ihnen befinden sich manche der bekanntesten Meister, aber auch viele zu Unrecht weniger bekannte, und so überrascht diese Auswahl dadurch, daß nahezu die Hälfte der aufgenommenen Bilder dem weiteren Publikum so gut wie unbekannt gewesen ist. Wir empfehlen dieses Buch, da hier jeder für einen ungewöhnlich niedrigen Preis eine prachtvolle Geschenkgabe zur eigenen und fremden Bereicherung erwerben kann. Die Wiedergaben sind vorbildlich.

Wolfgang Graf von Rothkirch hat eine Auswahl der schönsten Bilder aus dem deutschen Kunstschaffen erscheinen lassen „Deutsche Kunst" (Berlin, Propyläen-Verlag, 4,80 RM.). Sie enthält 350 geschickt ausgewählte Abbildungen und 8 farbige Tafeln. Der Preis ist bei der guten Ausstattung und der ausgezeichneten Reproduktion der Bilder niedrig. Wilhelm Pinder schrieb ein Eingangswort. Hier liegt eine Essenz der großen Propyläen-Kunstgeschichte vor in dem schönsten und charakteristischsten Werken deutscher Künstler, umfassend die Anfänge bis in die Gegenwart. Nach Pinders Worten soll das Buch dazu helfen, sich in dem Meer der deutschen Kunst auskennen und behaupten zu lernen. Diesen Zweck wird das Buch in durchaus zureichendem Maße erfüllen.

*

Ein Führer zu der größten deutschen Kunstgeschichte von Georg Dehio ist das Buch „Tausend Jahre deutscher Plastik und Malerei" mit 192 Abbildungen von Herbert Freiherrn von Oelsen (Berlin, Walter de Gruyter, 3,20 RM.). Im Sinne Dehios wendet sich dieses Buch an jeden im deutschen Volke, dem es die Erkenntnis erschließen will, daß der Geist, der Deutschland zum Siege führen kann, seit Jahrhunderten aus unendlich vielen Kunstschöpfungen seiner Väter eindringlich zu uns spricht. Hier ist nützliche und produktive Arbeit geleistet. Die Bildbeigaben und ihre Auswahl sind hervorragend. Es steht zu hoffen, daß dieser Wegweiser möglichst vielen Deutschen Mahnung werden möge, das klassische Werk von Georg Dehio, „Geschichte der deutschen Kunst", zu ihrem ständigen Besitz zu machen.

*

Verschiedentlich schon haben wir auf die Bücher des Phaidon-Verlages (Wien) hingewiesen. Jetzt liegt wiederum eine Meisterleistung vor: Jakob Burckhardt „Die Kultur der Renaissance", ein Buch, dessen Bedeutung überhaupt nicht auszuschöpfen ist, gerade auch für die Gegenwart, der die Worte und Erkenntnisse dieses unerbittlichen, seherischen Kulturkritikers so nahe wie möglich gebracht werden sollten. Im Großformat auf tadellosem Papier und im schönen Druck der Offizin Haag-Drugulin in Leipzig wird Jakob Burckhardts Text dargeboten. Ihm angefügt sind 420 Kupfertiefdrucke, die Ludwig Goldscheider sachkundig auswählte und anordnete, in Bildern Jakob Burckhardts klassische Darstellung bestätigend. Der Text ist unverändert und ungekürzt. Dieser stattliche, schon äußerlich für jeden Bücherfreund einen Genuß bedeutende Band kostet mit seinen 408 Seiten Text und den 420 Kupfertiefdrucken nur 4,80 RM.! Das ist eine buchhändlerisch-kulturelle Tat, die man dem Verlage durch eifrigste Verbreitung dieses Meisterbuches danken sollte.

Ferne und Nähe

Von Knud Rasmussens großem Buche ist jetzt eine gekürzte Volksausgabe erschienen unter dem Titel „Rasmussens Thulefahrt". Zwei Jahre im Schlitten durch unerforschtes Eskimoland, die den im letzten Jahre Verstorbenen mit allen Eskimostämmen in enge Fühlung brachte. Herausgegeben und eingeleitet hat sie Friedrich Sieburg (Frankfurt, Sozietäts-Verlag, 4,80 RM.). Auch in der gekürzten Fassung haben Rasmussens Taten nichts von ihrer inneren Lebendigkeit und unerhörtem Reiz der Leistung des einzelnen gegenüber der gewaltigen Natur verloren.

Ein hübscher Gedanke liegt dem Buche von C. Erich Schmidt „Fahrten ins Blaue" zugrunde, der mit Geschick durchgeführt ist (Leipzig, Hesse & Becker). Der frische Text

wird unterstützt durch 197 Bilder, die mit starkem Sinn für das Wesentliche der Landschaft aufgenommen sind. So wird dies Buch beitragen, die deutsche Landschaft, die kreuz und quer durch alle deutschen Gaue aufgesucht wird, verstehen und lieben zu lernen. — Die gleiche Aufgabe erfüllt auf dichterischer Ebene Jakob Schaffners Buch „Offenbarung in deutscher Landschaft“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 5,25 RM.), in dem der Schweizer Schaffner noch einmal sich zum Deutschen Reiche und deutschen Volke und seinem neuen Werden bekennt, die Landschaft deutend, so wie sie gedeutet werden sollte, als Lebens- und Schicksalsbegriff.

Im Propyläen-Verlag (Berlin) sind zwei wertvolle Bücher erschienen, die erneut beweisen, wie zielklar die Leitung des Buchverlages Ullstein an ihre neuen Aufgaben herangeht: Karl With „Das Hohelied der Sonne“ und „Mutter und Kind“, in der Reihe „Bücher des Lebens“. Karl With ist wohl berufen, sie zu führen, denn beide Bücher geben in prachtvoll ausgewählten Bildern mit knappem und gutem Text eine umfassende Schau zweier großer Lebensgebiete. Wie das eine, das Hohelied der Sonne, für den Quell allen Lebens singt, so das andere das tiefste und größte Lebensgeheimnis: Mutter und Kind.

Konnten wir die früheren Bücher von Hubert Mumelter mit gutem Gewissen unseren Lesern empfehlen, so ist sein neues „Skifahrt ins Blaue“ nicht ganz so geraten, wie man es nach den früheren hätte erwarten und wünschen sollen (Berlin, Ernst Rowohlt), denn diese Fahrt des biederen Herrn Hurtig in den Schnee und ins Abenteuer ist nicht immer von Geschmack bedient, wenn auch die Bilder bunt und lustig bleiben. — Völlig bejahen hingegen kann man das Buch von Helmut Lantschner „Die Spur von meinem Ski“ (Berlin, Ernst Rowohlt, 4,80 RM.). Helmut Lantschner, der Sieger im deutschen Abfahrtslauf von 1934, ein Tiroler Skimeister aus der bekannten Familie in Igls, versteht in ungekünstelter Echtheit von der Herrlichkeit, dem Ernst und der jubelnden Freude des weißen Sports zu erzählen. Das ist ein Buch, das jedem Freund des Bergsports im Winter helle Freude machen wird.

Ein Buch tiefer Landschaftsdeutung ist Eugenie von Garvens „Segen im Moor“ mit den Aufnahmen von Hans Saebens (Berlin, Klinkhardt & Biermann). Hier wird ein deutsches Schicksal zu eindringlichster Wirklichkeit: das Leben der Bauern im Teufelsmoor. Die Verfasserin hat aus eigener Anschauung geschöpft und ist innerlich ganz eingedrungen in diese schwere und schöne Welt, die sich nur wenigen erschließt. Die Photos von Hans Saebens sind meisterhaft.

Verschiedenes

Inselbücher

In der Inselbücherei sind wiederum drei Bändchen erschienen, die reines Entzücken auslösen. Da hat Richard Graul „Rembrandts Handzeichnungen“ ausgewählt und mit einem knappen Nachwort versehen. Es sind im ganzen 48 ausgezeichnet reproduzierte Zeichnungen, die dank ihrer richtigen Auswahl vielleicht noch mehr von Rembrandts Wesen und Art hergeben, als seine großen Bilder. Diese arbeitete er mehr oder weniger auf fremde Bestellung, hier entlastete sich der Künstler von seinen Gesichten und Einfällen und hält mit genialer Sicherheit Bewegung und Leben mit unvergleichlicher Treue fest. Das zweite ist ein Büchlein, bei dem jedem alten Soldaten das Herz aufgeht. „Wer will unter die Soldaten“, eine Zusammenstellung unserer schönsten alten und neuen Soldatenlieder mit farbigen Zeichnungen von Fritz Kredel, der dem Charakter der Lieder entsprechend die bunte Romantik des alten Soldatentums in all ihrem Zauber und dabei historisch treu festhielt, die eigene Luft, aus der allein die Lieder wachsen konnten. Das ist ein Buch, das man vielen schenken möchte! Und endlich Friedrich Schnacks „Land ohne Tränen“, eine Bilderbogengeschichte zu Weihnachten. Sie ist nicht illustriert, hat aber einen so lustigen bunten Umschlag, das jede Hand gleich zugreift, wenn dies Büchlein in ihre Nähe kommt. Der Umschlag stammt von Willy Harth. Und alle diese Bändchen kosten nur 0,80 RM.!

*

Eine wirkliche Lücke füllt das Buch „Du und die Natur“ von Paul Karlson (Berlin, Ullstein), der hier eine Physik für jedermann mit klaren und eindeutigen Zeichnungen von Wilhelm Petersen und 9 Tafeln gibt. Denn die Entfernung, nicht nur des naturwissenschaftlichen Laien, sondern auch des mit den Elementen der Physik vertrauten höher Gebildeten von der Entwicklung der Wissenschaft, ist so groß geworden, daß sie fast schon verhängnisvoll sich auswirkt. Hier nun setzt Karlson ein und vermittelt in leicht verständlicher Form, sehr durch die zum Teil lustigen Bilder Petersens unterstützt, auf dem Weg durch den Alltag die Gesetze der Physik und ihre Auswirkung in

dem Leben jedes einzelnen (6,40 RM.). So kann dieses Buch wärmstens empfohlen werden.

*

Zwei sehr schöne Beiträge bringt der Verlag Eugen Diederichs (Jena). Da ist aus der großen unübertroffenen Sammlung „Thule" ein Volksbuch herausgekommen „Sagas von altgermanischen Bauern und Helden" enthaltend (3,60 RM.), besorgt von Konstantin Reichardt in einer Übertragung der alten Texte, die gegenwartsnah ist und sicherlich ihren Zweck am besten dadurch erfüllt, daß sie Wissensdurst nach dem ganzen großen germanischen Erbe weckt, das jeder in der großen Sammlung des Verlages finden wird. — Sehr zu begrüßen ist das andere Buch „Germanisches Märchenbuch", ausgewählt von Erich Wolf, in dem die schönsten Märchen aus dem germanischen Kreise zusammengefaßt sind, die nach dem Erscheinen der Grimmschen Märchen neu erschlossen und zugewachsen sind (4,80 RM.). Es sind hierunter Perlen, die auch dem Kenner germanisch-deutschen Märchengutes überraschen und unmittelbar ansprechen wie die Grimmschen Märchen. Tamara Ramsay schuf entzückende, in Umriß und innerem Gehalt ganz märchenhafte Zeichnungen zu den 51 hier vereinigten neuen Märchen.

*

Ein Buch, ausgezeichnet im Inhalt und der Ausstattung, das in jeder Weise die Ansprüche erfüllt, die wir an die Mittler unserer Vorzeit zu stellen wissen, ist Hans W. Fischers germanisch-deutscher Sagenschatz aus einem Jahrtausend „Götter und Helden" (Leipzig, Bibliographisches Institut, 9,50 RM.). Der Text in großem, klarem Druck wird durch 120 Zeichnungen von Hans Sauerbruch, die ein feines Einfühlungsvermögen in den Geist des alten Germanentums zeigen, unterstützt. In vier Büchern ist alles Wesentliche gebracht, was wir von germanisch-deutscher Vorzeit wissen müssen. Nordische Götter, Germanische Helden, Deutsche Recken und Aus dem Volksmund, Kaiser und Herren, Ritter und Frauen, Bauern, Räuber und Dämonen. Im Nachwort legt Fischer Rechenschaft ab über sein Wollen und seine Stellung zu den Quellen und den Vorarbeiten anderer.

*

Von den „Werken des Hippokrates", die wir im Septemberheft anzeigten, sind zwei weitere Teile erschienen. „Die hippokratischen Lehrsätze", übersetzt von Georg Sticker und „Die Winde. Die heilige Krankheit", übersetzt von Richard Kapferer (Hippokrates-Verlag, Stuttgart). Die beiden neuen Bände bestätigen unsere Behauptung von der Wichtigkeit dieser Veröffentlichung.

*

An einer großen Künstlerpersönlichkeit das wahre deutsche Wesen aufzuzeigen, versucht Eugen Ortner in „Albrecht Dürer. Deutsche Sehnsucht, Deutsche Form" (Berlin, Keil Verlag, 4,50 M.). Die Aufgeschlossenheit dieses Buches kann viel zur neuen Erkenntnis beitragen, mit der wir jetzt die großen Meister unserer Vergangenheit in lebendiger Beziehung zur Gegenwart sehen können. Die Abbildungen beschränken sich nicht nur auf Dürers eignes Werk, sondern bringen auch eindringlich die Umwelt, in der er lebte und schuf, zur Darstellung.

*

Albert v. Hofmanns Buch „Das deutsche Land und die deutsche Geschichte", vielleicht das lebendigste aller Geschichtswerke, liegt nun in neuer kurzgefaßter Ausgabe vor (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 4,80 RM.). Aus den drei Bänden faßte v. Hofmann auf 260 Seiten das Wesentliche seines großen Werkes zusammen. Das ist eine ungewöhnliche Leistung, wenn ein Autor es fertig bekommt, von 1180 Seiten Text einen solchen knappen Auszug, nicht ganz ein Fünftel, zu geben. Das Buch ist nicht schlechthin ein Auszug, sondern es ist etwas Neues. v. Hofmann zog die großen Linien stärker als in der dreibändigen Ausgabe, in der er die Landschaften breit entwickelte. Das Buch ist entstanden auf Anregung des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht und wird in seiner neuen Gestalt gerade für junge Menschen seine große Aufgabe voll erfüllen.

*

Ein vorbildlicher Preuße war Jakob Anton Friedrich Logan-Logejus, dessen Erlebnisse als Reiteroffizier unter Friedrich dem Großen 1741—1759 unter dem Titel „Und setzet ihr nicht das Leben ein" jetzt in der Bearbeitung eines deutschen Offiziers in gekürzter Ausgabe erschienen sind (Breslau, W. G. Korn). Ehe Logan-Logejus den Wunsch seiner Familie, Pfarrer zu werden, erfüllt, flüchtet er sich vor der Probepredigt in die friderizianische Armee. Der Draufgänger wird bald Kornett und später Offizier. Das Buch ist im besten Sinne soldatisch und preußisch und verdient in jeder Weise Beachtung. D. R.

Politische Rundschau

Der Abschluß der Saarverhandlungen in Rom brachte die notwendigen Voraussetzungen für eine klare politische Bereinigung der Saarfrage nach der Abstimmung. Die französische Taktik der letzten Wochen bezweckte eine Verstärkung der eigenen Position, die in den geltend gemachten Ansprüchen für die Ausbeutung der Warndtflöze in dem in Rom festgelegten Umfange weidlich ausgenützt wurde. Der französische Verzicht auf Entsendung eigener Mannschaften in die Polizeitruppe für die Abstimmungszeit kam nur denen überraschend, die in die Kompromißlage keinen Einblick hatten. Wir registrieren den französischen Entschluß mit Genugtuung, wir erblicken darin eine Geste, die sich auswerten läßt.

Wie die Volksabstimmung im Saargebiet ausgehen wird, steht für uns heute schon fest. Wir haben in der „Deutschen Rundschau", wenn immer es uns nötig erschien, unsere Brüder an der Saar in ihrem Kampf um das Volkstum unterstützt. Die D. R. kann für sich mit Recht in Anspruch nehmen, stets in vorderster Front gestanden zu haben, wenn es galt, für die bedrängte Westfront zu kämpfen. So hoffen wir, daß es unseren Brüdern im Westen, zu denen wir gerade jetzt in den Wochen der Entscheidung in treuester Verbundenheit stehen, gelingen wird, auch noch mit der kommenden Besatzung in Ruhe fertig zu werden. Sonderbar, daß der Völkerbund noch eine Polizeitruppe von einigen tausend Mann in die friedlichen deutschen Ortschaften legen mußte, trotzdem man doch genau weiß, daß seitens der Bevölkerung an der Saar keinerlei Gefahr für Störung von Ruhe und Ordnung droht.

*

Kaum war es gelungen, in einem Krisenherd des friedlosen Europa zunächst die diplomatischen Voraussetzungen für die Möglichkeit einer schiedlich-friedlichen Regelung zu schaffen, da drohte an anderer Stelle schon wieder ein Feuer aufzuflammen, das leicht die ganze Welt in Brand hätte setzen können. Es ist wohl in der Hauptsache das Verdienst Englands, daß die Verhandlung der jugoslawischen Denkschrift gegen Ungarn vor dem Völkerbundsrat nicht zu einem Konflikt sehr ernster Natur wurde. Den Beschützern des Versailler Unfriedens müßte schon lange klar geworden sein, daß das von ihnen aufgerichtete System der Gewalt auf die Dauer nicht lebensfähig sein kann und zu Gewaltakten führen muß.

Der Außenminister Jugoslawiens trug in aller Schärfe seine Angriffe gegen Ungarn vor. Als der ungarische Vertreter in sachlich guter Erwiderung die Revision der unmöglichen Zustände forderte, traten ihm Benesch und Titulescu mit balkanischer Dialektik in sehr scharfen Formulierungen entgegen. Nie wieder Änderung des heutigen Territorialzustandes! Das ist die alte Melodie, die von allen Nutznießern der Lage des Jahres 1918 bei jeder Gelegenheit laut verkündet wird; so laut, daß man hinter der Heftigkeit der Sprache deutlich die Angst verspürt, es könnte doch bald zu einer Revision kommen, nicht von außen her verursacht, sondern sich aus der inneren Lage der neuen Staaten entwickelnd. — Auf der Anklagebank saß in Genf Ungarn, gemeint war Italien. Dorthin wird demnächst Herr Laval eilen, um mit dem Schaumlöschverfahren vielseitiger Pakte die Glut zu ersticken, die im Südosten schwelt. Er wird auch ein kleines Kompensationsobjekt in Äthiopien mitbringen, wo die Italiener sich schon ein fait accompli zu schaffen scheinen. Mit diesen und ähnlichen Methoden scheint uns allerdings in Europa nicht mehr viel zu heilen sein. Man sollte endlich in offener Aussprache von Volk zu Volk die Ursachen des Unfriedens besprechen und durch Reformen in den neuen Staaten Explosionen zuvorkommen, wie wir sie in Marseille erleben mußten.

Die geschickte Resolution des Rates fordert in ihren Hauptpunkten Bestrafung einiger Beamter in Ungarn, denen Unkorrektheiten nachgewiesen wurden; ferner soll England einen Vorschlag für eine Konvention zum Schutz gegen Terrorismus in allen Staaten ausarbeiten und dem Völkerbund vorlegen.

Die Konfliktstoffe sind so nicht weggeräumt, der Terror der eigenen Verwaltungen der beteiligten Staaten gegen fremde Minderheiten bleibt, damit eine der Hauptursachen von Terrorakten. Warum denkt man in Jugoslawien nicht an eine klare Selbstverwaltung für Kroatien und die nationalen Minderheiten? Warum will Rumänien nicht in gleicher Weise in Siebenbürgen oder Bessarabien vorgehen? Wo bleiben die Autonomien der zahlreichen Völkerschaften der Tschechoslowakei? Warum

warten wir vergeblich auf die deutsche Kulturnation dort?

Je eher man innerhalb der eigenen Grenzen zum Frieden kommt, desto geringer wird die Gefahr von äußeren Einbrüchen werden.

*

Die Debatte über den Terror vor dem hohen Rat wurde recht pikant durch sinnvolle Beiträge des bolschewistischen Volkskommissars Litwinow. In seinem Heimatland war, als er sich über andere entrüstete, gerade ein böser politischer Mord passiert. Die Kugel, die Kirow in Petersburg tötete, galt dem System Stalin; deswegen die Massenhinrichtungen. Durch die üblichen Terrorakte will man sich für einige Zeit Ruhe verschaffen. Die leider wieder verstärkte Hungerkrise wird eine Verschärfung der inneren Spannungen zur Folge haben. Von Kämpfen, die zu größten politischen Folgen führen könnten, kann jedoch keine Rede sein, wenn auch diesbezügliche Gerüchte im Umlauf sind.

Während die Sorgen im Innern die Regierung zu schärfsten Gewaltmaßnahmen trieben, machte Litwinow in Genf den Versuch, mit dem bekannten Ostpakt zu einem raschen Ende zu kommen. Man wollte wohl in Moskau einen großen außenpolitischen Erfolg, um manchen gefährlichen Gegner in der Partei zum Schweigen zu bringen. Nun, da sich nicht alles erreichen ließ, war Herr Litwinow auch mit einem Teilerfolg zufrieden. Frankreich schloß mit ihm ein Abkommen, daß es sich nicht anderweitig einseitig binden werde. Die kleine Entente trat durch die Tschechoslowakei dem Abkommen bei, es erhielt so einen etwas weiteren Rahmen, stieg aber nicht im inneren Wert.

*

Das Ostpaktproblem und die ganzen anderen Universalpakte, die aus der Barthouschen Aktenmappe übernommen wurden, werden den Diskussionsstoff für das Jahr 1935 abgeben. In der bekannten Unterhausdebatte, die dann in Paris ihre Fortsetzung fand, kam deutlich zum Ausdruck, daß die Fäden der internationalen Unterhaltung über die großen Fragen der Abrüstung und der Sicherheit, des Völkerbundes und der Pakte wieder aufgenommen worden sind. Was im vergangenen Jahre nicht vorwärtsgebracht werden konnte, soll im neuen wieder in Angriff genommen werden. Ansätze zu einer Besserung der europäischen Gesamtlage sind vorhanden. Wenn man draußen der Lage des Deutschen Reiches Verständnis entgegenbringt, müßte es gelingen, zu ruhigen Besprechungen zu kommen. Dann zweifeln wir auch nicht daran, daß sie gute Früchte tragen können, wobei man freilich nie weiß, ob nicht durch eine plötzliche Erschütterung irgendwo in Europa die Anfangsarbeit wieder zerstört wird.

*

Während wir für Europa am Jahresende eine gewisse Entspannung feststellen können, trifft dies für Ostasien keineswegs zu. Die jetzt formell erfolgte Aufhebung der Flottenkonvention zeigt die starken Gegensätze der großen Flottenmächte. Großbritannien versucht jetzt erstmalig in umfassenden Manövern, ob und wie sich die Einrichtungen der Festung Singapore bewähren. Der neue Verfassungsentwurf für Indien ist fertiggestellt worden. Er sieht eine weitgehende Selbstverwaltung vor, freilich bleiben alle im Interesse der Staatswirtschaft und -sicherheit, Staatsordnung und Landesverteidigung notwendigen Verwaltungsmaßnahmen durch Notrecht dem Vizekönig zur Entscheidung vorbehalten, wenn das Parlament, mit dem er arbeiten wird, einmal nicht mitgehen sollte. Die Konservative Partei Englands hat den Entwurf mit starker Mehrheit gegen die Lords angenommen. So ist die Voraussetzung dafür geschaffen worden, daß das Hinterland von Singapore alle Pflichten erfüllt, die man in London in die große Rechnung schon jetzt mit aufgenommen hat. England kann den Dingen im Fernen Osten mit aller Ruhe entgegensehen. Für die Vereinigten Staaten trifft das nicht zu, da ihre innere Lage unsicher ist und aus der Wirtschaftskrise ständig Erschütterungen kommen können, die außenpolitische Entscheidungen unter Umständen stark beeinflussen. Japan und die Sowjetunion sind in latenter Spannung. Die Kriegsgefahr hat sich im Raum von Wladiwostok in keiner Weise verringert. Manschukuo entwickelt sich weiter und wird durch Japan systematisch für alle Eventualitäten vorbereitet.

*

Wir wollen es uns versagen, für das kommende Jahr eine Prognose zu stellen. Wenn wir die ganzen Fragen, die 1934 offen geblieben sind, hier aufzählen wollten, so könnten wir nur immer wieder eine Betrachtung über Versailles und seine unseligen Folgen zusammenstellen. Wir wollen wünschen, daß sich endlich die Auffassung durchsetzt, je schneller die Revision von oben in die Wege geleitet wird, desto mehr diene man dem Frieden. Deutschland hat alles darangesetzt, ihn bisher zu fördern und zu erhalten, es wird auch im kommenden Jahr diese Politik weiterführen, allerdings einen Frieden der Ehre und der Gleichberechtigung.

Reinoldus.

Zwischen Fischen und Wassermann

Bei Beginn eines neuen Weltmonats, d. h. wenn der Schnittpunkt zwischen Ekliptik, der scheinbaren Sonnenbahn, und Äquator, der Frühlingspunkt, sich infolge der Präzession von einem Tierkreiszeichen zum anderen verlagert hat, wie jetzt von den Fischen zum Wassermann, jedesmal nach rund zweitausend Jahren, wird nach astrologischem Glauben die Menschheit von erhöhtem Wahn ergriffen. Geistige und körperliche Seuchen breiten sich aus, neue Religionen und Scheinreligionen entstehen, von Kriegen, Hungersnot und blutigen Ereignissen begleitet. Der Weltmonat der Fische begann, als die Lebenskraft der antiken Welt gebrochen war, einige Jahre vor der Ermordung Julius Cäsars. Jetzt setzt ein neuer ein, und die grotesken Symptome aus der Epoche zwischen zwei Weltmonaten mehren sich. Aus der Fülle der Berichterstattung, die in ihrer Art selbst ein Teil dieses Wahns ist, greifen wir einiges heraus.

Nach der Berechnung des Psychologen Dr. David Seabury in New York wird, wenn die Zahl der Geisteskranken in der Welt in gleichem Maße wie bisher zunimmt, die gesamte Menschheit innerhalb von 105 Jahren verrückt sein.

*

In Holland wurden 200000 Stück Rindvieh auf Anordnung der Regierung zwangsweise abgeschlachtet. In Brasilien wird ein großer Teil der Kaffee-Ernte ins Meer geschüttet, in Kanada der Weizen verbrannt, im malaiischen Archipel die Vanilleernte vernichtet, in der Normandie die gesamte Äpfelernte als Schweinefutter verwendet, um die Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse zu halten oder zu erhöhen. In Rußland verhungern ganze Dörfer, auch auf Anordnung der Regierung, in sudetendeutschen Randgebieten herrscht Hungersnot wie in weiten Gebieten Chinas und Indiens.

Im Jahre 1933 starben nach den Angaben des „Hilfskomitees zur Linderung der Weltnot“ an Hunger 2400000 Menschen, durch Selbstmord endeten in der gleichen Zeit 1220000 Menschen. Im Jahre 1933 wurden an Getreide 588000 Waggons, Reis 144000 Waggons, Kaffee 267000 Sack, Zucker 2560000 Kilogramm vernichtet; verheizt wurden 423000 Waggons Getreide, von lebendem Vieh wurden vernichtet als Konserven 560000 Zentner und in frischem Zustand 145000 Kilogramm. Diese Lebensmittel hätten ausgereicht, 67 Prozent der Verhungerten am Leben zu erhalten.

*

In Rouen fand eine Prämierung des stärksten Essers und der stärksten Esserin Frankreichs bei wahrhaft Gargantuaschen Leistungen statt durch einen Lorbeerkranz mit der Aufschrift: „Le ventre de France“.

*

In Berlin wurden bei 2555 Verkehrsunfällen im Oktober 1934 31 Menschen getötet. In Helsingfors hat die finnische Polizei Musterspaziergänger angestellt, um so das Publikum durch Zeigen von vorbildlichem Überqueren der Straße vor Verkehrsunfällen zu bewahren.

*

In Hollywood wurde durch das kalifornische Wohlfahrtsamt festgestellt, daß auf einem ständigen Kindermarkt kleine Kinder mittelloser unehelicher Mütter, vierzehn- bis fünfzehnjähriger Mädchen, den entbindenden Ärzten als „Honorar“ überlassen, für 50—200 Dollar an kinderlose Ehepaare verkauft werden.

In New York wird in einem Warenhause eine große Puppe, die völlig menschenähnlich sich benimmt, zum Preise von 18000 Dollar ausgestellt.

In Frankreich werden jährlich 10000 Jugendliche verurteilt, die zum größten Teil in Käfigen in fürchterlichen Gefängnissen wie Belle Isle, St. Hilaire, Chantaloupe und anderen Orten ihre Strafen verbüßen müssen.

In Sowjetrußland werden naturgetreue Modelle von Maschinengewehren als Kinderspielzeuge verkauft.

Eine amerikanische Filmgesellschaft verpflichtete die Mutter eines erwarteten Babys vertraglich, das Kind nach 4 Tagen und 11 Stunden nach seiner Geburt erstmalig filmen zu lassen für eine Gage von 75 Dollar pro Tag für einen „David-Copperfield“-Film.

*

Die Sensation von Paris ist gegenwärtig Aena, der singende Seehund, der nach seinem Eintreffen im Flugzeug auf die Ansprache eines Tierimitators in der Seehundsprache trotz sichtlich schlechter Laune, eine halbe Tonleiter vorsang. Die Berichterstatter überschlagen sich vor Begeisterung.

*

Der Professor Kellog an der amerikanischen Universität Indiana hat einen jungen Schimpansen mit seinem zwei Monate älteren Sohn gemeinsam in den gleichen Formen erziehen lassen. Eine Prüfung nach neun Monaten ergab, daß der Schimpanse ein Affe blieb; wie

sich der Sohn des Professors verändert hat, darüber melden die Blätter nichts.

*

In der „Münchner tierärztlichen Wochenschrift“ berichtet der Universitätsprofessor und Oberveterinärarzt Dr. Max Müller über die zahlensprechenden Hunde der Freiin Mathilde von Freytag-Loringhoven, von denen der Teckelrüde Kuno von Schwertberg, genannt Kurwenal, dem wissenschaftlichen Beobachter auf seine Fragen Weisheiten wie folgende zubellte: „Christliche Religion verbietet das Töten.“ Er nannte Richard Wagner als den Schöpfer des Tannhäuser, machte Herder als den Mann des Denkmals vor der Stadtkirche namhaft und antwortete auf die Frage, welches ist deine Weltanschauung: „Meine ist die Eure“. Dieser Hund ist ebenso wie die anderen klugen Hunde weiblicher Besitzerinnen in Weimar wirklich „ganz auf den Mensch gekommen“.

*

Der Sommersprossenweltrekord wird mit 2666 Sommersprossen von einem dreizehnjährigen Jungen aus Illinois gehalten (305 auf der Nase, 350 an den Ohren).

*

Den Weltrekord in Polygamie hält der Russe Arjetschoff mit 85 Ehen, aus denen 102 Kinder hervorgegangen sind.

*

Bei einer Trauung in Chicago erschien ein Paar in der Abteilung der Weltausstellung „Die Welt vor einer Million Jahren“ beiderseits „nur mit einem Lächeln bekleidet“, während ein Geistlicher in einem Ziegenfell vor den Trauzeugen und Gästen im Adamskostüm die Trauung vollzog. Modelle von Höhlenmenschen und Dinosauriern konnten diesen Fortschritt der Menschheit bewundern.

*

In Polen gibt es sechs Millionen Analphabeten.

*

Um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, hat ein Werkmeister in Altenburg, der klassischen Stadt der deutschen Spielkarten, eine Maschine zum Mischen der Spielkarten erfunden, die jedes Mogeln ausschließt.

*

In New York wurde ein Mann verhaftet, der als leidenschaftlicher Briefmarkensammler seine Frau mit deren Einverständnis für 900 Dollar verkauft hatte, um seine Sammlung vervollständigen zu können.

*

Zur Belustigung der Bevölkerung sprang in Moskau bei dem alljährlichen Flugtag der Technik und des Fortschritts eine vollständige Jazzkapelle aus tausend Meter Höhe mit Fallschirmen ab und begann sofort nach der Entfaltung der Fallschirme in der Luft zu konzertieren.

*

Die Leitung des Dnepropetrowsker Rundfunksenders zahlte in den letzten Jahren ständig Honorare an Beethoven, Mozart und Chopin aus. Daß darüber sogar die Radiowellen rebellisch werden, ist kein Wunder. Die „Vereinigung internationaler Radiowissenschaftler“ stellte fest, daß die Wellen eines gewünschten fernen Senders Musik übertrugen, die von einem ganz anderen Sender stammte. In Holland hörte man so auf dem Luxemburger Sender Musik aus Paris, Lyon, Mühlacker, Straßburg, Frankfurt, München, Bern, Münster. Der Londoner Sender übernahm selbsttätig Musik von Paris, der Wiener Musik von Prag, Warschau, Stuttgart und Königswusterhausen. Im Äther herrscht also ein völliges Durcheinander, und die ausgesandten Wellen folgen nicht mehr ihren Herren, sondern suchen sich das, was ihnen richtig erscheint. Vielleicht beginnen sie demnächst durch Verbindung mehrerer gleichzeitiger Musiksendungen Äthermusik zu komponieren.

*

Eine achtzigjährige Kroatin aus dem Dorfe Olip erschien kürzlich auf einer Eisenbahnstation, um für österreichische Papierkronen der Vorkriegszeit eine Eisenbahnfahrkarte zu kaufen. Es stellte sich heraus, daß diese glückliche Frau bisher niemals etwas vom Weltkrieg und von der Einverleibung Kroatiens in Jugoslawien gehört hatte.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Leonhard Adam, Berlin. — Peter Weber, Berlin. — Dr. Eduard Plietzsch, Berlin. — Dr. Joseph Grabisch, Berlin. — Dr. Hans Pflug, Potsdam. — Professor Walter Anderssen, Lindow i. d. Mark. — Heinz Grothe, Berlin. — Dr. Manfred Jasser, Graz.

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald • Verantwortlich für Anzeigen: Dr. Gerhard Kießling, Leipzig • Anzeigenannahme: Leipzig C 1, Täubchenweg 17, Tel. 71246. Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 2 gültig • Verlag: Bibliographisches Institut AG., Leipzig C 1 • DA. 4700 IV. Vj. 34 • Druck: Bibliographisches Institut AG., Leipzig C 1

HEINRICH FRANZ

Die Position Frankreichs

Von Paris aus betrachtet, läßt sich über die Position, die Frankreich gegenwärtig in Europa und im besonderen zum Deutschen Reiche einnimmt, etwa folgendes sagen:

Die Personenkreise, die in Frankreich die Politik machen, sind mit den Ereignissen der jüngeren Vergangenheit nicht unzufrieden und sehen den kommenden Verwicklungen und Entwicklungen mit der Überzeugung entgegen, nicht schlecht dafür ausgerüstet zu sein. „Politik machen" in Frankreich nicht die Presse, nicht Parteien oder Cliquen, etwa Militärs oder Freimaurer; Politik macht auch nicht das Parlament. Die französische Politik wird von einer sehr kleinen Gruppe bestimmt, wozu unter anderen gehören: die hohen Beamten des Quai d'Orsay, der aktive Ministerpräsident und Außenminister, die früheren Ministerpräsidenten, soweit sie noch zum Parlament gehören; schon weniger die Vorsitzenden der Parlamentsausschüsse für Äußeres und dann noch honoris causa die Präsidenten der Republik, der Kammer und des Senats. Von den vielen anderen Interessenten im Parlament, Regierung, Presse, Salons, Literatur und Wirtschaft dient der eine und andere gelegentlich als Fachberater in einer Sonderfrage, als Zubringer von Einfällen und Nachrichten oder mal als Störenfried bzw. Einpeitscher. Aber sein Wille zählt nicht. Selbstverständlich zählt immer eine Instanz, wenn sie sich einen Mann gekauft hat, der in eine der maßgebenden Funktionen gelangt, auch ihrerseits mit. Sie zählt als Einflußfaktor für eine Weile eben in dem Ausmaß, wie ihr Mann seiner Bindung an sie in seiner Amtsführung nachgibt. Einen stetigen unmittelbaren Einfluß solcher Instanzen, etwa von Industrie- und Finanzgruppen, gibt es in der französischen Politik nicht.

*

Das politische Frankreich ist mit der Lage nicht unzufrieden, weil es der Meinung ist, daß sich im Lauf der letzten fünfzehn Monate die französische Position in Europa verbessert habe, und man hält sich in diesen Kreisen an einen gewissen Optimismus, weil man vermutet, daß die Verbesserung sich zum Vorteil Frankreichs praktisch in der Zukunft noch auswirken werde. Auf eine primitiv scheinende Formel gebracht, könnte man sagen, daß die französische Politik gegenwärtig keinen anderen Ehrgeiz und keinerlei andere Idee hat, als alles an Aktivposten zu wahren bzw. zu ergänzen, was ihr bereits zur Verfügung steht, und es einzusetzen, um Gefährdungen, die später auftreten könnten, damit zu begegnen. Ob in einer solchen Haltung etwas steckt, was im Ernst die Bezeichnung „Idee" verdiente? Es kommt darauf an, was man darunter verstanden haben will. Wenn man unter Idee versteht, daß dazu in der Politik einer am europäischen Geschehen so gewichtig beteiligten Großmacht wie Frankreich gehören müßte, sich über die revolutionären Tiefenvorgänge im klaren zu sein, von denen her der europäische Kontinent in den Formen seiner überlieferten Gesittung, ja, in seiner Weltgeltung bedroht wird; daß dazu schließlich die Perspektive zur schöpferischen Gestaltung der fälligen nationalen Ordnungsformen im Abendland gehöre: eine solche Idee kennt die französische Politik nicht. Was von Tiefe, neuer Ordnung, Fälligem und von Perspektiven zeugen soll, lehnt sie einstweilen rundweg ab. In der inneren Politik, wie in der äußeren.

*

Zwischen den Bewegungen, mit denen in Rußland, Italien und im Reich Revolution gemacht wurde, und jenen Gruppen, die nach solchem Vorbild in Frankreich mit Uniformen und Abzeichen im Gleichschritt Schule zu machen versucht haben, gibt es im Ernst keine Parallele. Als die Action Française und die Kriegervereine vor einem Jahr am Konkordenplatz mit der Polizei in ein blutiges Handgemenge gerieten, als Daladier abtreten mußte und Doumergue antrat, waren die Buchläden und die Zeitungen voll von Bewegung und Bewegungen. Aber wer spricht heute noch davon? Wer von den jungen und älteren Leuten zahlt heute noch Mitgliedsbeiträge? Neulich sprach man wieder mal in Paris davon, als die „Humanité" einige Briefe abdruckte, worin Herr Bucard, der Chef der blauhemdigen Francistes, einem Busenfreund sonderbare Neigungen anvertraute. Selbstverständlich sind in einem Land, wo ein starkes Temperament und ein noch stärkeres Bedürfnis nach freier Meinungsäußerung seit langem beheimatet sind, Überraschungen und plötzliche Ausbrüche der Zügellosigkeit immer möglich. Aber Frankreich steht nicht vor einer Revolution, nicht einmal vor der Notwendigkeit einer Reform. Das republikanische Regime ist in den letzten hundertfünfzig Jahren so oft gestürzt worden, daß es diesmal mitsamt der freiheitliebenden Bevölkerung auf der Hut zu sein scheint. Das ist die Erfahrung des letzten Jahres Innenpolitik. Um den Parlamentarismus zu retten, hat sich das Parlament selbst einstweilen in den Hintergrund verzogen. Um die Demokratie zu bewahren, führen zuverlässige Republikaner seit einem Jahr im Vordergrund eine autoritativ auftretende Regierung. Aber die Kammer hat Herrn Doumergue im Oktober sang- und klanglos gestürzt, als er Miene machte, die Autorität zum Dauerprinzip zu erheben. Die Regierung Flandin ist dabei, einige häßliche Betriebsunsitten in der Justiz und der Verwaltung auszurotten. Weiter reichen der Reformwille und das Reformbedürfnis einstweilen nicht. Im übrigen wird in diesem Land der Sparer sehr gut bürgerlich und unverfälscht kapitalistisch regiert. Wirtschaftskrise heißt in Frankreich vorläufig bloß, daß einige Betrüger und Spekulanten Bankrott machen und die Gewinnspanne allgemein gesunken ist. Die Wirtschaftskrise ist eine Aufforderung mehr, endlich einmal an die Mobilisierung der ungemessenen Reserven zu gehen, über die das zweitgrößte Kolonialreich der Erde verfügt. Die Krise hat nicht jenen schicksalhaften Zug, mit dem sie 1930 über Deutschland kam und Millionen Menschen aller Schichten ankündete, daß es für sie keinen Platz mehr gebe. Die Regierungskrisen sind in Frankreich nicht wie Mahnzeichen, daß ein Regierungssystem zugrunde gehe und Frankreich nun schleunigst bei anderen in die Schule gehen solle. Frankreich ist viel zu stolz auf seine in liberaler Humanität erprobten eigenen Institutionen und auf die Weltgeltung seiner zivilisatorischen Traditionen, um auf Anhieb fremden Lehren nachzugehen. Es interessiert sich nur außenpolitisch dafür: um im Bilde zu sein, was draußen bei seinen Gegenspielern vor sich geht.

*

Paul Morand, der selbst lange Jahre am Quai d'Orsay war, schrieb vor einigen Jahren mal einen Satz, der im Kern auch heute noch gilt: „La France est un pays, qui intéresse l'Europe, mais que l'Europe n'intéresse pas." Was in Europa politisch vor sich geht, interessiert selbstverständlich die Franzosen. Aber Europa selbst und gar Europa als ein „Problem neuer Ordnung im Ganzen": das interessiert sie nicht. Es gibt seit mehr als einem Jahrhundert eine Tradition feinster französischer Intelligenz, die europäisch denkt. In ihrem Gefolge gibt es auch heute noch einige wenige französische Denker von Format, die mit ihren Sorgen und Gedanken über Frankreich hinaus im Abendland zu Hause sind. Louis Rougier gehört z. B. dazu, und sein Werk „La mystique démocratique" zählt unter die kühnsten und bündigsten Beiträge Frankreichs zur Deutung der Nachkriegszeit. Möglich, daß von dieser Seite her – also

vom Geiste her, der ja auch im Werden der französischen Revolution wegweisend vorangegangen war — mit den Jahren umgestaltend und sichtbar Einflüsse in die Staatsführung gelangen. Aber einstweilen ist für das politische Frankreich Europa ein bloßer Sammelbegriff. Frankreich fühlt sich im Grunde gar nicht zu Europa gehörig. Es empfindet sich, als eine eigene Größe und Macht, einem Europa gegenüber, daß es außenpolitisch manövrieren muß, wie die national-französischen Interessen es verlangen. Zwischen der Haltung Englands zum Kontinent und der Frankreichs zu Europa gibt es im Zeitalter der Luftfahrt kaum noch einen wesentlichen Unterschied. Frankreich bleibt auch im Jahre 1935 dabei, die Erscheinungen in Rußland, Italien und im Deutschen Reich zu betrachten wie törichte Abirrungen von bewährten Prinzipien und trostlose Leidenszeiten unreif gebliebener Völkerschaften. Seine Vorstellung von europäischer Ordnung besagt, daß sich die Staaten, denen die Friedenstexte von 1919 endgültig die Grenzen bestimmt haben, bemühen sollten, den Ideen von 1791 nahezukommen und verläßliche Mitglieder des Völkerbunds zu sein. Seine Methode ist, den Vorgängen innerhalb dieser Staaten wie von Staat zu Staat gegenüberzustehen wie der Stratege, der sie auf Angriffs- und Verteidigungswert abzuschätzen hat, und wie der Diplomat, der ihre Schwächen und Stärken im Gewebe des internationalen Verkehrs zu erkunden und auszuwerten hat. Frankreich bemerkt sehr wohl, wie verwickelt die Lage zeitweilig ist. Aber seine Politiker halten sich die Aufregung, Improvisation und Eilfertigkeit vom Leibe. Sie lieben keine Überraschungen, nicht bei den anderen draußen, aber auch nicht in ihren eigenen Entwürfen. Das überlassen sie der Presse und dem Parlament. Das politische Frankreich verbleibt — und zwar auf der ganzen Linie aller Entscheidungen — einstweilen in dem alten Stil der klassischen Kabinettspolitik. Für seine Politiker gibt es keine Gesamtfrage Europas, sondern nur eine Reihe von europäischen Einzelfragen, die, wenn es gut geht, nach und nach sich schon regeln lassen werden.

*

Manchmal kommt es vor, daß sich, im Anblick besonders bedrohlicher Szenen des europäischen Geschehens, auch in Frankreich ein Gewissen regt und ein Gefühl dafür meldet, eine Macht, die sich mit den Friedenstexten über alle andern gesetzt hat, trage doch eigentlich so etwas wie moralische Verantwortung für das Schicksal der Völker in Europa. Soweit sich derlei Regungen äußern, kommen sie dem Betrachter vor wie ein seltsam verirrter Widerschein aus einer uralten Zeit. Sie sind einer Geschichtsbetrachtung und einer Tradition entwachsen, die Frankreich in das Erbe Roms eingesetzt haben. Das römische Erbe reicht in diesem Land noch in das Bewußtsein des 20. Jahrhunderts herüber. Aber was davon politisch wirksam geblieben ist, hält sich nicht an das Imperium Romanum, sondern an die Pax Romana. Es hält sich nicht an das Wagnis, womit aus Rom eine Kraft aufbrach, um der Umwelt eine Ordnung zu geben, sondern an den Zustand eines Friedens in Abwehr und gesicherter Zivilisation, unter dessen Segen in Gallien einmal die Wiege eines Frankenreichs entstand und Rom Pate der französischen Nation wurde. Diese Pax Romana allein ist es, die aus dem römischen Erbe noch weiterwirkt. Einer imperialen Mission in Europa nachgehen? Sorgen, Abenteuer, Blutverluste? Um einer solchen Perspektive in die Zukunft nachzustreben, dafür gehört die Neigung Frankreichs im 20. Jahrhundert viel zu sehr der genießerisch verweilenden Freude an der Fülle gegenwärtig gebotenen Lebens. Dazu fehlt diesem Land die primitive Robustheit, die wohl nur in den unerfüllten, aufnahmegierigen und verschwenderischen Völkern steckt. Frankreich will den Frieden, seinen Frieden und auf dauerhaften Grundlagen, jenen großen Frieden, wie ihn mit dem Beginn unserer Zeitrechnung Rom jahrhundertelang hielt, bis es ihm so gut erging, daß ihm die Herrschaft aus den Händen glitt.

*

Zu den dauerhaften Grundlagen, die ein französischer Friede braucht, gehört in erster Linie, daß das Deutsche Reich eine Macht minderen Ranges bleibe, und in zweiter Linie, daß es, wenn schon unvermeidbar wieder in den ersten Rang gerückt, lückenlos in Europa isoliert sei. Die französische Außenpolitik der Nachkriegszeit ist wie ein Wechselspiel, wobei Frankreich zeitweilig in die Richtung auf den Zustand „erster Linie" und dann wieder in die Richtung auf den Zustand „zweiter Linie" drängt. Genauer betrachtet, wird es dabei selber gedrängt; mal unmittelbar vom Reiche her, mal aus dem Kreis der Mächte, ohne die es das Reich nicht isolieren könnte. Sofern in der französischen Außenpolitik überhaupt echte Auffassungsverschiedenheiten bestehen, laufen sie darauf hinaus, daß die einen (die Rechte) die Schwerkraft Frankreichs in der Richtung auf die unmittelbare und konsequente Niederhaltung der deutschen Macht erblicken, andere dagegen (die Linke) in der Richtung auf die mittelbare Methode der Isolierung. Der Idealzustand, in dessen Bejahung sich die ganze französische Welt einig wird, wäre natürlich der Zustand „erster Linie" vereinigt mit dem „zweiter Linie". Das ist auch der Hintergrund, woraus z. B. ein Mann wie Wladimir d'Ormesson am 28. Dezember 1934 im „Figaro" nachzuweisen versuchte, die landläufige Meinung Frankreichs begehe eine Inkonsequenz und einen Selbstbetrug, wenn sie dem nationalsozialistischen Regime des Reiches ein baldiges Ende wünsche. So brutal ausgeklügelt wie Graf d'Ormesson argumentiert das politisch verantwortliche Frankreich nicht. Aber sein Optimismus beruht auf einer ähnlichen Einschätzung der Lage. Seine Zufriedenheit kommt aus der Erkenntnis, daß die Stellung, aus der Frankreich seit Versailles seine Friedenspolitik weiterführen konnte, in der jüngeren Vergangenheit zeitweilig bedroht war; sie beruht auf der Überzeugung, daß diese Krise in den letzten fünfzehn Monaten überwunden worden sei.

*

In der Tat springt auf den ersten Blick der Unterschied in die Augen, wenn man die diplomatische Lage Frankreichs von etwa Dezember 1932 (als das Gleichberechtigungsabkommen über die Rüstungen und später der Entwurf zum Viermächtepakt abgeschlossen wurde) mit der von Mitte Januar 1935 vergleicht. Noch im Oktober 1933 mußte die französische Politik mit dem Austritt des Deutschen Reiches aus dem Völkerbund eine grundstürzende Weiterentwicklung der Abrüstungsfrage völlig passiv ihren Weg gehen lassen. Frankreich stand damals noch wie unter dem Bann eines Geschehens, das ihm in wenigen Jahren fast diktatorisch seine Trümpfe aus der Karte nahm. Das hatte sich im Gefolge jenes elementar revolutionierenden Geschehens vollzogen, von dem Frankreich nichts verstehen wollte, worin aber Bindungen wie die der Reparationsverträge ohnmächtig zerbrachen und woraus Mächte wie Amerika, England und Italien kategorisch die Schlußfolgerung zogen, man müsse um der Zivilisation und der europäischen Ordnung willen endlich das Reich entlasten und ihm Märkte, Rechte und Erleichterungen zugestehen. In den mitteleuropäischen Wirtschaftsfragen hatte damals Frankreich sogar selbst eine Initiative übernehmen müssen, in deren Konsequenz seine diplomatische Position im Südosten bedroht wurde. Es war damals in das Hintertreffen geraten, und die Führung hatte faktisch das Deutsche Reich übernommen, zwar nicht mit dem Bewußtsein eines politischen Ziels, aber elementar aus seiner Lage und europäischen Substanz heraus. Das war die Zeit einer wirklichen Revisionspolitik; sie begann damals auch sich in dem Rhythmus zu vollstrecken, wie sich das Revolutionäre, womit die Dinge eigenmächtig die sinnlos gewordenen Bindungen der Verträge zerbrachen, in der Richtung auf die Bildung neuer europäischer Ordnungsformen aufzufangen und zu erfüllen strebte. Nach den vielfältigen Ereignissen der letzten fünfzehn Monate ist diese Zeit für die französische Politik einstweilen, wie ein böser Spuk, vorbei. Frankreich hat die Kleine

Entente hinter sich, Rußland sich verpflichtet, mit Italien zuverlässig scheinende Tuchfühlung, Österreich einstweilen gebannt, eine gute internationale Meinung für sich, und es ist dabei, sich mit England so zu verständigen, wie es beider Interesse anrät. Frankreich ist auf dem Weg seiner Politik der Pax Romana – die es selbst Sicherheitspolitik nennt – so weit gekommen, daß es an Sicherheiten genug hat, um nirgendwo ungeduldig werden oder gar auf die Lösung einer schwebenden Frage drängen zu müssen, andererseits aber seine Sicherheitsgarantien noch nicht so vollzählig beisammen hat, um nicht ihrer Erhaltung wegen neue Zugeständnisse irgendwo machen zu müssen. An Sicherheiten fehlt ihm, daß das Reich dem französischen Paktsystem beitritt und England über Locarno hinaus Bürge in Europa wird. Die letzten Zugeständnisse, zu denen die französische Politik sich bereitgefunden hat, dürften einstweilen die Kolonialvereinbarungen mit Italien sein.

*

So ausgerüstet, sieht Frankreich der Abwicklung der aktuellen europäischen Fragen auch mit einer gewissen seelischen Bereitschaft entgegen. Es ist zufrieden, daß nach der Abstimmung vom 13. Januar die Saarfrage praktisch bald aus der Welt geschafft werden kann. Man verkennt hier nicht, daß in dem Abstimmungsergebnis in Wahrheit eine peinliche Bloßstellung jener französischen Politik sichtbar wird, die aus Haß und mit Hilfe der englisch-amerikanischen Unwissenheit den Versailler Text verhängnisvoll zustandebrachte. Man ist erleichtert, daß im Gefolge des innerdeutschen Regimewechsels die Saarfrage in ihrer ursprünglichen Form verschoben worden ist, indem nämlich aus der Frage nach dem Verhältnis von französischen Stimmen zu den deutschen Stimmen eine Frage nach dem Verhältnis der Stimmen für das Reich zu jenen für einen Status quo wurde. Man will in Genf später keine großen Schwierigkeiten mehr machen. Man will sich auch nicht widersetzen, daß das Reich in das internationale Gespräch zurückkehrt. In der Erledigung der Saarfrage erblickt man ein gewichtiges und erfreuliches Ereignis, aber einen Sonderfall, der keine weiteren Konsequenzen nach sich ziehen könne. Wenn von französisch-deutscher Verständigung die Rede ist, dann wendet man hier ein: worüber man sich zwischen Frankreich und dem Reich denn verständigen solle, wenn nicht zunächst einmal über die Abrüstungsfrage? In der Grundhaltung, die man heute dabei einnimmt, hat sich in der französischen Politik seit fünfzehn Jahren kaum etwas geändert. Zuerst Sicherheit, dann Begrenzung der Rüstungen; Verminderung der Rüstungen aber nur so weit, wie es mit der nationalen Sicherheit vereinbar sei. Die französische Politik ist dabei, logischerweise dem Deutschen Reich den Beitritt zu den Pakten von 1934 und 1935 anzubieten. Und danach? Wenn das Reich annähme, so versichert man hier, würde sich Frankreich bereit erklären, einer gewissen Erhöhung der deutschen Rüstungen über die Versailler Bestimmungen hinaus zuzustimmen. Allerdings unter der zweifachen Voraussetzung, daß England an Frankreich eine zusätzliche Sicherheitsgarantie gäbe und Frankreich über seinen gegenwärtigen Status hinaus eine Erhöhung seiner Rüstungen zugestanden würde, wie es ihm im Hinblick auf die Veränderung in den deutschen Rüstungsbeständen nötig schiene. Ob Frankreich wirklich imstande ist, die Abrüstungsfrage dorthin wieder zurückzuversetzen, wo sie vor zehn Jahren erfolglos begonnen hat?

*

Die Gespräche, die sich gegenwärtig ankündigen, versprechen langwierig zu werden. Nach französischem Wunsch sollen sie in einem freundlichen, anständigen Ton geführt werden, gerade mit dem Deutschen Reich. Man hat in Paris nachträglich eingesehen, daß es von Barthou töricht war, das Reich ostentativ schlecht zu behandeln.

Barthou tat so, als sei er für das Reich überhaupt nicht zu sprechen. Laval dagegen ist der Meinung, daß der französische Außenminister immer für das Deutsche Reich zu sprechen sein müsse und die französische Diplomatie das Reich gerade deshalb höflich zu behandeln habe, weil die konkreten Gegensätze so tief gingen. Als am 3. Januar 1935 in der Wochenschrift Candide ein Interview erschien, worin sich der Ministerpräsident Flandin höchst unhöflich über die innerdeutschen Verhältnisse aussprach, hat das dem Außenminister gar nicht in sein Konzept gepaßt. Laval möchte auch nicht, daß man in der Welt davon rede, das Deutsche Reich sei im Zuge der französischen Politik isoliert worden. Wer sich noch erinnert, wie Laval 1932 den Reichskanzler Brüning im Netz der Reparationsfrage zappeln ließ, wird einstweilen Bedenken haben, ob die Bereitwilligkeit zu praktischer französisch-deutscher Verständigung bei Herrn Laval über die Form zweckbewußter Höflichkeit hinausgeht.

PAUL KIRN

Die Teilung des Reiches

Die Größen, mit denen unser außenpolitisches Denken rechnet, sind auf der einen Seite die Völker, auf der anderen die Großmächte. Wir sind gewöhnt, deren Zahl als etwas Feststehendes hinzunehmen. Es ist uns zwar geläufig, daß Rußland erst durch das Werk Peters des Großen, Italien erst im 19. Jahrhundert in die Reihe der Großmächte eintrat, daß der Weltkrieg Österreich und eine Zeitlang auch das Deutsche Reich aus ihrem Kreis entfernte, während er Polen zum Dasein als selbständige Macht verhalf. Aber nur selten schweifen unsere Gedanken so weit zurück in die Vorzeit, daß wir uns klarmachen: es gab eine Zeit, in der die deutsche und die französische Nation erst im Entstehen begriffen waren und ihr Wohngebiet von den Grenzen eines einzigen großen Reiches umschlossen wurde.

Wenn wir nach den Ursprüngen von Deutschland und Frankreich fragen, stoßen wir schließlich auf den Namen Chlodwig. Wäre dieser Frankenkönig nicht gewesen, so hieße unser westliches Nachbarland vielleicht heute noch Gallien und nicht Frankreich. Als Chlodwig mit sechzehn Jahren die Regierung antrat, war die Somme die Südgrenze des fränkischen Machtbereichs, und das fränkische Volksgebiet war unter mehr als vier Könige aufgeteilt. Als er mit fünfundvierzig Jahren starb, gab es neben ihm keinen anderen Frankenkönig mehr, und sein Reich griff im Südwesten über die Garonne hinaus, im Südosten reichte es bis zum Bodensee und zum Lech. Seine Söhne vergrößerten es, indem sie Burgund und Thüringen unterwarfen. Dann stockte das Wachstum des Reiches, Bruderkriege und Kämpfe zwischen Königtum und Adel geboten ihm Halt. Erst unter den karolingischen Hausmeiern kam es wieder in Gang. Sie gewannen Friesland und Septimanien, d. h. das Land am Mittelmeer zwischen Pyrenäen und Rhonemündung. Durch Karl den Großen kamen noch die Spanische Mark und das Langobardenreich in Italien hinzu, vor allem aber das Gebiet der Bayern und der Sachsen. Sein Reich vereinigte alle romanischen Völker damaliger Zeit mit Ausnahme der Süditaliener und alle germanischen, wenn man von den angelsächsischen und skandinavischen Stämmen absieht.

Dieses Reich, in dem Karl schon bei Lebzeiten seine Söhne als Unterkönige bestellte, wäre beim Tode des Kaisers entsprechend seiner 806 erlassenen Ordnung in mehrere Teile zerlegt worden, hätte nicht das Schicksal eingegriffen, das nur einen Sohn — freilich den am wenigsten tauglichen — Ludwig den Frommen, seinen Vater

überleben ließ. Ludwig der Fromme machte bei Lebzeiten mehrere Versuche, sein Reich zu teilen. Der erste gab zwar jedem der damaligen Kaisersöhne einen Anteil, wahrte aber die Einheit so gut wie irgend möglich. Der zweite Versuch, unternommen, um dem von des Kaisers zweiter Frau geborenen vierten Sohn Karl gleichfalls eine Herrschaft zu sichern, rief eine Kette von Feindseligkeiten hervor und zerrüttete Ludwigs Reich und Lebensglück. Bei seinem Tode lebten ihm noch drei Söhne, aus erster Ehe Lothar und Ludwig der Deutsche, aus zweiter Ehe Karl der Kahle.

Drei Jahre währte der Kampf, bis ein vorläufiger Ausgleich gefunden wurde. Ihn kämpften die Stiefbrüder Ludwig und Karl gegen den ältesten Lothar, der damals fünfundvierzig Jahre alt war und seit dreiundzwanzig Jahren die Kaiserkrone trug; denn Lothar dürstete nach der Herrschaft über das ganze Reich. Deshalb kam er aus Italien. Straßburg ist der erste Ort nördlich der Alpen, in dem sein Aufenthalt bezeugt ist. Strategisch hatte er seine Stellung in der Mitte zwischen den beiden jüngeren Brüdern, von denen Ludwig in Bayern, Karl in Aquitanien gebot. Er mußte versuchen, ihre Heere an einer Vereinigung zu hindern. Das gelang ihm in der Tat eine Zeitlang. Dann erfocht Ludwig im Ries einen entscheidenden Sieg über Lothars Parteigänger, die ihm den Weg nach Westen verlegt hatten. Ohne Zögern eilte er an den Rhein und weiter durch Lothringen. Im Juni 841 traf er in der Champagne mit seinem Bruder Karl zusammen. Zweimal fanden zwischen den Parteien Verhandlungen über eine Reichsteilung statt. Aber Lothar hatte sich nur darauf eingelassen, weil auch er den Zuzug eines Verbündeten erwartete. Nach dessen Eintreffen brach er die friedlichen Besprechungen schroff ab. Nun mußten die Waffen entscheiden. Bei Fontenoy, nicht weit von Auxerre, kam es zu einer blutigen Schlacht, in der die jüngeren Brüder siegten. Der Unterlegene gab den Kampf nicht auf. Da er vor keinem Mittel zurückschrak, entfesselte er in Sachsen den Aufstand der unteren Schichten gegen die Edelinge, die es mit Ludwig hielten, und verbündete sich mit den heidnischen Normannen. Den Bund seiner Brüder vermochte er nicht zu erschüttern. Im Gegenteil, sie verbanden sich noch fester mit unauflöslichen Eiden. Das geschah am 14. Februar 842 in der Stadt, „die ehemals Argentaria, jetzt aber in der Landessprache Strazburg heißt" – so drückt sich der Geschichtsschreiber Nithard aus, durch seine Mutter Bertha ein Enkel Karls des Großen, unser zuverlässigster Gewährsmann für das bisher Erzählte. Noch mehr: er überliefert uns getreu den Wortlaut der Eide, die beide Könige und ihre Heere damals geschworen haben. Nach der einzigen Handschrift von Nithards Geschichtswerk, die auf uns gekommen ist – sie liegt in der Pariser Nationalbibliothek und stammt aus dem Ende des 10. und Anfang des 11. Jahrhunderts – ist ihr Text hier abgebildet. Die Könige konnten sich in beiden Sprachen, der Teudisca lingua und der Romana lingua, d. h. auf deutsch und auf französisch, verständlich machen. Denn es wird uns ausdrücklich berichtet, daß Ludwig zu den Westfranken in ihrer französischen Sprache, Karl zu den Ostfranken in ihrer deutschen Sprache redete. Jeder verpflichtete sich, seinen Bruder zu halten, wie man von Rechts wegen seinen Bruder halten soll (soso man mit rehtu sinan bruodher scal), und mit Lothar keinen Vergleich einzugehen, der dem anwesenden Bruder Schaden bringen könnte. Die Mannen aber erklärten, dem eigenen Herrn nicht helfen zu wollen, falls dieser seinen Eid breche, während der andere Bruder ihn halte.

Auf verschiedenen Wegen zogen die Könige dann rheinabwärts über Worms nach Koblenz und überschritten die Mosel im Angesicht feindlicher Scharen, die ohne Kampf das Weite suchten. Ebenso handelte ihr Herr, der Kaiser. Zuvor aber nahm er die Kostbarkeiten aus Münster und Kaiserpfalz in Aachen an sich. Darunter war auch ein aus Karls des Großen Besitz stammender silberner Tisch von bewundernswerter Größe und Schönheit, der auf drei zusammengefügten Schilden die Erde,

den Fixsternhimmel und den Lauf der Planeten in erhabener Arbeit darstellte. Lothar ließ ihn schonungslos in Stücke sägen und diese unter sein Gefolge verteilen. Dann stieg er zu Pferde zur Flucht nach Lyon.

Schon jetzt waren Ludwig und Karl, vor denen er das Feld geräumt hatte, im Begriff, das Reich unter sich zu teilen. Wieviel Not wäre den folgenden Geschlechtern erspart geblieben, wären schon jetzt zwei karolingische Nachfolgestaaten entstanden an Stelle der drei, hätte man von vornherein auf das künstliche Gebilde des Mittelreiches verzichtet! Jeder der beiden Könige ernannte zwölf Männer zur Vorbereitung eines Teilungsvorschlags; einer darunter war der Geschichtsschreiber Nithard. Aber die Annahme, Lothar gebe sein außeritalienisches Reich bereits verloren, erwies sich als Irrtum. Immerhin war er jetzt geneigt, einer gleichmäßigen Dreiteilung zuzustimmen, von der nur die Lombardei, Bayern und Aquitanien ausgenommen sein sollten, weil sie sich ja schon längst in festen Händen befanden. Wahrscheinlich gab die Kriegsmüdigkeit der Vasallen den Ausschlag, daß Ludwig und Karl diesen Vorschlag annahmen. Auf einer Insel in der Saône kamen die drei Karolinger zum erstenmal wieder friedlich zusammen und verabredeten das Verfahren, das sie einschlagen wollten. Noch manche Hindernisse galt es aus dem Wege zu räumen. Als die auch diesmal wieder von den Parteien ernannten geographischen Sachverständigen — so möchte man sich ausdrücken — im Oktober 842 zusammentraten, warf die Partei Lothars der anderen vor, sie habe es versäumt, sich in der Zwischenzeit die nötigen Unterlagen zu verschaffen. Diese gab den Vorwurf zurück: Lothar habe sie daran gehindert. Es blieb nichts anderes übrig, als noch einmal Vertrauensleute zu ernennen und ihnen eine vollständige Verzeichnung der zu teilenden Lande aufzutragen, den Vorfrieden aber wiederum zu verlängern.

So sind, wie man sieht, die Vorverhandlungen, die schließlich im August 843 im Friedens- und Teilungsvertrage von Verdun ihren Abschluß fanden, kaum weniger langwierig und verwickelt gewesen, als neuzeitliche Verhandlungen gleicher Art zu sein pflegen. Es kommt hinzu, daß das Verhalten der Fürsten während dieser Zeit gelegentlich den Verdacht nahelegte, sie wollten die Feindseligkeiten von neuem beginnen. Den Wortlaut des Vertrages kennen wir nicht. Aber wir wissen genug, um in großen Zügen die damals geschaffene Ordnung anzugeben. Wie es von vornherein in Aussicht genommen war, behielt Lothar Italien, Ludwig Bayern, Karl Aquitanien. Es änderte sich also nichts daran, daß Ludwig im Osten und Karl im Westen regierte, während Lothar einen Landstreifen erhielt, der bei der friesischen Nordseeküste begann und mit den Alpen an Italien grenzte. Gegen das Reich Ludwigs des Deutschen war dieses Mittelreich abgegrenzt durch eine Linie, die der schweizerischen Aare und dann weithin dem Rhein folgte, aber die linksrheinischen Diözesen Speyer, Worms und Mainz einschloß; sie wurden Ludwig, wie ein Chronist sagt, wegen ihres Weinreichtums überlassen. Karls Untertanen waren Romanen, Ludwigs Germanen, in Lothars Reich mischten sich beide Volksarten.

*

Seit dem August 843 gibt es also ein Deutsches Reich. Die Grenzen, die man damals zog, waren nicht durch die Lebensbedürfnisse der Völker bestimmt, die Fürsten hatten, nachdem das durch ihren Machthunger entfesselte Ringen in allgemeiner Erschöpfung geendet, sich mit einer vorläufigen Lösung abgefunden. Zur dauernden Befriedung der Länder und Völker waren sie nicht geeignet. Im Gegenteil, das Mittelreich war geradezu eine Lockspeise für Eroberer aus Ost oder West.

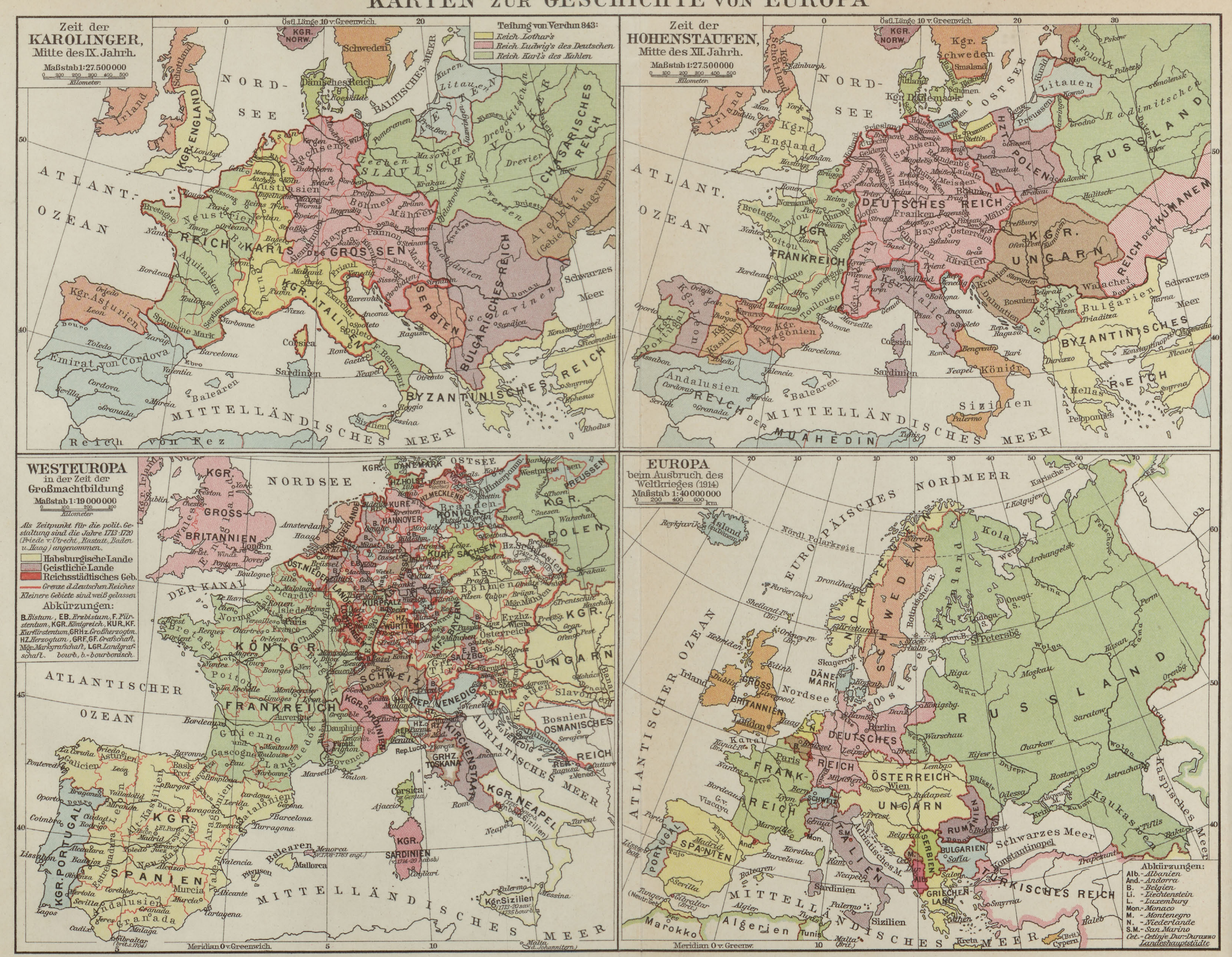
Dementsprechend verläuft denn auch die Geschichte der nächstfolgenden Zeit. Zwar ist, solange Lothar I. lebte, kein Bruderkrieg unter den Karolingern mehr ausgebrochen, ein vorübergehender Zwist zwischen Lothar und Karl ließ sich beilegen,

Die Straßburger Eide vom 14. Februar 842

Eine Seite aus Nithards „Vier Bücher Geschichte“ (Nationalbibliothek, Paris). Die Eide der Könige beginnen mit der 5. Zei e der rechten Spalte französisch: „Pro Deo amur et pro Christian poblo et nostro commun saluament . . .“ und Zeile 16 deutsch: „In Godes minna ind in thes Christianes folches ind unser bedhero gealtnissi . . .“ („Aus Liebe zu Gott und zu des christlichen Volkes und unser beider Heil . . .“).



KARTEN ZUR GESCHICHTE VON EUROPA



Bibliographisches Institut AG. Leipzig

und nicht ganz selten trafen sich zwei der Brüder oder auch alle drei zu friedlichem Austausch. Aber nachdem Lothar 855 im Kloster Prüm in der Eifel verstorben war und sein Reich unter seine drei Söhne geteilt hatte, waren die Tage des Lotharreiches – so nannte man nach Lothar II. das diesem zugefallene Teilstück zwischen der Nordsee auf der einen, dem Rheinknie und den Quellen von Maas und Mosel auf der anderen Seite – gezählt. Im Jahre 858 machte Ludwig der Deutsche schon den Versuch, Karl den Kahlen aus seinem Reiche zu verdrängen. Wäre er gelungen, so hätte Lotharingien in dem neuen Großreich mit aufgehen müssen. Aber er scheiterte. Nicht besser erging es Karl, als er nach Lothars II. kinderlosem Tode dessen Land besetzte und sich in Metz krönen ließ. Er mußte sich doch zu einer Teilung des Landes mit Ludwig dem Deutschen verstehen. Sie geschah im Vertrage zu Meerssen (8. August 870). Seitdem grenzten Deutschland und Frankreich oder in der Sprache jener Zeit das Ost- und das Westfrankenreich unmittelbar aneinander. Aachen, Trier, Diedenhofen und Metz waren von nun an deutsche Städte. Obwohl der Wortlaut des Meerssener Vertrages uns vorliegt, ist es in unserem Zusammenhang nicht erforderlich, bei dem Verlauf der damals gesetzten Grenze der beiden Länder zu verweilen. Sie hatte nicht länger als ein Jahrzehnt Bestand.

Die für sehr lange Zeit maßgebende deutsch-französische Grenze schuf ein Friedensvertrag, der eigentümlicherweise in weiteren Kreisen kaum bekannt ist, obwohl er an Bedeutung die vielgenannten Abmachungen von Meerssen weit überragt. Er wurde im Februar 880 in Ribemont an der Oise, unweit St. Quentin, geschlossen und machte Ludwig III., einen Sohn Ludwigs des Deutschen, zum Herrn des gesamten Lotharingien. Mit anderen Worten: die Grenze, die 843 in Verdun als Scheide zwischen Frankreich und dem Mittelreich festgesetzt worden war, schied von 880 an Frankreich und Deutschland. Sie ist im wesentlichen bis ins 17. Jahrhundert hinein erhalten geblieben. Einmal drohte sie zum Schaden Deutschlands verändert zu werden. Das war 911, als die Lothringer sich dem Westreich zuwandten. Aber Heinrich I., der Sachsenkaiser, eroberte Lothringen wieder zurück in den Jahren 923 bis 925. Die Jahrtausendfeiern von 1925 haben uns das wieder ins Gedächtnis gerufen.

Keine der Grenzlinien, von denen die Rede war, folgte der Sprachgrenze, und hätte es eine getan, sie hätte doch nichts daran geändert, daß hüben und drüben, in Deutschland wie in Frankreich, Menschen wohnten, die einander nach Blut und Wesen eng verwandt waren. In Deutschland überwiegend Germanen, doch im Südwesten mit keltischen und römischen Elementen durchsetzt, in Frankreich ursprünglich Kelten, zu denen sich als Eroberer, alle Lebensverhältnisse zutiefst verwandelnd, die Römer gesellt hatten, während später Franken, im nördlichsten Teil des Landes geschlossen siedelnd, weiter im Süden in schwacher Zahl, aber als Herrenschicht die politische Führung übernehmend, eingedrungen waren und dem Volk dort mehr, hier weniger von ihrem Wesen aufgeprägt hatten. Im Schutze dieser Grenzen, die während der mittelalterlichen Jahrhunderte nur ausnahmsweise von Heeren überschritten wurden, haben sich nach und nach die beiden Nationen ausgebildet. Frankreich kreuzte seine Waffen, nachdem das eine Zeitlang völlig ohnmächtige Königtum in mühseliger Aufbauarbeit vom Herzstück des Landes aus seine Herrschergewalt über trotzige Vasallen neu befestigt hatte, zumeist mit seinem westlichen Nachbarn, der, nicht zufrieden mit seinem Inselreich, sich im sonnigen Süden des alten Gallierlandes einnisten wollte und später gar Ansprüche auf die Krone Frankreichs erhob. Zwischen Frankreich und Deutschland aber überwog lange Zeit ein friedlicher und fruchtbarer Austausch geistiger Güter. Unsere Studenten zogen nach Paris auf die berühmte Hochschule (zu deren namhaftesten Lehrern aber auch eine Anzahl Deutscher zählte wie Albert der Große und Meister Eckart), unsere Baukünstler schufen mit

in den Bauhütten des kathedralenreichen Landes, und wenn sie heimkehrten, brachten sie neue Gedanken und Formen mit, die das deutsche Leben bereicherten, ohne sein Eigendasein zu gefährden, dessen quellender Reichtum gegen jede Überfremdung hinreichende Sicherheit bot.

Des Deutschen Reiches Grenzen waren so weit, daß es Frankreich nicht angriff, um ihm etwas abzugewinnen. Aus französischer Begehrlichkeit sind die deutsch-französischen Kriege zumeist hervorgegangen. Das Reich war sogar lässig in der Verteidigung, zumal um die ihm zugehörigen Länder französischer Zunge kümmerte es sich wenig. Es ist eine Verkennung der Geschichte, wenn man meint, Deutschland und Frankreich hätten von jeher infolge eines unausweichlichen Schicksals miteinander im Streit gelegen. Und es wäre ein politisches Unglück, zu folgern, sie wären infolge der erbitterten Kämpfe der zwei letzten Menschenalter gezwungen, auch fortan immer wieder auf Leben und Tod miteinander zu ringen.

Durch die Teilung eines Reiches sind Volks- und Staatsgebiet der Deutschen und der Franzosen entstanden. Noch lange Zeit nach 843 fühlten sie sich als Teile eines Ganzen. Das beweisen viele Beobachtungen, die man gesammelt hat, am schlagendsten das späte Aufkommen der Ländernamen Deutschland und Frankreich an Stelle von Ost- und Westfranken. Kann es nach allem, was dazwischen liegt, wieder so werden? Nun, zu den Zuständen von einst zurückkehren, von ihrer in schicksalsschweren Jahrhunderten geprägten Eigenart etwas aufgeben zugunsten einer Wiederannäherung können und sollen beide Völker selbstverständlich nicht. Gerade aus dem stolzen Festhalten am eignen Volkstum kann die Gesinnung erwachsen, die auch dem anderen Lebensrecht und Lebensraum gönnt. Wenn auch Frankreich diese Gesinnung sich zu eigen macht, gehen beide Länder einer besseren Zukunft entgegen.

EUGEN DIESEL

International oder Europäisch?

Die Herrschaft des sprachlichen Mißverständnisses

Fast alle Worte, die nicht nur Gegenständliches bezeichnen, sondern auf irgendeine Weise mit allgemeinen geistigen Vorstellungen und den Seelenregungen des Menschen zusammenhängen, sind vieldeutig, und es ist schwer, sich über ihren wahren Inhalt zu einigen.

Solche Worte also bezeichnen nicht nur einen deutlichen Gegenstand oder einen einfachen Zusammenhang, sondern verwickelte Erscheinungen sachlicher oder seelischer Art oder gar solche, worin sich Sachliches und Seelisches mengt. Zuweilen sollen sie ganze verwickelte Bereiche von Vorgängen und Begriffen umreißen. Die sozialen, politischen, philosophischen, religiösen Gebiete wimmeln von solchen Worten. Auch die Worte „international" und „europäisch" gehören hierher, die beide sowohl Konkretes wie Abstraktes, Seelisches, Politisches, Soziales, Geographisches und so fort in vielschimmriger Unklarheit enthalten. Die großen Schwierigkeiten, die sich aus solchen verwickelten Begriffen, die sehr zahlreich sind und zu unserem täglichen geistigen Brot gehören, für die sprachliche Verständigung ergeben, sind oft erkannt und dargestellt worden. Aber ein sprachkritisches Bewußtsein ist weder in die Volksmasse noch in die Schicht der Gebildeten wirksam eingedrungen. Wäre das sprachkritische Bewußtsein wirklich ein anerkannter Bestandteil unserer Kultur und Erziehung, dann

würden die Menschen nicht so wüst aneinander vorbeireden, wie sie es unaufhörlich auf fast allen Gebieten tun, die das geistige und seelische Leben berühren. Man spricht mit vieldeutigen Begriffen aufeinander ein, der eine meint dies, der andere das, der eine wählt sich diesen, der andere jenen widersprechenden Inhalt aus und greift damit den anderen an. Dadurch erscheinen Auseinandersetzungen fast immer ohne echte Disziplin, Kultur und Bildung. Ächzend wälzt man wie Sisyphos den Steinblock des Verständnisses den Berg hinauf, der dann immer wieder polternd den Hang hinunterrollt. Kleine Gruppen wie ganze Völker leben auf diese Weise in fortwährendem Mißverständnis, was Haß und Kriege zur Folge hat, die gar nicht entstehen würden, wenn man sich wirklich verständigen könnte. Aber das ist, wie gesagt, sehr schwer.

Grundsätzlich gäbe es wohl zwei Mittel, solcher Verwirrung Herr zu werden. Man kann zunächst den wissenschaftlichen Weg betreten und die Begriffe und Worte eindeutig festlegen, sie definieren. Dieses Verfahren kann aber nur in einzelnen seltenen Fällen, etwa in wissenschaftlichen Abhandlungen, bis zu einem gewissen Grade befriedigen. Es versagt natürlich, wenn es der Verständigung in der Politik und der Religion zugrunde gelegt werden soll, weil die Definition einfach nicht anerkannt wird. Wir könnten z. B. das Wort international in völkerrechtlicher, geschichtlicher, soziologischer Hinsicht und so fort eindeutig zu definieren trachten, aber bei der nächsten praktischen Auseinandersetzung würde die Definition von der unsachlichen Schwallwoge wissenschaftlich nicht einzufangender Gefühle, Vorstellungen und Absichten doch wieder fortgeschwemmt werden. In solchen Fällen, in denen das Leben spricht und nicht die Wissenschaft, wird zur Verständigung nur das andere Verfahren dienlich sein können, dessen sich charakterlich und geistig hochgebildete Kreise zuweilen in glücklichen Stunden mit Erfolg bedienen. Instinkt, Einsicht und guter Wille vereinigen sich dann, um das Verständnis zu wecken. Hierauf beruht die dem Uneingeweihten kaum begreifbare Beglückung, die selten einmal im kleineren Kreise möglich ist, der dann eigentlich eine sprachschöpferische Aufgabe löst: nämlich eine einmalige seelische und gedankliche Situation so auszudrücken, daß bei den Beteiligten gar kein Zweifel herrscht. Aber jede Lebenslage ist neu, und die seelischen Dinge sind immer verwickelt genug und schwer in Worte zu kleiden. Darum erzeugen nur die Einfalt des Herzens, die Kraft des Charakters und die Schulung des Geistes, wenn sie gemeinsam am Werke sind, zuweilen ein echtes und nicht nur ein suggestives oder hypnotisches Verständnis.

Die politisch-psychologischen Begriffe

Wir denken hier vor allem an Worte und Begriffe, die wir im weitesten Sinne die politischen nennen wollen. Diese Worte haben einen ganz anderen Auftrag als den der Wahrheitserkenntnis, sie sind nicht auf wissenschaftliches oder kulturelles Verständnis, auf Erkennenwollen, auf Richtigsehenwollen gerichtet. Vielmehr sind sie auf Zwecke, auf politische Ziele abgestimmt, die ebenso idealer wie ruchloser Art sein können. Jedenfalls handelt es sich hier um eine ganz andere Verwendung von Worten und Begriffen, nämlich um ein Wirkenwollen, um ein Umwerben der Gemüter zu bestimmten politischen Zielen und Absichten. Das Bezeichnende bei dieser politischen Worttechnik besteht darin, daß sie es einerseits mit der Psychologie der Massen, andererseits mit lauter Vorstellungen und Begriffen höchst allgemeiner, nämlich psychologisch-politischer Art zu tun hat, worin auch die sachlichen Reste ins Abstrakte, Geistige und Gefühlsmäßige umgelagert werden. Selbst das Wort „Brot“ (etwa in Verbindung mit „Freiheit“) wird dann ein solch allgemeiner, schwimmender und kaum mehr faßbarer Begriff. Legt man an diese merkwürdigen

geistigen Gebilde, die in der Geschichte als wahrhafte Großmächte auftreten, den Maßstab des Erkennens oder geistigen Verstehens oder gar der Kultur an, so muß man sich allerdings über die Unsachlichkeit und die Dumpfheit von Wortinhalt und Wirkung entsetzen. Man hüte sich aber, an diese sprachlich-psychologische Wirkung, die politisch ist, entweder den wissenschaftlichen Maßstab oder den jener seltenen seelischen Kultur anzulegen, die wir oben schilderten. Das Wort dient, wie gesagt, in der Politik (Geistes-, Kultur-, Parteipolitik) ganz anderen Zwecken. Je verschwommener es ist, je Allgemeineres man in diese Worte hineingeheimnissen kann, um so gieriger wird das Volk danach greifen, weil die Verschwommenheit und Unsachlichkeit gleichsam der Brei der Hoffnung sind, worin es die Rosinen seiner Bedürfnisse eingebettet erblickt. Wird in einem politisch bewegten Zeitalter alle Sachlichkeit preisgegeben, besitzt die ganze Sprache, wie es wirklich vorkommt, schließlich selbst in harmlosen und alltäglichen Vorgängen vorwiegend psychologische und politische und weniger erkenntnismäßige Bedeutung, dann sollte sich der weise Mann besonnen zurückziehen und seine Zunge hüten. Denn sobald die Worte vorwiegend politische Instrumente geworden sind, ist es lebensgefährlich, sie sachlich oder wissenschaftlich zu deuten und etwa zu glauben, daß eine Massenversammlung eine solche wissenschaftlich zutreffende oder einfach wahre Erkenntnis dankbar aufnehmen müsse. Sie wird im Gegenteil über solche peinliche Analyse zu rasen beginnen und den Mann an Leib und Leben bedrohen, der in die Blasen allgemeiner Begriffe hineinzustechen wagt und die Torheit begeht, Politik und Wissenschaft zu verwechseln. Solche Begriffe – so sollte sich der kluge Mann sagen – haben an einem geschichtlichen Datum eine psychologische und politische, aber keine wissenschaftliche und erkenntnismäßige Bedeutung. Und selten nur wird man der Erkenntnis oder der Kultur allein dienen können; denn der Mensch ist ein politisches Wesen, und sein Zustand und Lebenslauf sind aus der Politik nicht herauszulösen. Wenn gewisse Worte eine solche politische Bedeutung angenommen haben, so pflegen sie eben auch einen politischen Sachverhalt und eine Macht politischer und seelischer Art auszudrücken und zu vertreten.

Mehrdeutigkeit des Begriffs »International«

Das Wort „international" besitzt als politisch-psychologischer Begriff im heutigen Deutschland einen schlechten Klang, im Gegensatz zu einigen anderen Ländern, wo das Wort nicht nur in Ansehen steht, sondern auch einen zum Teil anderen Inhalt aufweist. Es wird in Deutschland benutzt zur Bezeichnung einer bestimmten geistigen, politischen und seelischen Haltung, die, wie man glaubt, in verantwortungsloser Weise dem nationalen Gedanken Abbruch tut, das Volk zersetzt, flachen, aufklärerischen, „liberalistischen" Gedankengängen huldigt. Das Wort erweckt Abwehrgefühle und Vorstellungsgemenge, die, mögen sie auch unklar sein, doch eine politische Tatsache unserer Zeit darstellen, mit der jeder Politiker oder Denker rechnen sollte. Und in der Entwicklung oder Zurechtrückung von Volk und Erdteil in unserer Epoche hat dies Vorstellungsgemenge seinen bestimmten geschichtlichen Sinn. Verlassen wir aber diese politisch-psychologische Ebene, so sehen wir, auch in Deutschland, das Wort „international" noch in einem Gebrauch, der sachlich-wissenschaftlich und selbst vom Standpunkt einer nationalen Ethik aus verfochten werden kann, und das selbst die politischen Führer bedenkenlos verwenden. Es ist also streng zu scheiden zwischen dem *sachlichen* Begriff „international", der bestimmte Tatsachen und Erscheinungen wie das Weltpostwesen, das Rote Kreuz, diplomatische Beziehungen, Kongresse, Fahrpläne, gemeinsames Vorgehen der Völker in gewissen Fragen und sogar eine heute selbstverständliche Gewöhnung an Weltverkehr und Weltübersicht bezeichnet, und dem

politisch-psychologischen Begriff „international", der eine Haltung und Zielrichtung vertritt, der man je nachdem feindlich oder freundlich gegenübersteht. Wenn man auf Grund der wirksam vorhandenen und begrüßenswerten internationalen Tatsachen die Verwerflichkeit aller gegen den Internationalismus gerichteten Bestrebungen behauptet, so sieht man am Problem vorbei; denn die psychologisch-politische Art von internationaler Wirksamkeit ist etwas anderes als die Anerkennung internationaler Tatsachen. Umgekehrt wendet sich ein politisches Abwehrgefühl nicht nur gegen die umstrittene Art von Kosmopolitismus, sondern es greift auch ganz törichterweise das Internationale an, wo es eben eine Tatsache ist und nicht einmal eine schlechte. Wie der Durchschnittsmensch gewöhnlich unfähig ist, zwei oder gar mehr Dinge gleichzeitig zu berücksichtigen und richtig abzuwägen, so ist er auch außerstande, an einem Wort seine mehrfachen und oft so ungleichartigen Bedeutungen nebeneinander zu erblicken und sie besonnen zu trennen. Er legt dem Wort vorzugsweise die Bedeutung zu, die aus dem politisch betonten Schlagwort strahlt, und darum hält er auch seine sachliche Bedeutung für giftig oder umgekehrt.

Das Wort Internationalismus erwarb seinen schlechten Klang in Deutschland aus vielerlei Ursachen, die einen verwickelten seelischen Prozeß hervorriefen. Da ist Karl Marx, da ist die „Internationale", da ist der „internationale Kapitalismus", da ist der gleißnerische, bürgerliche liberalistische Fortschrittsapostel des neunzehnten Jahrhunderts, der sich gleichfalls vor den internationalen Wagen spannte. In einer bestimmten geschichtlichen und psychologischen Lage Europas hatten sich in der Tat viele schädliche und verwerfliche internationale Gewächse um die Nationen gerankt. Während der zunehmenden Zerrüttung und Auflösung des Zeitalters mußte solche Entwicklung allen denjenigen als feindliche Macht erscheinen, die aus der Verstrickung und Not nach einem besseren Zeitalter Ausschau hielten. Unter das Banner einer bestimmten Art von vielschimmriger Internationalität hatte sich schließlich auch, oder vor allem, die verwesende, verwirtschaftete und politisch-psychologisch verbrauchte Gesinnung und Wirkungsweise einer absterbenden Epoche begeben. Die Internationalität reinerer Prägung im neunzehnten Jahrhundert, das merkwürdig viele große Dichter, Musiker, Wissenschaftler, Erfinder, Organisatoren, Politiker hervorgebracht hatte, ist nicht zu verwechseln mit der Internationalität des Zeitalters kurz vor und nach dem Kriege, in dem jene Großartigkeit zu versinken begann, und das eine Epoche der Vorbereitung und Ablösung darstellt. Mit dem politisch-psychologischen Internationalismus und Liberalismus der Zeit, in welcher Moeller van den Bruck im „Dritten Reich" seine Anklage gegen die liberalistisch-marxistische Entartung schleuderte, dürfen wir nicht ein Zeitalter belasten, das zwar (wie jedes Zeitalter) sehr viel schlechte Keime pflanzte, aber immerhin auch Wagner, Brahms, Burckhardt, Helmholtz, Siemens, Bismarck, Robert Koch, Schopenhauer, Nietzsche und viele andere große Männer hervorbrachte. Freilich paßt der Gedanke der Internationalität, wie er sich während des neunzehnten Jahrhunderts in mehreren Parteien und Schichten sehr verschiedenartig ausprägte, nicht mehr in unsere Zeit. Ganz gewiß aber hat der internationale Gedanke im Gewande der Nachkriegsjahre heute bei den Deutschen ausgespielt. Denn er übersah gewaltige und erhabene nationale Aufgaben, er blickte über Schwierigkeiten und Kämpfe hinweg, die bestanden und überwunden sein wollen, er glaubte durch ein humanes Organisieren und Konferieren, durch ein Fortschreiten auf dem Rücken der sachlich-internationalen Gegebenheiten unter dem fröhlichen Banner des „Fortschritts" in eine Fülle von „Beziehungen" einmünden zu können, aus der dann die Vereinigten Staaten von Europa oder sogar der Weltstaat aufblühen würden. Das alles schuf nicht das, was nötig war, nämlich Kraft, Selbstbewußtsein und doch Ehrfurcht. Man sah zu sehr über die Nation und das national betonte Europa hinweg, obwohl, wenn wir ehrlich sein wollen, nur der

Kommunismus die Nation grundsätzlich verleugnete und verleumdete. Leichtfertigkeit war am Werke, die gleiche Leichtfertigkeit, die sich über die Torheit und das Grauen des Weltkrieges, den der beste internationale Gedanke nicht hatte verhindern können, baß verwundert hatte. Dieser Internationalismus war eine Haltung, die man von heut auf morgen der Partei oder anderen Dingen zuliebe einnehmen konnte. Er stammte nicht aus dem Sein, der Not, dem Kampf um eine verzweifelt große Aufgabe. Und somit geriet in dem von Todesgefahren bedrohten Deutschland diese Art von Internationalismus in den Verwesungsgeruch und das Zwielicht, schließlich in die Verachtung der bei uns versunkenen Epoche.

»International« ist nicht »Europäisch«

Man könnte hierüber zur Tagesordnung übergehen, wenn nicht die Gefahr bestünde, daß diese Verachtung auch überspringt auf eine erhabene Ideenwelt und eine durchaus gesunde, ja die gesündeste Aufgabe unserer Zeit, nämlich auf die politische und kulturelle Vorstellung von „Europa". Uns ist bereits klar geworden, daß es sich bei den Worten „international" und „europäisch" um sehr verschiedene Begriffe handelt, keineswegs um Synonyma*), sondern um Vorstellungskreise, die sich zwar bald mehr, bald weniger schneiden, aber durchaus nicht decken. „Europäisch" ist insofern ganz und gar nicht „international", als es nicht die Völker und Nationen der ganzen Erde ins Auge faßt und auch nicht das, was „zwischen den Völkern" steht und allenfalls vermittelt. Vielmehr erblickt es das Europäische, das als Wesen und Tatsache ein Bestandteil des nationalen Daseins ist. Hier wird nicht eine organisatorische Nützlichkeit als ein humanitärer Völkerkitt betont, vielmehr die ergreifende Tatsache „Europa" auf ganz andere Weise erlebt. Diese Tatsache ist in ihrer Art ebenso erhaben wie der nationale Zustand, der für sich gesehen etwas anderes ist, wiewohl er in Europa das Europäische besitzt und nicht abschütteln kann, ohne das Nationale zu verraten. Der Begriff „europäisch" birgt auch in sich keine Preisgabe des Nationalen oder versteckte Angriffe auf die Nation, wie es mit gewissen politisch-psychologischen Anwendungen des Begriffes „international" der Fall ist. Denn das Europäische ist gerade dadurch gekennzeichnet, daß es viele ausgeprägte und eigenwillige nationale Welten umschließt und sie umarmt wie die Mutter vieler Kinder. Hingegen ist auf den Internationalismus das Bild der Mutter und des seinsmäßig Verwandten gar nicht anwendbar, weil hier ganz andere Werte betont werden. Wenn der Internationalismus im allgemeinen auch keine Abtragung des nationalen Zustandes anstrebt, so wünscht er doch seine Beeinträchtigung; während das Europäische das Nationale erzieherisch beeinflussen, es aus seinem schädlichen Überschwang befreien könnte. Freilich muß man, wie gesagt, immer unterscheiden zwischen den verschiedenen Arten von Internationalismus, von denen einige nicht unmittelbar, andere aber unverhohlen auf die Abtragung des „Nationalismus" gerichtet sind und jedenfalls das Nationale zurückdrängen oder verachten. Bei allem darf man nicht vergessen, daß es sich je nach dem Land, der Partei und der Zeitstimmung allerorts um recht verschiedene Inhalte des Begriffes „international" handelt. Es wäre unrecht, etwa dem Begriffe „international" der französischen Demokratie das europäische Bewußtsein abstreiten zu wollen; im Gegenteil, es nimmt für sich gerade in Anspruch, Hort und Banner der europäischen Idee zu sein. Ähnlich, wenn auch wiederum auf ihre Weise jeweils verschieden, liegen die Dinge in England, Holland usw. Bei uns aber herrschen andere psychologische und sprachliche Werte, was zu schweren Mißverständnissen mit den

*) Von bestimmten politisch-psychologischen Vorgängen wurden die Worte Europäisch und International weitgehend „synonymisiert", für viele Leute handelt es sich bei beiden Worten um ungefähr das gleiche, und den europäisch Denkenden trifft der bitterböse Vorwurf, Internationalist jener verwerflichen Prägung zu sein.

anderen Völkern führt. So kommt es, daß sich die Völker gegenseitig vorwerfen, an der europäischen Idee Verrat zu üben und die europäische Zukunft falsch anzusteuern – nebenbei gesagt, ein Beweis dafür, in welch hohem Ansehen „Europa“ bereits steht. Nun leben wir Deutschen aber in unserem revolutionären Zustande nicht nur in einem Umbruch der Verhältnisse, sondern auch der Begriffe. Die Begriffe kämpfen Schlachten miteinander aus, und in solchem Schlachtgetümmel wird manches wüste Durcheinander nicht zu vermeiden sein. Eine der schlimmsten Verwirrungen ist die Verfemung des Begriffes „europäisch“, weil man ihn ohne weiteres für das Gleiche hält, wie das bei uns verfemte „international“. Gewiß schneiden sich, wie wir erwähnten, die Sphären der Worte, sonst wäre das Mißverständnis nie möglich gewesen. Gleichwohl sind die beiden Vorstellungswelten ganz und gar nicht das Gleiche. Der gegen das Internationale gerichtete Fanatismus wendet sich aber infolge jener Blindheit oder Unklarheit mit aller Wucht gegen das Europäische und beachtet hierbei nicht, daß dieses Wüten gegen den europäischen Gedanken zugleich nichts weniger ist als ein dummer Verrat am eigenen Volk. Denn jedes Volk, jede Nation ist ein Stück von Europa. Der Kampf gegen eine gewisse Art von Internationalismus ist gerechtfertigt, sofern man nur des Wortes, des Begriffes wegen nicht auch manches gut Europäische hierbei leichtfertig zerschlägt, aus der törichten Vorstellung heraus, daß für alle anderen Nationen das Wort „international“ denselben psychologischen und politischen Inhalt haben muß wie für den Deutschen von 1935*). Hat man einmal diese sprachliche Verwirrung erkannt, wird man weiter einzusehen beginnen, daß überall schon ein ähnliches Ziel angestrebt wird.

Die Nation und Europa gehören zusammen

Das Durcheinanderrühren des Begriffes international und europäisch sperrt wie ein Felsblock den Weg zu besseren internationalen und europäischen Zuständen. Diesen Felsblock müssen wir beiseite stoßen. Denn wenn nicht alles täuscht, erleben wir die frühe Dämmerung eines neuen europäischen Bewußtseins. Die politischen Gefühle und Vorstellungen, welche sich um den alten Internationalismus gesammelt und gefestigt hatten, ließen wir hinter uns, und wir suchen heute die Aufgabe „Europa“ mit neuen geistigen und politischen Mitteln zu lösen. Europa wird nur auf einer neuen Straße zu erreichen sein, die mitten durch die Völker und das nationale Bewußtsein hindurchführt, während der alte Weg sich zwischen den Nationen, also „international“ hindurchwand. Das war der Nation wie Europa gegenüber ein Kompromiß. Wir beginnen die Vorstellung „Europa“ und „Nation“ nicht mehr als Widersprüche zu empfinden. Das Europäische ist ein Bestandteil unserer Völker, und die Nation ist ein Bestandteil Europas. Bisher haben wir vorwiegend das nationale Bild zu gestalten gesucht. Hierbei sind wir in tausend Widersprüche geraten, weil wir vieles, was europäisch und vielen Völkern gemeinsam ist, nur als unser eigenstes nationale Gut zu deuten versuchten. Dies hat manchen Krampf zur Folge, den man beseitigen muß. Das aber wird nur dadurch möglich sein, daß wir das europäische Bild mit all seinem Reichtum und seiner Erhabenheit zu sehen und zu gestalten trachten, nicht um dieses Mal das nationale Bild zu vergewaltigen, sondern um beide Bilder rein und klar nebeneinander zu erblicken. Wir sahen es hier als unsere Aufgabe an, eine Unklarheit und Unrichtigkeit zu beseitigen, den Felsblock psychologisch-politischer Verhärtung und sprachlicher Verwirrung aus dem Wege wälzen zu helfen.

*) Ähnliche, zum Teil recht ergötzliche Betrachtungen lassen sich anstellen über das Wort „liberal“. Mit dem Wort „liberalistisch“ werden heutzutage von ganz unberufenen, kleinen und ängstlichen Leuten Männer verfemt, die weiß Gott nicht liberalistisch im Sinne Moeller van den Brucks sind, sondern nichts weiter als frei, redlich und mutig.

ERICH OTTO VOLKMANN

Isonzo- und Dolomitenfront

San Michele. – Ein kleiner Hügel, der sich nur um hundert Meter über die Hochfläche erhebt; noch heute durchfurcht von Gräben und unterhöhlt von Kavernen. Niemand hat sich die Mühe gemacht, sie einzuebnen. In ihnen kauerten damals Männer aus Tirol, aus Ungarn, aus Dalmatien und Böhmen; Gebildete und Ungebildete, Städter und Bauern, Junge und Alte. Ein Gemisch von Menschen, die mit der Vergangenheit und der Zukunft abgeschlossen hatten, die nur diesen Hügel San Michele noch kannten. Ein wüster Steinhaufen, um und um gewühlt, zusammengeschlagen, wieder aufgebaut, tausendmal verflucht, mit dem Blut unzähliger braver Soldaten getränkt. Aber dieser Steinhaufen war ihnen mehr als Leben und Heimat, als Weib und Kind. Er war ihr Schicksal.

Wenn das Trommelfeuer den Beginn einer neuen Schlacht ankündigte, drängten sie sich in den in den Stein gehauenen Unterständen zusammen und warteten. Oft konnten sie nicht einmal richtig miteinander reden, denn sie sprachen verschiedene Zungen und verstanden sich nicht. Stumm, halb verhungert und verdurstet horchten sie auf das Heranheulen der schweren und schwersten Granaten, das Klirren der Sprengstücke und Sausen der Steinsplitter. Sie hatten nur noch eine Sehnsucht, einen Wunsch und eine Hoffnung: daß die Qual des Wartens ein Ende nehmen, daß endlich vorn am Hange des Hügels die Käppis der Italiener auftauchen und daß ihr wildes „Avanti“ ertönen möchte. Alles, was es sonst noch in der weiten Welt geben mochte, war für diese dem Tod geweihten Männer versunken.

Ein grauenhaft einfacher Krieg, der Isonzokrieg, eine „Kriegskunst“, wie sie brutaler und primitiver nicht gedacht werden konnte. Es wurde so lange geschossen und so oft gestürmt, bis das österreichische „Menschenmaterial“ einmal zu Ende ging. Dann war der Weg nach Triest frei . . .

*

Zwischen Südtirol und dem Isonzogebiet dehnt sich in weitem Halbkreis die Alpenfront der Dolomiten und der Julischen Alpen.

Hier setzt die Allgewalt der Natur allem militärischen Wollen eine feste Grenze. Es gab auf diesem Teil der Front keine Operationen, keine Schlacht. Es war eine andere Art Krieg. Tiroler und Kärntner Scharfschützen und an ihrer Seite das deutsche Alpenkorps kämpften hier nach Jägerart mit den italienischen Alpini. Sie überboten sich dabei an Waghalsigkeit und List. An den schroffsten Bergwänden klebten ihre Postierungen, auf den höchsten Berggipfeln nisteten sie sich ein. Ihrem Auge entging nichts und die Fernrohrbüchse verfehlte selten ihr Ziel. Tagelang beobachteten sie einander, wie der Jäger das Wild belauert. Reglos lagen sie, grau im grauen Gestein. Jede Bewegung bedeutete tödliche Gefahr. Bis dann drüben doch einmal für ein paar Sekunden ein Teil des Kopfes, ein Arm sichtbar wurde. Dann schob sich, Zoll um Zoll, das Gewehr in Anschlag und die Kugel fuhr hinüber . . .

*

Im Sommer, so lange es warm war, hatten die Kämpfer oben im Gebirge ihre gute Zeit. Im Winter aber wird das Leben (hier oben) schwer und oft fast unerträglich. Die Gefahren der wilden Gebirgswelt wachsen ins Unermeßliche. Nicht der Italiener ist dann der eigentliche Feind, sondern der Schnee und der Sturm. Wenn Weg und Steg verweht sind, dann müssen die Pferde und Maultiere unten im Tal bleiben; jedes Stück Holz zur Feuerung, jede Drahtrolle, jede Granate, jedes Brot wird durch



Auf der Dolomitenstraße zwischen Welschnofen und dem Karerseepaß

Österreichische und deutsche Truppen auf der Vormarschstraße von Udine zum Tagliamento im Oktober 1917

(Aus E. O. Volkmann „Die unsterbliche Landschaft", Heft III „Italienfront", Leipzig 1934)

Menschen die Berge hinaufgetragen. Keuchend schleppen sie ihre schweren Lasten, der eisige Wind fegt ihnen den feinen Schneestaub ins Gesicht. Aber es gibt kein Halt. Wenn die Kräfte versagen, dann bedeutet das den Tod. Wer der bleiernen Müdigkeit nachgibt und sich zum Ausruhen hinsetzt und einschläft, der ist verloren. So gleiten sie weiter und weiter auf der glitzernden Fläche. Immer kürzer wird der Schritt, immer häufiger die Atempause. Umkehr? Umkehr ist zwecklos. Vorwärts und rückwärts lauert Gefahr.

Auch der Feind drüben kennt den Weg, den einzigen, der nach oben führt. Längst folgt das Scherenfernrohr der feinen Kette der Trägerkolonne, die höher und höher steigt. Wenn sie in Schußweite kommt, dann platzen die Schrapnells über ihr, oder es fegen Maschinengewehre die Hänge entlang.

Aber das ist das Schlimmste noch nicht. Der Blick der Wandernden geht sorgenvoll hinüber nach der Wetterecke, in der dunkles Gewölk braut. Wird das Wetter sich aufklären? Wird der Schneesturm von neuem losbrechen? Wenn er sie unterwegs faßt, kann es schlimm werden. Ganze Trägerkolonnen, Batterien, Kompanien sind ihm schon zum Opfer gefallen. Nach Tagen hat man sie gefunden, verschüttet, reihenweise erstarrt.

Der Soldat kann sich Zeit und Weg nicht wählen. Die Kameraden oben brauchen Nahrung und Feuerung. Verwundete und Kranke müssen zu Tal gebracht werden. Weiter . . .

*

Um irgendeinen Felsgipfel, eine vorspringende Felskanzel wurde Monate und Jahre gerungen. Aber es geschah mit der gleichen Zähigkeit und Erbitterung, mit der anderswo um die großen Entscheidungen gekämpft wurde. Denn diese Felskuppe bedeutete dem Tiroler Kaiserjäger ein Stück seiner Heimat, der kleinen engen Heimat, an der er mit jeder Faser seines Herzens hing und von der er nicht eine Erdkrume dem Italiener gönnte. Sie war ihm wichtiger als das ganze Polen und Galizien. Er verstand nicht viel von den großen Dingen der Kriegführung. Wenn man ihm sagte, daß die Habsburger Monarchie ihre Existenz in Serbien und in Wolhynien verteidigen müsse, so mochte das richtig sein, aber es hatte ihm nichts zu sagen. Aber daß der Italiener in seine Berge eindringen und altes deutsches Land erobern wollte, das rüttelte an den Tiefen seiner Seele. Der uralte abgründige Haß, der seit Jahrhunderten zwischen den Menschen diesseits und jenseits der Alpen glühte, loderte zu wilder Flamme empor. Es genügte nicht, daß man mit Kanonen und Gewehren aufeinander schoß und mit Messer und Handgranate aufeinander losging. Man suchte nach stärkeren Mitteln der Vernichtung. In das Innere des Berges wühlten sie sich ein. Lieber wollten sie, daß der Berg, um den sie kämpften, in die Luft flog, als daß sie ihn dem Feinde überließen. Tief trieben sie ihre Stollen ins Gestein hinein. Bei Tag und bei Nacht ohne Unterbrechung arbeitete die Bohrmaschine. Aber der Feind wehrte sich. Er trieb Gegenminen vor. Es begann im Berg ein unterirdischer Kampf auf Leben und Tod. Immer näher kamen sich die Spitzen der Minengänge, von Stunde zu Stunde ließ sich das Fortschreiten der Arbeit durch Abhorchen feststellen. Mit eisernen Nerven berechnete man die Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten. Würde der andere früher sprengen? Sie wußten, in welcher Gefahr sie schwebten. Jeden Augenblick konnten sie abgequetscht, zermalmt werden. Es gehörte eine fast übermenschliche Todesverachtung dazu, die Arbeit trotzdem fortzusetzen, bis die Ladung genau dort angebracht werden konnte, wo sie den größten Erfolg versprach. Ein phantastisches Spiel mit dem Tode, dem nur die Tapfersten der Tapferen gewachsen waren . . .

Aus dem Buche „Die unsterbliche Landschaft". Die Fronten des Weltkrieges. Ein Bilderwerk, herausgegeben von Erich Otto Volkmann. III. Italienfront (Leipzig 1934, Bibliographisches Institut).

CORNELIS

Die Berufung

Novelle

Uwe Hansen stand auf der Kommandobrücke neben dem Kapitän, der die Navigation Uwes nachprüfte. Kapitän Fischer klopfte ihm auf die Schulter. „Sie haben nichts verlernt, Herr Kapitänleutnant", sagte er. Uwe freute sich, als hätte er ein Examen überstanden.

Man nannte ihn an Bord nur „Kapitänleutnant". Die Reederei hatte ihn eingeladen, an der Jungfernfahrt des neuen Riesendampfers teilzunehmen, sein Name hatte in Marinekreisen einen guten Klang. Uwe Hansen hatte sich gern entschlossen, diese Fahrt mitzumachen, hatte er doch selber die Absicht gehabt, zu dieser Zeit die Vereinigten Staaten aufzusuchen, um als Geschäftsführer des väterlichen Handelshauses neue Verbindungen anzuknüpfen.

Nach der Rückkehr aus englischer Kriegsgefangenschaft hatten die Verhältnisse ihm keine andere Wahl gelassen, als dem Vater beizuspringen, der, durch Kummer über den Tod des ältesten Sohnes schneller gealtert und der Stütze seines bewährten Mitarbeiters beraubt, fast untätig zusah, wie das Geschäft von Tag zu Tag zurückging. Der alte Herr vermochte sich nicht mehr auf die neue Zeit und ihre gewandelten Anforderungen umzustellen. Uwe hatte sich willig in die Arbeit gestürzt, die ihn von der lähmenden Traurigkeit über den Ausgang des Krieges ablenkte.

Die Vorbereitung der kaufmännischen Aufgaben seiner Reise hatte ihn völlig in Anspruch genommen, kaum aber war er an Bord, kaum ertönten die ersten Signale und erzitterte das Schiff beim Einsetzen der Maschinen, da fühlte er sich wieder ganz seinem eigentlichen Element – der Marine – zurückgegeben. Die übliche Abschiedsweise der Schiffskapelle, die ihn einst als Knaben, wenn er den dahingleitenden Dampfern nachsah, mit einer halsschnürenden Schmerzlichkeit aus Fern- und Heimweh gemischt bis zu Tränen gerührt hatte, wurde ihm zum munteren Wanderlied, das er taschentuchwinkend froh mitpfiff. Als das letzte Feuerschiff passiert war und der schnelle Koloß die kleinen Frachtdampfer, die im Seegang wie auf der Stelle klebend schwankten, in brausender Fahrt überholte, hatte er das Gefühl eines innerlich beflügelten Befreitseins.

Schon als Knaben hatte ihn die Sehnsucht zur See zu fahren erfaßt. Unverlöschlich stand vor ihm die Erinnerung an eine bunte Zeichnung, die er in einer illustrierten Zeitschrift gefunden hatte: sie stellte eine Szene vom Untergang des Dampfers „Goliath" dar, der auf hoher See das Opfer einer Feuersbrunst geworden war. Soeben wollte ein Rettungsboot vom Fallreep des in Flammen aufgehenden Dampfers sich lösen; ein Schiffsjunge, im Begriff ins Boot zu steigen, hatte den Arm des Kapitäns gefaßt und beschwor ihn, die letzte Möglichkeit zur Rettung nicht verstreichen zu lassen. Der erläuternde Text gab die Antwort des Kapitäns wieder: „Nein, mein Junge, ich muß der letzte sein. So will es das Seemannsgesetz."

Auf die Bitten des kleinen Uwe hatte der Vater das Blatt einrahmen und in das Kinderzimmer hängen lassen. Immer wieder konnte der Knabe das Bild betrachten, das ihn magisch anzog. Bald empfand er sich als der Schiffsjunge, und sein Herz erlebte in Bewunderung und fassungsloser Trauer den

Abschied von dem geliebten Vorbild und Führer, dann wieder träumte er, in schlichter und unerbittlicher Pflichterfüllung der Kapitän zu sein, und er litt unter der Trennung von dem blonden blauen Jungen, den er lieb hatte.

Seitdem er dieses Bild besaß, stand sein Entschluß fest, sobald er erwachsen wäre, Seemann zu werden. Ihn lockte der grenzenlose Horizont, das Ungewisse, das Abenteuer; kein anderer Beruf schien ihm in gleicher Weise die Möglichkeit zu bieten, sich männlich zu bewähren.

Uwe fühlte sich jetzt wieder ganz zu Hause an Bord, als wäre er in seine eigentliche Heimat zurückgekehrt. Stundenlang verbrachte er mit dem Kapitän im Gespräch über nautische Dinge, oder er weilte im Funkraum, um schon nach kurzer Übung wieder imstande zu sein, Sprüche zu senden und aufzunehmen. Die Schiffsoffiziere kamen seiner Wißbegier bereitwilligst entgegen, sie erklärten ihm gern die technischen Verbesserungen der Navigationsapparate und Maschinen, geleiteten ihn hinunter in die Kesselräume, wo Uwe die Freude hatte, im Oberheizer einen alten Bekannten aus der Kadettenzeit wiederzufinden. „Ja, damals bereits waren Herr Kapitänleutnant in der ganzen Marine bekannt als der ‚tolle Hansen'", sagte der Oberheizer.

Der Ruf unverwüstlichen Draufgängertums war Uwe Hansen bei seinem Eintritt in die Marine vorausgeeilt. Ein unbedachter Dummerjungenstreich war die Quelle dieses Nimbus gewesen. Als Fünfzehnjähriger durfte Uwe die Ferien bei dem gleichaltrigen Sohn eines Admirals in Kiel verbringen. Beide, körperlich über ihr Alter hinaus entwickelt, wußten vor Übermut nicht, was sie beginnen sollten. Ihr Wunsch war ein Segelboot. Da der Admiral keine Neigung zeigte, seinem Sohn ein Boot zu schenken, beschlossen sie, sich selber eins zu verschaffen. Nachts kletterten sie heimlich aus dem Fenster, zogen sich am Ufer aus und stürzten sich in die Förde. Ein scharfes Messer zwischen den Zähnen, schwamm Uwe voraus in die Finsternis, in gerader Richtung auf eins der Kriegsschiffe, die in der Mitte des Hafens an ihren großen Bojen schliefen. Hinter dem Heck des Flaggenschiffes war ein kleines Beiboot angebunden. Auf dieses hatten sie es abgesehen. Sie benutzten den Rundgang des Wachtpostens, um lautlos von hinten heranzuschwimmen. Uwe durchschnitt die Halteleine, und, am Boote hängend, ließen sie sich abtreiben, ohne daß der Posten bei der großen Dunkelheit das geringste bemerkt hatte. Das Fehlen des Bootes am anderen Morgen war ein noch nicht dagewesener Vorfall bei der Kaiserlichen Marine. Die Nachforschungen waren sehr erschwert, denn in der gleichen Nacht noch hatten die Jungen in einem Versteck das Boot anders angestrichen; aber das Schicksal ereilte sie doch am übernächsten Tage, als sie mit einem selbstverfertigten Segel in die Förde hinausfuhren und das Mißgeschick hatten, in einer heftigen Bö zu kentern. Ein Kreuzer rettete die Knaben, wobei das Boot als das vermißte erkannt wurde. Eine gehörige Tracht Prügel war das Ende des Abenteuers gewesen, das dem Admiral im Kasino manchen launigen Glückwunsch zu seinem Sohn und dessen vielversprechenden Freund eingetragen hatte.

„Kapitänleutnant", sagte Kapitän Fischer und sog zufrieden an seiner Pfeife, „heute mittag am dritten Tag nach Kap Lizard haben wir den Rekord um vier Stunden unterboten. Wir haben unsern Lunch verdient, kommen Sie mit?" Uwe nickte, sie verließen die Brücke und betraten den Speisesaal. Um das gesellschaftliche Leben an Bord kümmerte sich Uwe wenig. Die international zusammengewürfelte Welt der Passagiere, ihre Atmosphäre von Eitelkeit, glänzender Oberfläche und der aus Müßigkeit erwachsenen Sucht, etwas zu erleben, kannte er zur Genüge aus den großen Hotels der Weltplätze. Es war

im Grund immer dasselbe, nur hier, wo diese bunte Menge für eine Woche mehr als sonst aufeinander angewiesen war, erschien ihm dieses gesellschaftliche Treiben lebhafter und übersteigert. Er sah zu, aber wie aus einer kühlen Ferne, und dieses Leben erschien ihm abgestanden und überaltert. Uwe fühlte sich nicht als Passagier, sondern ganz dem Schiff, der Mannschaft, dem Meere zugehörig. Frauen hatten in seinem Leben keine Spur lassende Bedeutung gehabt. Wohl konnte ihn plötzlich wie ein Zwang jähe Begier packen, aber sich, den ganzen Menschen Uwe Hansen, vermochte er nicht zu geben. Der blieb ungeteilt bewahrt seinem seemännischen Beruf, der Fürsorge für seine Untergebenen, der Kameradschaft, einer mystischen Hingabe an das Meer. Und jetzt – jetzt hatte das Meer ihn ganz zurückgewonnen, die Jahre der kaufmännischen Tätigkeit erschienen ihm fast wie Frondienst, ihm war, als wäre etwas wie Flucht und Angst vor sich selber darin gewesen, daß er seit Jahren das Meer gemieden hatte und über Land gereist war – nun, da sich sein Lebensgefühl rauschartig erhöhte.

Kapitän Fischer hatte Uwe zu Gefallen heute nur wenige Gäste an seinen Tisch gebeten. Ein bekannter Chirurg war darunter, der sich seiner schweren Aufgabe erhielt, indem er unter der Maske kühler Sachlichkeit ein nur zu sehr zum Mitleid fähiges Herz verbarg; ferner ein kleiner, zarter und blasser Schriftsteller mit nervösen und gepflegten Spinnenhänden, zu dem sich Uwe, vielleicht weil er so anders gearteten Wesens war, hingezogen fühlte. Die Tafelrunde vervollständigte die schöne junge Frau des dänischen Gesandten in Washington und Generaldirektor Kemper, der als Aufsichtsratmitglied der Reederei nicht gut zu umgehen war, sowie seine schmucküberladene Frau, das „übertakelte Vollschiff", wie der Kapitän sie bezeichnete.

Herr Kemper sprach seine Befriedigung über die schnelle Fahrt aus, der Rekord würde sicher gelingen. Kapitän Fischer erwiderte, man solle die Nacht nicht vor dem Morgen loben und klopfte unter den Tisch. Sonja Ravenborg, die Dänin, wandte sich dem Schriftsteller zu. „Nun, Herr Thormählen", sagte sie lächelnd, „haben Sie schon einen neuen Roman an Bord entdeckt?" „Gnädige Frau", erwiderte Thomas Thormählen, „ich wollte hier ganz ausspannen, um frisch für Amerika zu sein. So habe ich mich bemüht, blind zu sein, nichts zu sehen, aber nun hat sich auf andere Weise ein Stoff an mich gedrängt und arbeitet in mir. Mit der Ruhe ist es aus." Seine schmalen Finger strichen nervös durch sein Haar.

„Und wie hat sich der neue Stoff Ihrer bemächtigt", erkundigte sich der Chirurg, als stelle er eine ärztliche Frage.

„Durch eine Zeitungsnotiz", sagte Herr Thormählen.

„Nein, wie interessant", mischte sich Frau Kemper ein, „erzählen Sie doch, bitte!"

„Stellen Sie sich vor", begann Thomas Thormählen, „ein Wochenendfest auf einem englischen Landsitz. Das Schloß im Park. Musik in verborgener Laube. Tanz im Freien. Die Gäste – viele – aus der Stadt und den nachbarlichen Gütern – unter ihnen ein junges Paar. Getrennt voneinander unterhalten sie sich mit Freunden, tanzen mit Bekannten. Er – wird in ein politisches Gespräch einbezogen, und während er automatisch spricht und halb erstaunt sich selber zuhört, sind seine Gedanken nur bei ihr, schlägt sein Herz: Ich liebe dich. Sie – plaudert über Mode und Sport, erzählt von einer Ausstellung, aber sie fühlt nur: Du und ich – wir – alles andere ist wesenlos, Spiel, ohne Bedeutung.

Weiter geht das Fest mit Lampions und Feuerwerk, Konversation, Flirt und müßigem Zeitverbringen. Die beiden haben unbemerkt als erste das Fest

verlassen. Leise steigen sie hinauf über Treppen und Gänge. Als den jüngsten hat man ihnen im überfüllten Schloß ein Mansardenzimmer angewiesen. Fern verklingt der Lärm des Festes. Sie sind allein, nur sie sind – sonst nichts." Thomas Thormählen sah über die Tafelrunde hinweg, während er leise vor sich hinsprach. „Sie finden ganz zueinander heim, das Ich wird zum Du – Leben und Tod berühren sich für Sekunden in einem ekstatisch-mystischen Zwischenzustand."

„Mein Gott", sagte das Vollschiff leise zu ihrem Manne, „das kann doch nicht in der Zeitung gestanden haben."

„Das Fest im Park geht zu Ende", sagte Thormählens Stimme, „die Lampen erlöschen, ein letztes Wispern im Schloß, verhallende Schritte. Die Fensteraugen des Hauses werden blind. Die hohen Bäume kühlen ihre Wipfel im Licht des Mondes. Frieden der Nacht. Plötzlich ein Schrei. Dann viele: Feuer! Aufblitzendes Licht, schwarzer Qualm, hervorschießende knisternde Flammen. Das alte Schloß brennt; niemand weiß, wo das Feuer entstanden ist, das sich rasend verbreitet, als würden Brandfackeln in alle Räume geworfen. Gäste und Dienerschaft jagen durch Rauch und Funkenregen, hetzen, kaum bekleidet, angstvoll über Stiege und Flure hinaus.

Nur in der Mansarde ist es noch still, schlafen sie den traumlosen, tiefen Schlaf der Glücklichen. Als sie jäh aufgeschreckt erwachen, ist der Weg über die Treppe abgeschnitten, der Dachstuhl eine einzige krachend sprühende Feuerfackel. Erstickender Qualm füllt schon das Zimmer, sengend glüht die Luft. Nur ein Sprung aus dem Fenster kann sie dem sicheren Tod entreißen. Er läßt sie an den Händen so weit es geht herab, dann stürzt sie in die Tiefe, bleibt unten liegen. Er springt hinterher. Die junge Frau stöhnt, sie ist unglücklich gefallen, das Rückgrat scheint verletzt. Er blutet heftig am Unterarm. Irgendwo muß er sich geschnitten haben. Ein Taschentuch wird herumgeschnürt. – Schnell wird einer der Kraftwagen, die aus der gefährdeten Garage gefahren werden, herbeigeholt. Der Sohn des Hausherrn setzt sich ans Steuer. Man macht, so gut es geht, im Wagen ein Kissenlager.

Sie fahren ab. Er hält sie in seinem Arm. Als er bemerkt, daß er sie mit Blutflecken beschmutzt, läßt er seine Rechte herabhängen. Mit der Linken umfaßt er sie, streichelt ihre kühle Hand. Eine wahnsinnige Angst erfüllt ihn. Sie stirbt. Er spricht ihr Trost zu. ‚Es wird alles wieder besser. Es ist nicht schlimm –.' ‚Ja', sagt sie, ‚Liebling.' Das Auto jagt durch die grauende Frühe, sie zittern vor Kälte. ‚Es tut so weh', sagt sie. ‚Es wird besser, nur Mut, gleich sind wir im Krankenhaus.' Er stammelt und wiederholt Worte der Liebe, immer dieselben. Ihm ist, als wolle der Tod sie aus seinen Armen reißen – er muß sie halten – es ist ja nicht möglich, daß sie ihn verläßt. ‚Du', flüstert sie. Wie fern die Stimme schon ist. Der Weg so endlos. Seltsam, daß es im wachsenden Morgen dunkler wird – dunkler, fallende Schatten – und er wehrt sich verzweifelt gegen eine Müdigkeit, die ihn befällt, die ihn lähmen will, in die er versinkt.

Vor dem Eingang des Hospitals warten schon Ärzte und Pflegerinnen. Man bemüht sich sofort um die Kranke, hebt die bewußtlos Gewordene auf eine Bahre. Der Arzt fühlt den Puls, macht die erste Injektion. Niemand kümmert sich um den Mann im Wagen. ‚Steigen Sie doch aus, William', ruft der Sohn des Hausherrn. Aber der Mann rührt sich nicht. Man öffnet den Schlag an seiner Seite: der Kopf ist zurückgesunken, das Gesicht bleich, die Augen geschlossen. Der hinzukommende Assistent stößt einen Fluch aus. Er starrt auf den bluttriefenden Boden, auf die herabhängende rechte Hand, den

gelösten Verband. Er beugt sich vor. ‚Zu spät', sagt er dann und sieht plötzlich grau aus im Gesicht, ‚verblutet.'"

Thormählen schwieg, einen Augenblick blieb es ganz still am Tische, dann sagte Frau Kemper: „Das nenne ich einen Helden!" Sonja Ravenborg sah Thomas Thormählen an. „Ich glaube, es ist nur die Geschichte einer großen Liebe", sagte sie. „Ja", nickte er, „so werde ich sie schreiben."

„Konnte die Frau gerettet werden?" fragte der Chirurg. „Ich weiß es nicht", antwortete Thormählen, „ich hoffe – nein!" „Aber ich bitte Sie", sagte Herr Kemper, „wie können Sie nur so etwas sagen. Eine junge Frau! Das Leben geht doch weiter!" „Nein", entgegnete Thormählen, und seine Stimme erhob sich leidenschaftlich, „nein – es soll nicht weitergehen dieses wuchernde gefräßige Leben, das alles Große und Einmalige über kurz oder lang in seine ordinäre Alltäglichkeit zwingen will."

„Na, na", wehrte Herr Kemper ab und machte ein beleidigtes Gesicht, als wäre er hilflos gegen schlechte Manieren.

„Der junge Mann", sagte der Chirurg wieder, „war in einem Zustand höchster seelischer Erregung, er hat nicht gemerkt, daß er verblutete, er war eben ‚außer sich'. Ich selber habe im Felde einen Fall erlebt, der noch heroischer aussah. Da kommt nach einem Angriff in meinen Unterstand ein junger Leutnant. ‚Doktor', sagt er, ‚ich habe da am Arm etwas abgekriegt, sehen Sie doch mal nach.' Und dann erzählt er in glühender Begeisterung, wie er soeben mit seiner Kompanie einen Graben genommen hätte, drei Maschinengewehre wären vernichtet. Seine Worte überhasten sich, seine Augen leuchten. ‚Exzellenz, der vom zweiten Graben aus das Unternehmen beobachtete, hat mich umarmt und mir sein Eisernes Kreuz angesteckt.' Er strahlt – und redet, erzählt im Fieber der Ekstase. Ich habe den Ärmel heruntergeschnitten und sehe sofort: der Arm ist verloren, es ist keine Minute zu verlieren. Drei Maschinengewehre? frage ich, das ist ja großartig! Wie sind Sie denn da herangekommen? Er merkt nicht, daß ich ihm Einspritzungen mache. ‚Das war so', sagt er und schildert mir eingehend, wie er den Graben aufgerollt hat. ‚Sie tun mir weh, Doktor', sagt er. Es ist gleich vorbei, erwidere ich und frage: Hatten Sie Flammenwerfer mit? ‚Das ist eine schreckliche Waffe', sagt er, und während er spricht und spricht, habe ich ihm ohne Narkose den Arm abgenommen. – Seine seelische Erregung ließ ihn den Körperschmerz nicht empfinden."

„Großartig", rief Kapitän Fischer in heller Begeisterung, „ein feiner Kerl! Aber nun sagen Sie mir doch, lieber Herr Geheimrat, wen nennen Sie nun eigentlich einen Helden?"

„Ich liebe, fast mit etwas Neid", sagte der Geheimrat, „die natürlich Starken, Tapferen, die in blinder Begeisterung ihr Leben wagen – aber mein tieferes Gefühl, wenn ich das so sagen darf, neigt sich den Nüchternen, Wissenden zu, die sich selbst bezwingen müssen zur Erfüllung ihrer Aufgabe – den Helden des ‚Trotzdem'." Uwe fielen plötzlich die Abschiedsworte seines Vaters ein, als er und Henning ins Feld rückten. „Helden braucht ihr nicht zu sein, aber ich erwarte, daß meine Söhne immer diejenige Haltung bewahren, zu der sie ihre Stellung und ihr Gewissen verpflichtet." „Verehrter Herr Hansen", wandte sich Frau Kemper ihm zu, „nun erzählen Sie doch auch etwas von Ihren Fahrten." „Verzeihung, ich habe mich verabredet." Uwe stand auf, bevor noch die Mahlzeit beendet war.

Thomas Thormählen bot Sonja Ravenborg Zigaretten an. „Ich werde", sagte er so leise, daß nur sie es hören konnte, „die Heldin meiner Erzählung nach Ihrem Bilde zeichnen." „Warum?" fragte sie. Thormählen blickte schüchtern

an ihr vorbei. „Der Mann, den Sie lieben, muß sehr glücklich sein." „Ja", sagte sie und sah ihn unbefangen an, „das ist er – und ich auch."

Die Tafel wurde aufgehoben. Thomas Thormählen zog Sonja Ravenborgs Stuhl zurück, es sah aus, als mache er eine Verbeugung.

Die Nacht war kühl und sternenklar. Das Meer trug weiße Schaumköpfe und belustigte sich damit, in unermüdlichem und nicht ernsthaft werdendem Spiel am Bug emporzuspringen und klatschende Spritzer auf das Vorschiff zu schicken. Auf Deck zeigten sich keine Passagiere mehr, nur in der Bar saß noch eine gelangweilte Gesellschaft, die zu alkoholisch beschwert und müde war, um ins Bett zu finden. Es war die Stunde, wo den Barmixern, die verschwiegen wie Geistliche sein müssen, mit schwerer Zunge Geständnisse gemacht werden. „Jawohl, mein Herr, so ist das Leben", sagte freundlich gleichgültig Herr Meier, der alle Getränke und viele Sprachen beherrschte, oder er besänftigte einen aufgeregten Gast mit dem beschwichtigenden Zauberwort: „Gewiß, Sir, Sie haben vollkommen recht."

Uwe stand am Heck des Dampfers und sah hinab auf die Schaumwirbelspur der rasenden Schrauben, die einen quirlenden weißen Streifen zurückließen, bis die andrängenden Wellen ihn verlöschten. Von Zeit zu Zeit versprühte im Wind der Gischt einer sich überstürzenden Welle feucht zu ihm hinauf. Er glaubte die tastenden Hände des Meeres zu spüren, die nach ihm greifen wollten. Unzertrennlich war sein Leben dem Wasser verbunden, dem seine Leidenschaft galt in einer männlichen Liebe, die beherrschen will und der das Meer sich immer wieder entrang. Wie hatte es den Jungen schon verlockt, ihm im Rauschen der Wogen von fernen Ländern, fremden Völkern farbige Bilder vorgegaukelt, ihm tausend Abenteuer in tosender Brandung versprochen. Wie war es seinem Leichtsinn entgegengekommen, hatte den nackten Knabenkörper, der sich ihm unbedacht anvertraute, spielerisch und willig beim nächtlichen Schwimmen auf den Rücken genommen und seinem Ziel zugetragen. Den Jüngling hatte es verführt, in seinen Dienst zu treten, ihm sein Leben zu weihen, hatte sich seines Körpers und seiner Seele bemächtigt und ihn den Lockungen eines weicheren Daseins entrissen, hatte ihm Kamerad und Freund geschenkt, ihn aus flüchtigen Stunden des Liebesrausches zurückgerufen in seine kühle, herbe und reine Luft – hatte ihn die Größe Gottes erschaudernd ahnen lassen in der Gewalt des Orkanes, der aller menschlichen Maße spottet, – hatte ihn geformt zum Manne in immer neuer Herausforderung zum Kampfe, sich ihm gegeben in bereiter Hinneigung und verweigert in entfremdender Abwehr. Als Sieger hatte er sich gefühlt über das herrschsüchtige, launische Element, als er im Unterseeboot bis in sein Innerstes vordrang, glaubte, ihm sein Geheimnis entreißen zu können; seine Tiefen durchfuhr, als wäre er ganz zu seinem Geschöpf geworden, endlich vollzugehörig in den Kreis seiner Kinder aufgenommen. Als Feind auf Tod und Leben hatte er das Meer empfunden, als es im dritten Jahre des großen Krieges sein Schiff in die Tiefe sog, ihn um den schon nahen Sieg betrog, Freunde und Freiheit nahm, ihn im Bunde mit dem heimtückischen Feind schmählich überlistete. Mit verbissener Verzweiflung hatte Uwe gegen das Meer gekämpft, als das Schiff, getroffen aus den getarnten Geschützen des vermeintlichen Frachtdampfers, versank und mit ihm fast alle Kameraden. Ihm war, als spielte die See mit ihm in quälerischer Lust, zöge ihn mit Bleigewichten hinab, suche ihn einzusaugen, ließe Welle auf Welle über ihm zerbrechen, um ihn zu ersticken wie unter Kissen. Rasend hatte er sich zur Wehr

gesetzt, um sich geschlagen: „Noch nicht – noch nicht!" In fiebernder Angst hämmerte sein Herz, Haß gegen das Meer, dessen salzige Hände gierig an seinem Leibe zerrten, das ihn lüstern beleckte, bevor es ihn verschlang, peitschte seine erlahmenden Kräfte auf. Zwei Stunden lang sah der Feind diesem Todesringen untätig zu, dann endlich nahm ihn ein ausgesetztes Boot auf.

Von der Kälte, die ihm damals das Herz allmählich erstarren gemacht hatte, blieb seitdem etwas wie ein leichter Schauder in ihm zurück, ein leises Gefühl der Unsicherheit, des Mißtrauens, das er zu überwinden trachtete, das sich gegen seinen Willen steigern konnte, bis er nicht mehr wußte, ob es Liebe oder Haß war, was ihn mit dem Meere verband.

Als Uwe über das Promenadendeck schritt, um sich zum Vorschiff zu begeben, fand er Thomas Thormählen an der Reling stehen, wie er hinausblickte in die Nacht. „Nun", sagte Uwe, „nicht im Bett?"

„Nein", erwiderte Thormählen, „ich konnte nicht schlafen. Können Sie das begreifen: auf einmal fühlte ich durch den Boden des Schiffes hindurch, daß an dieser Stelle das Meer viertausend Meter tief ist, und mir war es, als erzitterte auch das Schiff. Wir spielen uns hier auf als Herren des Ozeans und dabei kriechen wir doch nur wie Insekten auf seiner Epidermis herum. Wir sehen nur das Gesicht, die oberflächliche – Oberfläche, wissen nichts von seinem eigentlichen Wesen. Sänken wir herab, erstürbe bald die fließende Bewegung, Finsternis wüchse drohend um uns, Stille wäre und ewige Grabesnacht, in der nur die Funken selbstleuchtender Larven gespenstig geistern. Hinter dem Rattern der Maschine, dem hastenden Pulsschlag des Schiffes, hörte ich diese große, schreckliche Stille, und zugleich zerrte an meinen Nerven das Bewußtsein, daß wir hier an der Grenze zweier Elemente an der dünnen Kugelhaut unserer Erde entlangschweben. Ich hielt es nicht mehr aus in meiner Kabine."

„Ist Ihnen besser hier an der frischen Luft?" fragte Uwe, als spräche er zu einem Kranken.

„Ich hätte mich lieber Herrn Meier mit seinen Vergessenstränken anvertrauen sollen als mich hier hinzustellen, allein, gegenüber dieser nackten Natur. Dieses Meer, dieser Himmel! Das überwältigt mich, das preßt mich zusammen zu einem verlorenen Pünktchen; dieses Kleingedrücktwerden tut weh. Bitte, lieber Kapitänleutnant" – Thomas Thormählen machte Uwe auf einen winzigen, lichtschwachen Stern aufmerksam, „sehen Sie ihn? – Nun versuchen Sie sich einmal plastisch vorzustellen: wenn unsere Erde so groß ist wie ein Stecknadelknopf, dann ist die Sonne so groß wie eine Billardkugel, dann ist dieses silberne Fliegentüpfelchen da so groß wie ein Luftballon. Unsere Welt ist gar nicht *die* Welt, andere Welten sind dahinter – unendlich – ewig. Nun ja, das ist eine Binsenwahrheit, die Ihnen jeder Schulmeister im Planetarium mit hinweisendem Lichtpfeil erklärt. Man nimmt es dort zur Kenntnis, aber hier – jetzt – *fühle* ich das. *Erleben* Sie das – das ist doch einfach schauderhaft. Wo bleibt der Mensch, bitte, wo bleiben wir?"

Thormählen schwieg und das Meer rauschte gleichgültig über seine Frage hinweg.

„Und nun begeben wir uns beide mal auf jenen Stern." Thormählen faßte Uwe am Arm, als wollte er ihn hinführen. „Und wenn wir dann mit unseren märchenhaften Ferngläsern auf unsere Erde blicken, was sehen wir jetzt? Da reitet gerade der Alte Fritz versehentlich in ein mit feindlichen Offizieren belegtes Schloß und sagt: ‚Bon soir, messieurs!' Denn das ist Gegenwart bei einer Entfernung von hundertachtzig Lichtjahren. Ist das nicht, um toll zu werden?" Uwe legte seinen Arm um die Schulter des Kleinen. „Vielleicht", sagte er langsam, „geschieht so viel Unrecht und ungesühnte Gemeinheit

auf unserer Erde, weil der liebe Gott so hoch thront, daß er alles, was bei uns geschieht, erst nach dreihundert Jahren sieht."

Thormählen lachte hell auf wie von einem Alpdruck befreit. „Und nun, Lieber", sagte Uwe, „gebe ich Ihnen noch einen Schnaps und dann gehen Sie schlafen."

Uwe wurde aus festem Schlaf gerissen durch einen ohrenbetäubenden Donnerschlag, der das ganze Schiff durchrüttete. Im jähen Übergang vom ausgespannten Erloschensein zum Bewußtwerden hatte er das Traumbild einer Seeschlacht: schwere Treffer krepierten auf seinem Schiff. Er saß plötzlich aufrecht im Bett und versuchte zu begreifen, was Traum und Täuschung, was Wirklichkeit sei. Sein Herz schlug so heftig, daß ihm schwindelte — eine Sekunde glaubte er an eine Halluzination und wollte sich, gequält vom hämmernden Puls, in die Kissen zurücksinken lassen, als er hörte, wie das vibrierende Geräusch der Maschinen verstummte. Das Einsetzen der Stille war wie ein angstvoller Schrei. Im gleichen Augenblick war er überwach — es war ihm sofort klar, daß irgendein Unglück geschehen sein mußte. Er sprang aus dem Bett, riß sich einen Anzug über und verließ die Kabine. Die Türen am Gange öffneten sich, aufgeschreckte Gesichter sahen heraus. Halbnackte Gestalten versuchten Uwe aufzuhalten. „Um Gottes willen, was ist geschehen?" Uwe zwang sich, langsam zu gehen. „Es wird wohl nur ein Dampfrohr geplatzt sein", versuchte er zu beruhigen, „das knallt schauderhaft." Dann jagte er die Treppe hinauf.

Dichter Nebel schlug ihm gelb und kalt entgegen, als er das Deck erreichte. Das Meer klatschte gegen die Bordwand, wie Brandung gegen eine Mole. Vom Vorschiff blitzte Feuerschein auf, hüllte den Bug in rötlichen Dampf. Alarmsignale ertönten, dröhnend brüllte vom Schlot die Dampfpfeife wie in namenloser Qual.

Matrosen liefen vorüber. Uwe stieß fast mit dem jüngsten der Schiffsoffiziere zusammen. „Was ist los?" rief er ihn an. „Boote klar machen", brüllte Herr Holm über das Deck. Uwe packte ihn an der Schulter: „Reden Sie doch!" „Ein unerklärliches Unglück ist geschehen", stammelte Herr Holm. „Eine furchtbare Explosion im Lagerraum. Vielleicht ein Attentat, Höllenmaschine — vielleicht Mine — was weiß ich. Die Bordwand ist meterweise aufgerissen, die Ladung brennt — wir — wir sinken." „Holm", sagte Uwe, „jetzt zeigen Sie, was Sie gelernt haben. Erst denken, dann handeln." „Zu Befehl, Herr Kapitänleutnant."

Uwe eilte auf die Brücke. Das Vorschiff bot ein Bild schrecklichster Zerstörung, als hätten schwere Granaten es zerfetzt, die Luken waren fortgeschleudert, Flammen prasselten aus dem Lagerraum hervor, hüllten alles in schweren Qualm, aus dem die verzweifelten Hilferufe der im Vorschiff abgeschnittenen Mannschaften und Zwischendecker erschollen. Steuerbord war die Außenwand gänzlich zerschlagen und aufgerissen, zischend brandete das Wasser hinein, stürzte sich pressend in die geöffnete Flanke, wie Sturmtruppen in eine Bresche.

Die Kommandobrücke war mit Glassplittern, Holzfetzen und Eisenbrocken trümmerbesät wie nach einer Schlacht. Kapitän Fischer lag in einer Blutlache am Boden. Von Sprengstücken schwer getroffen, hatte er mit letzter Willensanspannung noch Befehle gegeben, bevor er ohnmächtig zusammengebrochen war. Ein Schiffsoffizier am Telephon gab die Meldungen aus dem Innern wieder: „Wasser steigt rasch im Maschinenraum", rief er Uwe zu. „Was?" schrie er, „was? Verstehe nicht mehr. Verbindung gestört."

Die klare Erkenntnis der hoffnungslos schweren Katastrophe, des unvermeidlichen Unterganges schmetterte wie ein Schlag auf Uwe ein. Die gellen Schreie, die durch Waben und kochenden Dunst vom Vorschiff schrillten, schnitten ihm wie Messer ins Herz. Er fühlte eine zitternde Schwäche in den Knien, seine Hände umkrampften fest einen Halt – das Zischen des einstürzenden Wassers war wie Hohngelächter des Meeres. Eisiger Nebel, der in flatterndem Wechsel die Sicht verhüllte, als würde ein naßkaltes Leichentuch um das Schiff geschlagen, dann sich in Wolkenfetzen spaltend in unbarmherziger Klarheit nüchtern die grauenvollen Wunden bloßlegte, gab dem Geschehen etwas Gespenstig-Traumhaftes und Unwirkliches. Der wehrlos gelähmte Koloß hatte sich stark zur Seite geneigt, der Bug hob sich senkend in die anstürmenden Brecher, die wie in jauchzendem Triumph ihn übersprangen, ihn niederzudrücken suchten.

Angst stieg verwirrend in Uwe auf, wollte ihn mit fortreißen zur Flucht. „Der Kapitän ist tot", hörte er den Schiffsarzt sagen, als mache dieser ihm eine Meldung. Dann sah er den Arzt davonstürzen, wie erlöst von einer lästigen Pflicht.

In diesem Augenblick erfühlte Uwe bewußt seine Berufung. Er riß sich zusammen, zwang das flatternde Herz, versteifte sich.

Kapitänleutnant Hansen hob die herabgefallene Mütze des Toten auf, zog sie fest über den Kopf, nahm die Pistole zur Hand. Kurz verständigte er sich mit dem Schiffsoffizier, der allein noch auf der Brücke geblieben war. „Sie übernehmen die Führung der Rettungsboote, ich werde bleiben, solange wie möglich." „Zu Befehl, Herr Kapitänleutnant."

Uwe lief zum Telegraphisten, der mit dem Hilfssender arbeitete. „Haben Sie Verbindung?" „Jawohl, der ‚Roland' ist fünfzig Seemeilen südlich, er nimmt Kurs auf uns." Uwe diktierte den nächsten Funkspruch. „Machen Sie weiter, Krause." „Jawohl, Herr Kapitänleutnant." Und während dem Telegraphisten Tränen über das Gesicht liefen, fuhr er in seiner Arbeit fort: SOS! SOS!

Inzwischen hatten sich im Innern des Schiffes, den Kabinen, Gängen, Treppen, auf den Decken unvorstellbare Schreckensszenen abgespielt. Sobald das Sinken des Schiffes allen bewußt geworden war, hatte eine wahnsinnige Panik die Menschen erfaßt, eine letzte, rasende Urangst sie gehetzt, gejagt, übereinanderstürzen lassen. Ein entmenschtes Ringen um die Plätze in den Rettungsbooten war entstanden. Die durch den Ausfall der im Vorschiff abgeschnittenen Kameraden geschwächte und verwirrte Mannschaft war zunächst fast wehrlos diesem Ansturm ausgesetzt. Das erste Boot schlug um und schüttete gleich einem geknäulten Ballen die Menschen in die schnappende Flut, in der sie wie im Rachen eines Untiers verschwanden. Uwes schneidende Kommandostimme ließ ein paar besonnene Seeleute sich um ihn sammeln. Den jungen Holm zur Seite, hielt er mit vorgestrecktem Revolver die Passagiere in Schach. Von den Matrosen erkannt und durch die Ruhe und Entschlossenheit seines Auftretens als Führer innerlich anerkannt, begann das Rettungswerk in dem Umkreis, den Uwe zu beherrschen vermochte, sich planmäßig zu vollziehen.

Thomas Thormählen kam auf ihn zu: „Haben Sie Frau Ravenborg gesehen?" Uwe verneinte, und Thomählen eilte weiter. Er lief durch den verlassenen Speisesaal, das Damenzimmer. Aus der Bar kam ihm Herr Meier entgegen, eine Kognakflasche in der Hand. „Kann man jetzt gut gebrauchen", sagte Herr Meier und ging vorüber. Im Rauchsalon fand Thormählen den Chirurgen unbeweglich in einem Sessel sitzen. „Mein Gott, Herr Geheimrat, was machen Sie denn hier!" „Nein", sagte der Arzt und wies mit der Hand zum

Deck hin, „das mache ich nicht mit." Er sah zu Thomas Thormälen auf mit einem seltsam fernen Blick, der zu erlöschen schien, als kehre er sich nach innen – dann sank er in seine Regungslosigkeit zurück. – Thormählen hetzte weiter. Er mußte sich mit den Händen an den geneigten Wänden des Laufganges stützen, um vorwärts zu kommen. Er tastete von Kabine zu Kabine. Ihm schienen die Gänge endlos, die Räume immer zahlreicher zu werden, seine Füße wurden ihm schwer wie in einem Angsttraum, als käme er trotz aller Anstrengungen nicht von der Stelle, und plötzlich wurde ihm das ganz Sinnlose seines Tuns bewußt. Vielleicht war Sonja Ravenborg schon längst gerettet, er hatte ja doch nicht beide Bordseiten beobachten können.

An der Backbordseite war der gleiche wahnsinnige Angriff auf die Boote vor sich gegangen, hatte ein Handgemenge um die Rettungsgürtel das verzweifelte Durcheinander schreiender, drängender, von blinder Angst besessener Menschen erhöht. Auch hier, wo das Zuwasserbringen der Boote, die gegen die schräge Bordwand schlugen, besonders gefahrvoll war, wirkte Uwes Erscheinen und sein energisches, zweckvolles Eingreifen ernüchternd und schuf Vertrauen.

Thormählen tauchte auf, grüngelb im Gesicht. „Ich kann sie nicht finden", jammerte er und sah aus wie die verkörperte Hilflosigkeit. „Wen?", fragte Uwe. „Frau Ravenborg." „Ich habe sie im zweiten Boot gesehen", log Uwe und legte einen Augenblick wie schützend den Arm um Thomas Thormählen. Dabei schob er ihn näher an die Reling. Auf seinen Wink hin packten Matrosen Thormählen an den Händen. Er war im Rettungsboot, bevor er sich recht besonnen hatte. Keine Zeit war zu verlieren, der Dampfer sank zusehends, die letzten Boote wurden zu Wasser gebracht.

Uwe stieg wieder zur Brücke hinauf. Erstickender Rauch schlug ihm entgegen, das Feuer hatte sich weitergefressen. Er horchte in das Knistern der Flammen – es war stumm geworden im Vorderschiff. „Aus", sagte er, „vorbei." Die Wellen überspülten den Bug.

Schwerer und unbeholfener werdend wie ein verendendes Ungeheuer, wand sich das Schiff tiefer in den saugenden Ozean.

Uwe tastete sich durch gelben Rauch. „Krause", dachte er, „mein Gott, Krause." Er fand den Telegraphisten auf seinem Posten, von der Hitze halb versengt, in der Gefahr, daß ihm das Feuer den Rückweg verlegte. Uwe las die aufgenommenen Sprüche. „Gut, Krause", sagte er, „jetzt die letzte Meldung." Krause gab weiter, was Uwe ihm vorsprach. „Und nun laufen Sie", befahl Uwe. „Steuerbord finden Sie noch ein Boot."

Uwe ging noch einmal über die Decks. Er glaubte, das Sinken des Schiffes durch die Sohlen zu fühlen. Näher und lauter rauschte und rief das Meer. Aber es schreckte ihn nicht. Nun, wo das Menschenmögliche geleistet schien, überkam ihn ein Gefühl glücklichen Stolzes wie nach einem Sieg.

Er beugte sich über die Reling, die Rettungsboote verschwanden im Nebelgrau, ihre gepferchte Last verkörperter Furcht und neuentstehender Hoffnung schaukelte das Meer wie in schadenfrohem Spott, als wäre es zufrieden mit der ihm sicheren Beute, mit dem Sieg über den großen Gegner, und ließ die kleinen Mitläufer schreckerfüllt entkommen.

Das letzte Boot, dem Uwe aufgetragen hatte, nach Schwimmenden zu fischen, hielt sich noch nahe der Leeseite des Schiffes. Als Uwe das Fallreep erreichte, erkannte er, daß das Boot schon bedrohlich überladen war. Herr Holm, der das Boot befehligte, ließ es auf wenige Meter herankommen. „Kommen Sie, Herr Kapitänleutnant", rief er, „es ist allerhöchste Zeit. Wir

könnten doch niemand mehr aufnehmen." Das Boot hob und senkte sich widerwillig. Uwe braucht nur wenige Stufen hinunterzusteigen. „Achtung!" Herr Holm streckte ihm die Hand entgegen. In diesem Augenblick kam vom Deck ein leiser weher Ruf: „Hilfe." Uwe hielt an, wandte sich um. Dort stand eine weiße Erscheinung. Sonja Ravenborg!

„Warten", befahl Uwe. Vom Rettungsboot kamen erregte Stimmen, das Boot trüge keine weitere Belastung mehr. „Kapitänleutnant!" rief Herr Holm, es klang wie eine Mahnung. Uwe hatte das Deck wieder erstiegen. Sonja Ravenborg lehnte an der Reling, leichenblaß und zitternd, von der Schläfe liefen Blutsstreifen in ihr Gesicht, offenbar war sie niedergeschlagen worden und hatte irgendwo besinnungslos gelegen. „Halten Sie sich recht fest an mir", sagte Uwe und hob sie auf. Er trug sie vorsichtig. „Nun wird alles wieder gut", sagte er sanft wie zu einem Kind, „alles – gut." Das Boot schwankte näher. „Achtung – jetzt!" schrie Uwe, und Holm riß die fast besinnungslose Frau hinüber ins Boot, ihr Rock schleifte im Wasser.

„Anrudern", befahl Uwe. Holm wandte sich um, „Herr Kapitän . . ." seine Stimme brach. „Vorwärts", kommandierte Uwe.

Die Matrosen legten sich mit aller Kraft in die Riemen, um das tiefliegende, schwerfällige Boot so schnell wie möglich von der Nähe des sinkenden Dampfers zu lösen. Eine Nebelwolke schlug nieder und ließ in ihrer naßgrauen Trübe vor den blindwerdenden Blicken Uwes das Boot wie ein Phantom verschwinden. Einen Augenblick stand er unbeweglich und vornübergebeugt, als hätte er eine schwere körperliche Last zu tragen, bevor er sich umwandte, um auf das Deck zurückzugehen. Mit jedem Schritt aber, der ihn langsam von Stufe zu Stufe höher trug, wich der Druck von ihm, wurde ihm leichter. Er lächelte vor sich hin: eine Knabenerinnerung tauchte wie eine Vision vor ihm auf – ein Bild, das magisch sein Schicksal bestimmt hatte – und seine Lippen formten die Worte: „Nein, mein Junge – ich muß der letzte sein."

PAUL FECHTER

Der ewige Gotthelf

Werner Günther, ein junger Berner aus Gotthelfs engerer Heimat, hat bei Eugen Rentsch in Zürich ein neues Buch über den Dichter der Schwarzen Spinne veröffentlicht, das den Titel führt: „Der ewige Gotthelf". Es ist, wenige Jahre nach Walther Muschgs großer Gotthelfdarstellung entstanden, beinahe so etwas wie ein Versuch einer Korrektur der Einseitigkeit des Werkes von Muschg, der den großen Schweizer sozusagen existentiell, analytisch aus den letzten seelischen Grundlagen seiner Person und ihrem Verhältnis zur Welt zu deuten versuchte. Günther geht mehr vom Werk als von der Gestalt aus: er bringt ausgezeichnete kritische Analysen der großen Romane wie der kleinen Erzählungen: der Bericht über das Leben von Albert Bitzius ist ins letzte Kapitel, gewissermaßen in den Anhang gerutscht. Der eine ging von der Seele Gotthelfs aus und den Problemen, die ihr Da- und So-sein in der Welt ihrem Träger schuf, zeigte, wie diese Probleme Anstoß und Kern der Werke wurden: der andere hielt sich an den Geist und seine Verwirklichung im religiösen, ästhetischen, künstlerischen Gehalt der Dichtungen. Beide hatten und haben von ihrem besonderen Standpunkt aus jeweils durchaus recht: die Riesengestalt des Mannes

Gotthelf erlaubt durchaus so verschiedenartige Betrachtungsweisen, fordert sie sogar. Beide aber haben zuletzt jeweils nur eine Seite des Phänomens gesehen und gezeigt: der ewige Gotthelf, der wirkliche, ragt über beide Darstellungen noch unendlich weit hinaus. Er steigt auf in Bezirke, die erst einer Betrachtungsweise zugänglich werden, die diese beiden vereinigt und überdies noch andere erheblich weiter ausgreifende aus den Bereichen hinzunimmt, in denen es um die letzten Gestaltungs- und Formgeheimnisse der Menschheit überhaupt geht. Im Werke Gotthelfs schwingen Auswirkungen des Lebens, die nicht nur, was ihre Quellen angeht, sondern ebenso, was ihre Verwirklichung betrifft, an die tiefsten Fragen des Seins und des Bewußtseins überhaupt rühren – und diese Seiten seines Wesens und Wirkens sind bisher eigentlich noch kaum aufgezeigt. Es ist, als ob dieser Mann, der 1853 starb, der Gegenwart noch viel zu nahesteht, als daß sie ein wirklich erschöpfendes Bild seines wirklichen Wesens und Schaffens schon zusammensehen könnte.

*

Das Schicksal Gotthelfs und seines Werkes ist sehr eigentümlich. Zu seinen Lebzeiten, als er mitten in den geistigen und politischen Kämpfen seiner Zeit stehend, Buch um Buch in die Welt warf, in kaum achtzehn Jahren ein Lebenswerk schuf, das den Vergleich mit dem Größten nicht nur verträgt, sondern herausfordert, fand er einen Widerhall und eine Anerkennung, die überraschen. Das liberale Zeitalter der Jahre um 1848 reagierte auf den großen Konservativen so unmittelbar, daß Julius Springer, Gotthelfs Berliner Verleger, ihm mit Stolz mitteilen konnte, seine Honorare seien die größten im deutschen Buchhandel. Seine Bücher wurden nicht nur auch im Norddeutschen gelesen, abseits vom alemannischen Sprachkreis, in dem er sich bewegte: man übersetzte den Uli ins Plattdeutsche, traute ihm die Kraft zu, den Wettbewerb mit der Popularität Fritz Reuters aufnehmen zu können. Ein Mann wie Wilhelm Heinrich Riehl wagte den Vergleich mit Shakespeare, aus vollem Verantwortungsgefühl für das, was er sagte: der streitbare Pfarrer von Lützelflüh wurde trotz aller Proteste, die seine engere Heimat erhob, vom Reich ahnungsvoll in seiner wirklichen Größe erkannt und bejaht.

Bald nach seinem Tode aber begann sich das zu ändern. Um 1850 schrieb Gottfried Keller seine viel zitierten Aufsätze über den großen Landsmann, in denen er als seinen Liebling in diesem Riesenwerk die winzige Erzählung von Elsi, der seltsamen Magd heraushob, in denen er neben diese gewaltigste Gestaltung wirklicher Volkswelt die blasse, blutlose Bauernliteratur Berthold Auerbachs stellte – und Gotthelf ein episches Genie, aber ein Genie ohne künstlerische Zucht nannte. Maßlos, wahllos, stümperhaft ist ihm Gotthelf als Künstler, seine Arbeit ein herber, puritanischer Barbarismus, welcher die Klarheit und Handlichkeit geläuterter Schönheit auf Grund einer nicht durchgebildeten Weltanschauung, eines mangelhaften vernagelten Bewußtseins verwarf. Diese Aufsätze des Landsmanns, ohne sie in ihrer Wirkung überschätzen zu wollen, waren die ersten Dokumente einer Betrachtungsweise, die Gotthelf und sein Werk nachträglich unter die falscheste Perspektive schob, die man auf ihn anwenden konnte. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte trotz aller Schwächen im Geistigen, wie es scheint, doch noch einen Rest von Beziehung zur Romantik behalten und damit zum Unmittelbar-Lebendigen als der eigentlichen Voraussetzung aller Kunst und Kunstbetrachtung. In den Aufsätzen Kellers aber wird eine Art bürgerlicher Klassik als Grundmaß aller künstlerischen Betätigung aufgestellt – und auf einen Mann und ein Werk angewandt, für die dieses Erbe von 1800 nicht die mindeste Gültigkeit haben konnte. Keller forderte von Gotthelf, was Schiller von Shakespeare gefordert hatte, als er den Macbeth übersetzte und dem Pförtner statt der lästerlichen Anmerkungen über den Alkohol ein frommes Lied in

das wenig gewaschene Maul legte. In diesem Fall blieb dank der Romantik Shakespeare Sieger, im Falle Gotthelfs siegte Keller. Das Riesenwerk vom Bauernspiegel bis zum Schuldenbauer wurde unter Forderungen gestellt, die einer völlig fremden Welt entnommen waren, unter Vorstellungen, die mit einer lebendigen Betrachtung lebendigen Kunstschaffens nichts zu tun hatten. Keller, der selbst einmal ein „wildes Säuding" gewesen war, wie er es ausdrückte, wandte die Ideale, denen er vergeblich sein Leben zu unterstellen versucht hatte, auf den Dichter des Kurt von Koppigen an – und traf damit so sehr einen inneren Zug der Zeit, daß über seiner persönlichen bald eine allgemeine Betrachtung von gleicher Art wuchs. Der Dichter Gotthelf, einer der gewaltigsten, die die deutsche Welt je hervorgebracht hat, wurde zum Volksschriftsteller degradiert, dem bei aller Begabung leider die Voraussetzungen zur Kunst im höheren Sinne gefehlt hatten. Eine Vorstellung vom Wesen der Kunst siegte, die dem eigentlichen Wesen der Nation vollkommen entgegengesetzt war, siegte so sehr, daß der größte Mensch der germanischen Form nach Jean Paul noch achtzig Jahre nach seinem Tode von Menschen eines neuen Jahrhunderts erst nach und nach in zäher gemeinsamer Arbeit auf den Platz und in die Beleuchtung gehoben werden konnte, die ihm und seinem Werk gebührten.

*

Zwei Komponenten haben immer wieder im Lauf der Jahrhunderte die deutsche Kunstentwicklung wie die deutsche Kunstbetrachtung bestimmt: die klassische und die nichtklassisch-deutsche, für die es immer noch keinen Namen gibt. Die deutsche Entwicklung begann mit einer jahrhundertelangen Vorherrschaft des Klassischen, die von Karl dem Großen bis zu den Hohenstaufen dauerte, in der Architektur die gestraffte Welt des Romanischen, in der Dichtung die Werke der deutschen Latinität, den Ruodlieb, die Dramen Roswiths brachte. Dann kam, einmal für ein halbes Jahrhundert, der Ausgleich zwischen den beiden Mächten, dem wir Bamberg und Naumburg, das Nibelungenlied und die Riesenwelt jener Dome verdanken, die ein nachdenkliches Wort als Werke des Übergangsstils bezeichnet. Die Zeit währte nicht lange; mit der Gotik brach eine Epoche des Überwiegens des germanischen Anteils an: es entstand, im Anschluß an die Jahrzehnte der Stauferharmonie, eine Welt deutscher Formen, die in ihrer ganzen Bedeutsamkeit noch nicht klargelegt ist. Auch dies dauerte kaum ein Jahrhundert; dann begann die religiöse Zeit, und die alten Kämpfe wurden auf ihrem Gebiet neu, aber nun schon kunstfern ausgetragen. Luther und die Mystik vertraten die deutschen Energien, der Humanismus, die Renaissance die klassischen, bis das Barock eine Art von Verschmelzung bringt. Der stellt sich bald wieder ein neuer Anstieg des Klassischen entgegen, der alle Ansätze zur Schaffung einer deutschen Formgestaltung und -betrachtung auch im Dichterischen abbricht und trotz der Gegenwirkungen Herders, Jean Pauls und der Romantik auch für das 19. Jahrhundert den Sieg behält – sowohl im größten Teil seiner Kunstübung wie im wesentlichen Bereich seiner Kunstbetrachtung. Opfer dieses Sieges aber werden Jeremias Gotthelf und sein Werk. Solange er lebt, empfindet die Zeit seine ungeheure Aktualität, das Sinn- und Zeitgemäße seiner Dichtung aus dem Ganzen und für das Ganze im Sinne Herders; sobald er tot ist und die geistige Welle des Jahrhunderts noch mehr sinkt, fällt er unter die klassisch-bürgerliche Kunstbetrachtung, die Kellers Welt trägt, wird aus einem ganz großen Dichter des Volks ein „Volksschriftsteller", den man nicht nur mit Hebel, sondern mit Auerbach zusammenzustellen wagt – und er versinkt. Versinkt so sehr, daß nach der Springerschen Gesamtausgabe von 1857, die keine Gesamtausgabe war, fast siebzig Jahre vergehen, ehe eine neue, eine erste kritische Gesamtausgabe geschaffen wird. Keiner der zahllosen Verleger von Klassikerausgaben ist dazwischen auf die Idee einer brauchbaren Gotthelf-Ausgabe gekommen.

Aus Cottas Fünfzigpfennigbändchen konnten wir ihn kennenlernen – und das meiste überhaupt nicht.

Eine zweite Ursache dieser Flucht vor dem Riesen war der Wandel, den der Naturbegriff seit dem 16. und 17. Jahrhundert vor allem in der Literatur durchgemacht hat. Die Zeit um 1230, vom Nibelungenlied bis zum Meier Helmbrecht, wußte ebenso von den wirklichen Menschen und der wirklichen Welt wie Rabelais und Shakespeare. Dann setzt eine neue Verbürgerlichung ein, wie sie die sinkende Gotik schon einmal gebracht hatte: zwischen die Welt und die Menschen schob sich wieder die Glasscheibe, die der Dichter des Lear so wenig gekannt hatte wie Rembrandt oder die Donauschule. Der Mensch wie die Natur versinken in der Konvention des schon einmal Gestalteten: die Annäherung an das Sein, die die Wirklichkeitswelle der Renaissance gebracht hatte, löst sich wieder. Der Mensch in der Dichtung wird Figurine, die Landschaft ordnet sich dem Baumschlag, der gezackten Eichenweis' und gerundeten Lindenweis' unter. Beim Grimmelshausen, für Momente bei Moscherosch befreit sich einmal die eingeborene Wildheit des Lebens unter dem Grauen des Krieges: für Augenblicke steigt aus dem Simplizissimus der nackte, wirkliche Mensch. Dann wird er für hundertfünfzig Jahre eingepackt, muß selbst beim Sturm und Drang Literatur reden, ringt zuweilen verzweifelt gegen seine Bande – und tritt plötzlich, ohne daß irgendein Krampf, irgendeine gewaltsame Anspannung nötig ist, urhaft groß im Werk Gotthelfs mitten in die bürgerliche Zeit. Beinahe noch unter den Augen des alten Goethe, zu einer Zeit, da bei uns das Junge Deutschland grassiert und Immermann verzweifelt gegen das Epigonenschicksal kämpft, das die Klassik hinterließ, steigt im Werk dieses Schweizers eine Welt von Gestalten auf von einer Unmittelbarkeit des Natürlichen, wie sie wirklich seit Shakespeare nicht mehr erlebt war. Mitten im Jahrhundert der Bildung steht auf einmal ein Mensch, Nachkomme von Geistlichen, hindurchgegangen durch Bildung und Studium an Schweizer und deutschen Universitäten, der die Kraft besitzt, hinabzusteigen in Tiefen seiner Seele und damit aller Seelen, die vor ihm und nach ihm niemand betreten hat. In der bürgerlichen Welt des 19. Jahrhunderts erhebt sich, getragen von der großen Welle des Zeitsinns einer Entwicklung auf das Allgemeine von unten, aus der Tiefe hin, ein Mann, der trotz seiner gehobenen Stellung als geistlicher Führer seiner Gemeinde, die Grundvoraussetzungen alles menschlichen Daseins in ihrer primitivsten, noch von keiner Kultur verbogenen und zurechtgebogenen Anfangsform mitzuleben und im ihnen gehörenden Wort zu fassen vermag, also daß auf einmal im sterbenden Biedermeier wie ein Urphänomen des Lebens selbst ein Bild des Volkes ersteht, das diesen ganzen bisherigen Begriff über den Haufen wirft und mit einem Inhalt von Wirklichkeit erfüllt, wie ihn die Welt seit Shakespeare, seit Grimmelshausen nicht mehr gesehen hat. Das Jahrhundert der Abkehr vom Geist und der Annäherung an die Wirklichkeit bringt in seiner ersten Hälfte bereits den Mann hervor, der diese Annäherung in Bereiche vortreibt, die seitdem nie wieder erreicht wurden – und die bürgerliche Zeit kauft ihn, liest ihn, jubelt ihm zu, während die zweite Hälfte des Jahrhunderts, die nun bewußt der Wirklichkeit, der Natur, dem Naturalismus gehört, den Schweizer Pfarrherrn fast völlig vergißt, sein Bild bis zum Schatten verblassen läßt.

*

Man hat Gotthelf den ersten Naturalisten genannt, weil im Uli einmal ein paar Mägde um einen Mann raufen und eine dabei in die Dunggrube fällt. Das ist eine an sich sehr kräftige und vortreffliche Szene: sie ist aber nur naturalistisch im Sinne der Zolazeit und hat mit dem Eigentlichen Gotthelfs nichts zu tun. Naturalist sein kann jeder, der einige Wortfreiheit und einigen Mut zum Ekligen besitzt; was Gotthelf

bringt, ist Natur, und die muß man in sich haben, um sie zu geben. Er hat den unmittelbaren Anschluß an die letzten Quellen des Lebens, an die Schichten der Seele vor jedem Wort und jedem Begriff, an jene Grenzreviere zur Tierheit, wo sich das Menschliche mit seinen Uranfängen stammelnd vom bloßen dumpfen Dasein abzulösen beginnt. Er weiß um das Urwesen des Lebens und weiß es zu gestalten, so daß in unserer verblasenen Zeit auf einmal Gestalten aus Vorzeittagen zu stehen scheinen, an denen die Jahrtausende vorübergeglitten sind; durch die Welt der Druckerschwärze und der Zeitungen läßt er Worte und Laute klingen aus Zeiten und Bereichen, da das Wort noch kaum geboren war, die Seele in Bildern lebte und der Mensch seinen Weg zu Gott, zum Geist erst schüchtern anzutreten begann. In Gotthelf ist soviel Urwelt des Menschlichen wie in keinem zweiten Dichter des 19. Jahrhunderts — und zugleich besitzt er das letzte Wissen um die Notwendigkeit des Wanderns aus dieser Urwelt in die Reiche des Göttlichen und das Gefühl der Verpflichtung, die alten langsamen Seelen rings um sich ebenso dorthin zu führen wie die verblasenen, verdünnten und verkümmerten Zivilisationsseelen seiner Zeit. Seit Shakespeare hat — darin hat Riehl vollkommen recht — in keinem Menschen soviel Seele aus allen Zeiten und allen Höhen und Tiefen zugleich gelebt — und dieser Mann besaß zugleich die Kraft, diesen Besitz in das ihm entsprechende Wort und die ihm entsprechende Gestalt umzusetzen, ohne daß dabei auch nur ein Fünkchen von seiner Kraft verlorenging. In diesem einen Mann war Wesen und Kultur eines ganzen Volksstammes auf einmal, von der Urzeit bis zum 19. Jahrhundert: im Werk des Mannes Gotthelf wurde die ewige Aufgabe, die Gott den Germanen auferlegt hat, die Auseinandersetzung mit ihrem eingeborenen Wesen und der formenden Welt des Christentums wie des antiken Südens noch einmal im hellen Licht der Gegenwart aufgenommen, jenseits von Gelehrsamkeit, Wissen, Bildung, Literatur — rein auf dem Boden des gelebten Lebens selber.

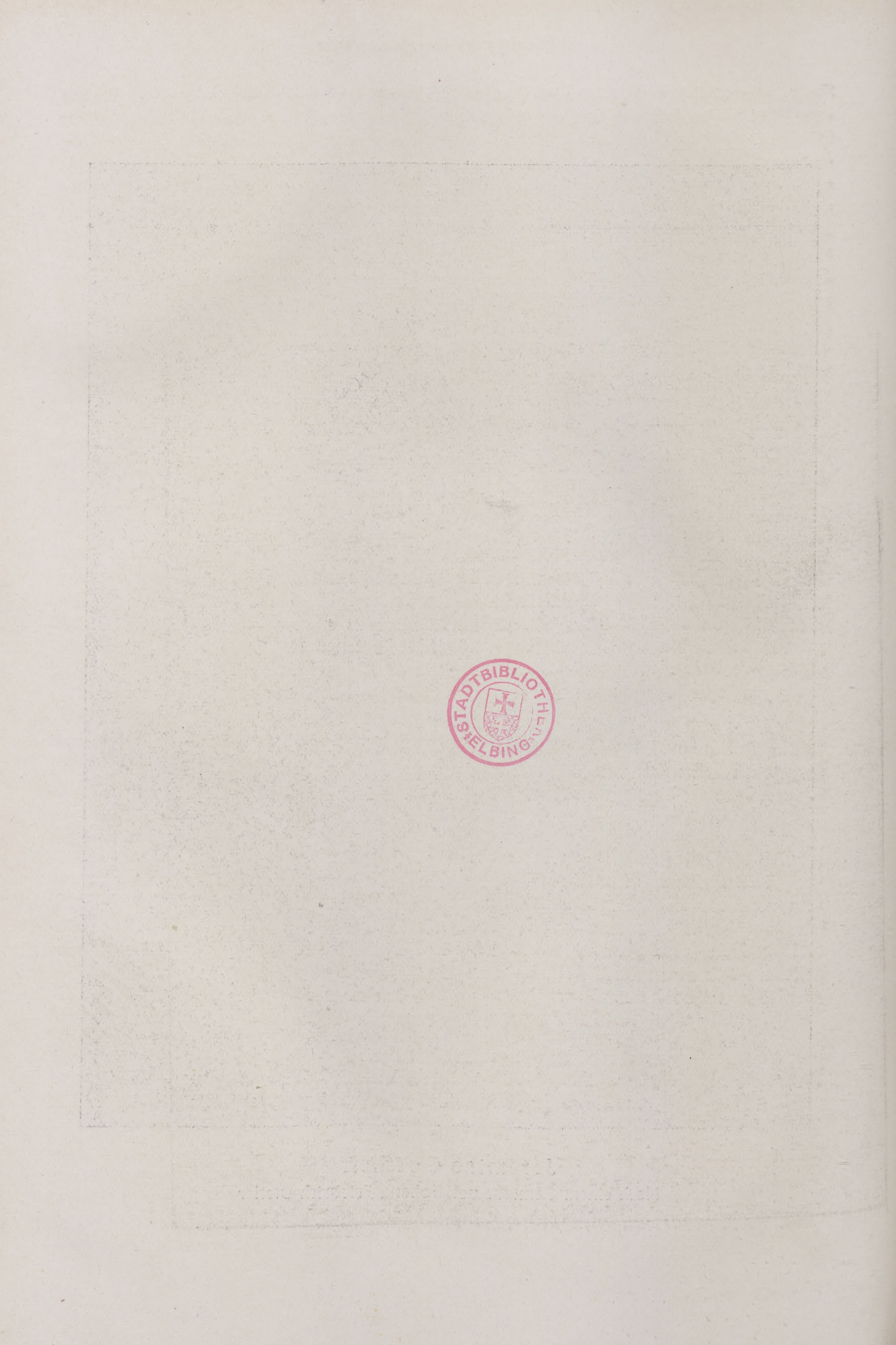
*

Das ist die eigentliche Bedeutung des Schweizer Dichters, die heute langsam sichtbar zu werden beginnt, soweit wir sie aus der zeitlichen Nähe heraus bereits erkennen können. In ihm ist ohne alle Einstellung, ohne jeden Vorsatz die uraltheidnische Welt des Germanentums — und er besitzt die Kraft, sie nicht nur in großen Bildern der Vergangenheit wie im Druiden heraufzubeschwören: er sieht visionär ihr Fortleben in seiner eigenen Zeit und läßt sie, ohne jede literarische Absicht, rein aus seinem Lebensbesitz heraus, in Gestalten wie dem Hagelhans, in seinen Riesenweibern und -männern wiedererstehen und durch seine Bauern- und Bürgerwelt wandern. Er stellt Volk hin, Bauern, Knechte, Mägde — und zum erstenmal steht wieder wirkliches Volk da, ohne einen Schatten von Sentimentalität gesehen, ausgestattet mit allen guten und bösen Zügen, mit allem Gemeinen und allem Feinen, was Volk hat, so daß daneben alles andere blaß und fern im Hintergrund entschwebt. Er hat die ewige Wirklichkeit in sich, selbst die stumme noch — und er kennt aus eigener Erfahrung das Grauen der Seelen, daß die Erwachenden leiden müssen, wenn der Weg aus der Tiefe zum Menschen beginnt. Die Geschichte vom Ritter Kurt von Koppigen ist die grandioseste christliche Läuterungsgeschichte, die wir besitzen — und Anne Bäbi Jowäger die letzte Hexe, die quacksalbernde Magie treibend durch unsere Welt zog. Ein Mensch schuf die Welt dieser Romane und Erzählungen, in dem ein Lebens-, Seelen- und Geistbesitz war, wie ihn im kargen 19. Jahrhundert kein zweiter hatte.

An einen Mann solcher Voraussetzungen und solcher Aufgaben aber legte das gebildete Jahrhundert nach Kellers Vorbild mehr oder weniger den Maßstab des Klassischen. Es wiederholte sich fast wörtlich der gleiche Vorgang wie bei der Eindeutschung oder der Kontinentalisierung Shakespeares: es ist nicht sehr weit von



Jeremias Gotthelf
Nach einem Gemälde von Johann Friedrich Dietler


STADTBIBLIOTHE
ELBING

Kellers Worten bis zu Voltaires Formel vom betrunkenen Wilden. Die Betrachtung vom wirklichen dichterischen Vorgang aus, soweit sie sich bereits hatte entwickeln können, war vergessen — das Wissen, daß jedes ans Licht ringende, Verwirklichung suchende Werk der Vorstellung sich seine besondere jeweils neue Form suchen muß, war ebenso untergegangen in dem Formaberglauben der klassischen Zeitalter wie die Einsicht in die Ansätze einer nicht klassisch bestimmten, darum aber keineswegs „formlosen" Form, die sich bei Jean Paul in den „Flegeljahren", bei Kleist und anderen bereits zu entwickeln begonnen hatte. Goethes Zerlegung des „Zerbrochenen Krugs" in drei Akte war der Versuch nachträglicher Anwendung klassischer Formprinzipien auf ein durchaus unklassisches Werk und die gekürzten Ausgaben etwa des „Titan" ebenfalls. Das Gleiche mußte sich Gotthelf gefallen lassen: die weitausladende Wucht seines Erzählens, Bekennens, Beschwörens, seines Zauberns mit dem dynamischen Wort wurde an den statischen Grundsätzen einer Literaturarchitektonik gemessen, die nicht einmal mehr die Franzosen seiner Zeit glaubten; man braucht nur an Balzac zu denken. Daß eben dieser Gotthelf neben all seinen übrigen Qualitäten etwa in der Schwarzen Spinne eine fast artistisch gefügte, ganz besondere Form sehr deutscher Art wie spielend aufgebaut hatte, übersah man ebenso wie die wirkliche Besonderheit des Mannes und des Dichters.

Sie ist, wie gesagt, in ihrer Totalität auch heute noch nicht zu sehen: der ewige Gotthelf wird noch lange eine Aufgabe für Biographen und Deuter darstellen, und die Umordnung der literarischen Werte des schweizerischen 19. Jahrhunderts von seiner Gestalt aus hat auch erst begonnen. Desto mehr muß man jedes neue Werk über den Dichter begrüßen: denn seine sinnvolle Einordnung in das Bild des letzten Jahrhunderts wird manchen Vorgang auch der Gegenwart besser klären als Betrachtungen von heute aus. Gotthelf hat so viele und so bedeutsame Seiten, daß bei ihm noch reichlich Material für mehr als ein Dutzend sehr gescheiter und umstürzlerischer Bücher vorhanden ist.

Lebendige Vergangenheit

Franz Grillparzer, Historische und politische Studien

Im Staat geht es wie in der Welt: Wer nicht schwimmen kann, der ersäuft.

Der Staat ist eine Anstalt zum Schutz, nicht zur Versorgung. Helfen sollen die einzelnen. Was der Staat den Verhungernden gibt, muß er den Hungernden nehmen.

Der Staat kann nichts geben als Recht, denn sein einziges Mittel ist der Zwang.

Das Gesetz straft die Verbrechen, die Natur die Ungeschicklichkeit.

*

Wer die Gesellschaft in ihrer Grundbedingung angreift, schließt sich selbst von der Menschheit aus, die ihre Grundbedingung in der Gesellschaft hat. Er macht sich selbst zum Tier und muß als Tier behandelt werden.

*

Die schwerste Aufgabe für jeden Staat- und Weltverbesserer ist offenbar, zu wissen, wieviel Dummheit und Schlechtigkeit in jeder menschlichen Anstalt notwendig gelassen werden muß. Denn das rein Verständige und Gute kann als Kollektivum schon darum praktisch nicht bestehen, weil so viele Unverständige und Schlechte oder doch Gemeine daran fördernd teilnehmen sollen.

*

In manchen Ländern Europas faselt man noch von der Möglichkeit einer patriarchalischen Regierung, einem blind gläubigen Zusammenleben der Staatsbürger, einer unbewußt zufriedenen Selbstbeschränkung der Ansprüche der einzelnen. Die Möglichkeit läßt sich nicht ableugnen. Zahlt eure Staatsschulden, reduziert eure stehenden Heere auf das Drittel und eure Abgaben auf das Fünftel, mischt euch nicht in die Weltangelegenheiten, dann könnt ihr zu Hause allerdings einen Versuch machen. Die bisherigen gesteigerten öffentlichen Zustände aber bildet euch nicht ein, mit herabgestimmten Mitteln, die ungeheure Last, die ihr euch selber aufgebürdet, mit schlaffen Hebeln emporhalten zu können. Ihr wollt euern durch Bildung groß gewordenen Nachbarn gleichstehen und doch in der Bildung zurückbleiben, ihr wollt tüchtige Beamte, aber keine Kenntnisse; Staatsmänner, aber keine Geschichte; Erfinder, aber keine Eigentümlichkeit; Krieger, aber keine Charakterstärke; Handel, aber keine Freiheit; Kredit, aber keine Wahl des Zutrauens. Vom Stumpfsinn fordert ihr die Früchte der Weisheit.

*

Der Reiz der Ungebundenheit nach langer Bevormundung hat sich schon manchen Pflegbefohlenen als verderblich gezeigt. Staatliche Grundveränderungen gleichen den chirurgischen Operationen: heilbringend für die Zukunft, verdoppeln sie das Übel in der Gegenwart, und mehr als ein Patient ist schon am Wundfieber gestorben.

*

Ob es gut ist, daß die ersten Stellen im Staate dem hohen Adel zu teil werden? In Deutschland, ja. Denn in diesem Lande sind die Einsichtigen und Wissenschaftlichen zugleich unpraktisch und unschlüssig. Nur der Tor und der Aufgeblasene ist zugreifend und rasch; da aber im Staate doch notwendigerweise die wichtigen Geschäfte vorwärts gebracht werden müssen, so schicken sich die Vornehmen am besten dazu. In Frankreich und England ist das freilich anders. Ihre Unfähigkeit zu denken, nennen die deutschen Großen: Takt, und gewissenlosen Leichtsinn: Entschlossenheit.

*

Bei Beurteilung der politischen Ereignisse kann als Regel dienen, daß hinter allem, was den Anschein des Unverfänglichen hat, ein geheimer Plan steckt, wogegen das, was planmäßig zu sein scheint, gewöhnlich keinen Hintergrund hat, als die vollkommenste Gedankenlosigkeit.

*

Man spricht so viel von der Lehrfreiheit, als ob ihr Palladium darin bestände, daß jeder Professor von der Kanzel das verrückteste Zeug vortragen dürfe. Der Professor kann aber auf zweierlei Art lehren: durch Bücher für die gelehrte Welt und durch den Vortrag für die Schüler. Die Freiheit der Lehre in Schrift und Büchern soll und muß unbeschränkt sein. Die Freiheit aber von der Kanzel, durch die Autorität des Lehrers unterstützt, jungen widerstandslosen Gemütern destruktives und albernes Zeug in den Kopf zu setzen, kann und soll überwacht werden. Hier ist von keinem Zwang die Rede; denn es wird niemand gezwungen, Professor zu werden.

*

Die Regierung soll durch die Presse ebensogut belehrt werden, als die Privaten, also kann die Regierung auf die Presse keinen Einfluß ausüben.

*

Es wäre möglich, daß, was für die Kultur der alten Welt die Völkerwanderung und der Einbruch fremder Barbaren gewesen sind, für unsere heutige und ihre Fortbildung das Emporkommen einheimischer Barbaren würde, eine Erscheinung, deren erste Keime schon in der Übervölkerung und dem Kommunismus fühlbar werden.

*

Das Traurigste in den Ereignissen der letzten Zeit besteht nicht in dem Unglück, das sie über die Gegenwart gebracht haben, sondern darin, daß der Glaube an die Perfektibilität der Menschheit, an die sogenannte Erziehung des Menschengeschlechts darin höchst wankend geworden ist. In dem Augenblicke, als man die Welt auf einer weiß Gott wie hohen Stufe der Bildung glaubte, kommt der Tag der Prüfung, und sie steht schlechter und alberner da, als jemals. Ja, sie zeigt geradezu die Erscheinungen einer abwärtsgehenden oder sich auflösenden Kultur. Das ist kein hypochondrischer Pessimismus, denn es kann allerdings ein Mann oder ein Ereignis alles wieder ins Gleichgewicht bringen. Aber das Unberechenbare außer Rechnung gebracht, dürfte es unsere Bildungsepoche nicht anders ergehen, als es der griechischen und römischen vor uns ergangen ist. Das natürliche Denken durch ein künstliches Gedankenspiel verdrängt; die Vorurteile entfernt, aber durch keine Urteile ersetzt; die Empfindung nur noch in der Selbstsucht lebendig; Autorität und Vertrauen erloschen und die Rechtschaffenheit einer erlogenen oder geträumten Großartigkeit untergeordnet: wo wäre da noch ein fester Punkt, an den man den Hebel für ein Emporziehen des Versunkenen ansetzen könnte?

*

Man hört gegenwärtig nichts häufiger, als die Ausdrücke: eine neue Zeit, die neue Zeit, womit man eben die unserige bezeichnet. Dieser Ausdruck hat schon von vornherein etwas Schielendes. Denn da die Natur dieselbe bleibt und ebenso die Grundlagen des menschlichen Wesens, so dürfte etwas ganz Neues kaum dem Verdacht von etwas großenteils Falschem entgehen. Der Satz: das Alte kehrt nicht zurück, hat unbestrittene Geltung, ebenso wahr aber dürfte der ihm entgegenstehende: nihil novi in mundo sein: Nichts Neues in der Welt. Immerwährender Wechsel auf den alten Grundlagen ist das Gesetz alles Daseins. Hierdurch wird nicht das Neue geleugnet, sondern das Sprungweise, vor allem aber das Unzusammenhängende und das Plötzliche. Selbst die Epochen, die wir mit Recht als Wendepunkte in der Menschengeschichte bezeichnen, sind nur Epochen für unsere hinterherkommende Betrachtung, in der Wirklichkeit, d. h. für die Zeitgenossen waren sie's nicht.

*

Der Mensch bringt nichts auf die Welt mit als seine Persönlichkeit; die ist aber nicht sein Recht, sein Anspruch, sondern er **hat** sie, er ist sie selbst. Wer sich einen Eingriff darauf erlaubt, begeht ein Unrecht; denn er maßt sich etwas an, das einem anderen gehört.

*

Nichts wird in den menschlichen Dingen, namentlich in der Staatskunst und der Diplomatie, so häufig verwechselt, als die Verständigkeit und die Schlauheit. Sie unterscheiden sich darin, daß die Schlauheit nur das Gegenwärtige im Auge hat und Mittel sucht, das Nächstliegende zu Nutzen und Vorteil zu bringen, indes die Verständigkeit das Gegenwärtige aus dem Vergangenen herleitet und die wahrscheinliche Zukunft nicht aus dem Auge verliert. Die Schlauheit ist daher oft scharfsichtiger und fast immer geschickter als ihr verständiges Gegenbild, eben weil sie einen engeren Gesichtskreis hat und man Weniger leichter übersieht als Viel. Nur zu oft aber entgeht ihr der kaum errungene Nutzen, und der Held von heute ist das Gespötte von morgen. Dazu kommt noch, daß dieser Fehler der Einsicht, denn das ist sie, fast immer mit Fehlern des Charakters und des Willens verbunden ist; vor allem Eitelkeit und Selbstsucht.

Genau genommen sind alle Greuel der Gegenwart nur dadurch entstanden, daß der Schlechtigkeit, der Unbesonnenheit und dem Unverstand von unten, von oben her statt dem Verstande nur die Schlauheit entgegengetreten ist.

EDZARD H. SCHAPER

Georg Friedrich Händel

Die Säkularisation der deutschen Musik

I.

Die feiernde Menschheit wird den Genius an mancherlei Stätten ehren: dort, wo er der Welt gegeben ward und dort, wo er – unsterblich, Geschichte geworden – sein Grab fand. Als vor nun zweihundertfünfzig Jahren in dem hallischen Haus „Am Schlamm“ das Knäblein seinen ersten Schrei tat, ahnte füglich niemand, welche Aufgabe das Schicksal ihm zugemessen hatte, und als sich ein Menschenalter später der rote Samt über das Ruhmesgrab in der Westminsterabtei legte, nach einem schon zur Legende gewordenen Heldenleben, ahnten wohl die wenigsten die Ausmaße dessen, was sich vor ihren Ohren vollzogen hatte: die Zukunft, die das Werk des Toten in sich trug, die Heraklesarbeit, die getan, das Christophoroswerk, das überstanden war. Und es will scheinen, als ob zweihundertfünfzig Jahre nach jenem ersten Schrei des Neugeborenen, fast zwei Jahrhunderte nach dem letzten Atemzug und nicht viel weniger als ein Vierteljahrtausend des Wirkens unsterblich gesprochener Werke die Menschheit nicht sonderlich ahnender oder gar erkennend die Feier der Geburt beginge. Täuscht nicht alles, so wird der oberflächliche Stolz des Besitzens die Reinheit des Händelbildes beschatten und die ewige Gegenwart und Wiederkehr des Genius in den besten Köpfen und freiesten Herzen der Welt verdüstern. Jene tiefe und segensreiche Beschwörung, die der menschlichen Feier innewohnen darf – wird sie abermals leer verhallen oder wird der äußere Anlaß der Feier den endlichen inneren Einzug Händels in ein unsterbliches Leben inmitten seines Volkes gewähren?

Das englische Volk hat ihn unter den Augen einer noch jetzt lebenden Generation von dem Usurpatorthron gehoben, auf den ihn der eigene Konservativismus gesetzt hatte und von dem er fast zwei Jahrhunderte lang das Leben der englischen Musik sich despotisch unterjochen mußte; Deutschland empfing ihn und machte ihn im vergangenen Dezennium zu einem Modekönig, den man schnell wieder fallen ließ, und wie das Fazit der ganzen umfangreichen Händelliteratur das Eingeständnis ist: ihn noch nicht verstanden zu haben, erworben, zu ewig lebendigem Besitz, so dürfen wir auch von Händel als dem Heimatlosen der deutschen Musik sprechen. Keine noch so emphatische Literatur täuscht darüber hinweg.

Brüderlich wird sein Name zumeist in einem Atem mit Joh. Seb. Bach genannt; und Bach ist uns seit dem neunzehnten Jahrhundert trotz der Anonymität seines Lebens, der gänzlichen Verhüllung und des Aufgehens in der Werkgemeinschaft frommer Stifter etwas Faßliches und nicht mehr zu Umdeutelndes. Er ist „bei uns“, vielleicht schon mit unserer christlichen Kultur und Erziehung, er lebt in jedem unserer Dome, er ist der protestantische Dom der Musik, und der ist seine Heimat, der Anfang und das Ende seiner weltwirkenden Offenbarung.

Und Händel, seinem Namen brüderlich verbunden? Wo wäre der Raum, der ihn, den ersten herrischen Individualisten der Musikgeschichte, fassen, gleichsam einatmen ließe? Wo wäre er beheimatet, wie zu fassen, zu ergreifen, zu erkennen? Nirgends. Er und sein Vermächtnis sind heimatlos in der deutschen Musik, wie er schon leiblich, zu Lebenszeiten, über die Grenzen Deutschlands getrieben wurde,

die Bach niemals überschritten hat. Doch nun will es scheinen, als hätten wir seine Heimat erschlossen in dem Weg, der ihm bestimmt war vom Schicksal, der dienenden Wanderschaft zwischen zwei Zeitaltern deutscher Musik, der es mehr als zufällig macht, daß er Deutschland verließ. Denn Händel führt die deutsche Musik aus der Kirche in die Welt hinaus.

II.

Mit Bach zusammen gilt Händel als der Vollender der deutschen Musik, die sich erst mit der Reformation und dem protestantischen Choral deutlich als etwas Arteigenes abzuheben beginnt. Ihm ist zugestanden worden, daß sein Werk auch Anteil an der Zukunft gehabt hat, daß er über die Vollendung hinüberragt in einen neuen Anfang. Wo dieser Anfang liegt, ist nicht so genau betrachtet worden; für die Musikgeschichte gibt es ein „Zeitalter des Fortschritts", wie es für die Philosophie ein „Zeitalter der Aufklärung" gibt. Welch ungeheurer Schritt das allerdings gewesen ist, welchen im wahren Sinne mühevollen Weg es gekostet hat – dem wurde nicht so viel Beachtung geschenkt. So hat auch niemandes Auge bisher erschaut, daß auf diesem Wege die gewaltige Persönlichkeit des Christophorus Händel mit der neuen Zeit schritt!

Wir kennen Händels Leben im Gegensatz zu Bachs Leben aus sehr nahen Zeugnissen, und ein so selbstbewußter Individualist wie Händel muß auch deutlicher werden als der Anonymus Bach. Vor dem Bild eines der abenteuerlichsten London aller Zeiten steht er, herrisch sich Raum schaffend, ein Herakles, ein Held, wie sie die Geschichte der Kunst nicht viele kennt. Ein biblisches Menschenleben lang ringt er, gebrochen und immer wieder auferstehend, alle feindlichen Kräfte nieder, kämpft er gegen Politik und Naturkatastrophen, gegen Himmel und Erde und die feudale Gesellschaft seiner Zeit. Und all dies nicht zufällig, weil er in die Fremde verschlagen wurde. Er hätte genau so willkürlich (scheinbar), wie er nach England kam, England auch wieder verlassen können und wäre eines höfischen oder kirchlichen Amtes in Deutschland sicher gewesen, aber er konnte es nicht! Nur England und das englische Volk, das sich mehr als jedes andere zu jener Zeit demokratische Freiheiten im Zeitalter höfischer Kultur bewahrt hatte – nur dieses Volk konnte die neue Musik empfangen, dort konnte sie erstarken, von dort konnte sie Eingang finden in die Welt und vor allem: nach Deutschland, für das sie, im Sinn einer historischen Aufgabe, geschaffen war.

Es erscheint uns als eine geschichtliche Fügung von göttlichen Gnaden, daß neben dem unbestrittenen Vollender der deutschen protestantischen Musik der Mann erscheint, der an der Vollendung mitschafft und dann weiter, für eine kommende Zeit. Händel beginnt, wie Jahrhunderte vor ihm schon jeder, in der Schule, die Bach souverän in sich vereinigte und umschloß: in der Schule der Organisation, in kirchlicher Werkstatt, denn die Kirche ist bis dahin in Deutschland auch die alleinige Heimat wahrer Musik. Alle Arbeiten des Schülers schaffen aus kirchlichem, geistlichem Aufgabenkreis. Die weltliche Musik ist zu jener Zeit an das höfische Leben gebunden, und als verwöhntes Kind der Fürsten lebt die italienische Oper ein Palastdasein, fern dem Volk, ein Vergnügen des Adels. Nur in einer Stadt Deutschlands nicht, in Hamburg! Dort besteht das erste und deshalb recht drastische Volkstheater, und hier allein, in einer Stadt echter Demokratie, vermag es zu gedeihen. Hamburg ist nicht höfisch und nicht kontinental.

Kaum der Kirchenschule entwachsen, ist Händel hier. Er ergreift, wonach Bach ab und zu mit seinem Sohn Friedemann ins prunkvoll höfische Dresden wandert, „Liedlein zu hören", die Oper. Er ergreift sie als Dramatiker, wie wir gewahren, und er beginnt sein englisches Lebenswerk in Hamburg, der in seiner soziologischen Struktur England ähnlichsten Stadt Deutschlands.

Als Kind einer neuen Zeit, innerlich und äußerlich damit die Haltung der altmeisterlichen Schule verlassend, treibt es ihn nach Italien, der Heimat und dem Ausgangspunkt weltlicher Musik für ganz Europa. Hier geht er in die Schule für die Darstellung des neuen, musikalischen Bereiches, das jenseits der Kirche beginnt, und hier lernt er, sich selbst und seine Kräfte unter Anfechtungen meisternd, wie nach ihm nur einer: Goethe. Gänzlich der Schule entwachsen, vom Ruhm bestätigt, kommt er aus Italien nach Hannover an den Hof. Allein, hier hält er es nur ein paar Wochen lang aus. Kaum hat er eine für sein Alter hohe Stellung angetreten, so bricht er auch schon auf. Über Nacht, ohne dort Freunde oder einflußreiche Verbindungen zu haben, betritt er englischen Boden. Der Mann, der die Devotion verachtete und die individuelle Freiheit über alles liebte, wie er sein Leben lang bewunderungswürdig frei blieb, hatte im Land größmöglicher individueller Freiheit und demokratischen Lebenszuschnittes seine zweite Heimat gefunden. Jenseits von Kirche und Hof beginnt hier sein Lebenswerk. Gleichzeitig wird er, was nur in England möglich war, Musik-„unternehmer".

III.

Es ist eine Musik, die formal und in ihren geistigen Belangen die Schule überwunden hat, mit der er die italienische Oper in London begabt. Und bald ist auch diese italienische Oper eine englische Oper geworden, ein Germanisierungsvorgang tritt ein. Die entscheidende Tat aber steht noch bevor. Sie läßt den Vergleich zu, daß Händels „Kantatenwerk" die Oper ist, und damit soll jene gewandelte Oper gemeint sein, die der reifende Genius schuf.

Er hatte die Oper als eine höfische Unterhaltung übernommen. Nicht genug, daß er sie dem Volke gibt – er verändert auch ihre geistige Struktur! Als ein leidenschaftliches Spiel der Sinne, dramatische Floskel des Schönen mit dem sinnlichen Element auf dem Thron war sie von der Renaissance geschenkt worden. Händel setzt als höchstes das sittliche Element ein. Sie wird ein Spiel vom Kampf des Guten wider das Böse, ihre Dramatik tief verinnerlicht und – als Eigengesetzlichkeit – mit der Musik als Träger des Dramas! Jetzt gewinnen seine Töne erst recht eigentlich die Kraft der Charakterisierung, der Prägnanz in der Zeichnung – die Musik wird Diener einer Ethik im Gleichnis. Und das ist nicht mehr nur ein Volksvergnügen, sondern ebensosehr Volkserbauung, jenseits der Erbaulichkeit der Kirche und fern der Kultur des Hofes. Dann übt ein Zufall seine hilfreiche Magie aus: eine Oper mit biblischem Stoff erregt den Unwillen des Klerus und wird verboten, und dieses Verbot ist im weiteren Sinne die Geburtsstunde des Oratoriums. Nur halb theatralisch wird jene Oper noch geboten, um der Kirche nicht zu trotzen, aber indes Händel sie ohne Aktionen, nur in Kostümen vor Dekorationen, aufführt, kommt ihm zu Bewußtsein, welche Grenzen mit dem Verzicht auf die Illusionsfähigkeit gewichen sind. Der Aufgaben sind andere, der Möglichkeiten auch, der Sinn seines Schaffens hat sich gewandelt. Nun erst verläßt ihn der dramatische Anreiz, und der epische Vorwurf drängt sich ihm auf. Das Oratorium erscheint jenseits der Kirche, mit der Hoheit der Religiosität, ein weltlicher Kultus des Kunstwerks.

Ein Vergeistigungsprozeß von beglückender Art wird in diesem Weg des Wegbereiters erkennbar. Das Sinnliche muß dem Sittlichen die Herrschaft abtreten, die Ethik wird oberstes Gesetz; das Sichtbare wird auf seine ihm innewohnende geistige Bezugsetzung gedrängt, und wo diese sich dem Anspruch seines Darstellungswillens nicht mehr fügt, versinkt die sichtbare Bühne. Die unsichtbare erscheint, sichtbar den geistigen Augen, von höherem Wesen, tieferer Forderungen an Künstler und Zu-„schauer" voll. Sie erheischt im Künstler den Seher.

Und dürfen wir im Oratorium nicht Händel eine Tat zugestehen, die nur einem Genius von germanischem Wesen gelingen konnte? Aus dem Süden kamen die Bildner, aus dem Norden das Wort. Die Geburt des Händelschen Oratoriums, das mit seinen ersten italienischen Vorfahren nur den Namen gemein hat, ist in der Musik eine Tat von der Bedeutung, wie sie Luthers Einsetzung der Predigt im kirchlichen Kultus hat.

IV.

Jenseits der Kirche und geistlicher Musik — weltliche Musik, hat das Oratorium, wie es auch die weltliche Musik in der Anschauung der Zeit adelt, höhere Aufgaben. Es sollte, nach Händels eigenen Worten, den Menschen nicht unterhalten, sondern ihn bessern. Volksmusik aber sollte es sein, und nicht deshalb zuletzt wendet es sich mit seinem epischen Vorwurf an das Volk. Antike Sagen verstand nur der Gebildete, und der gehörte zu der Schicht, mit der ein Musiker des Volkes nicht rechnen konnte; die Bibel war das epische Volksgut. Aber das Oratorium sollte auch nicht Kirchenmusik sein! Neues Testament und Kirche sind unlöslich miteinander verbunden, und nur das Alte Testament bot so, weil es ein Volksepos ist, der Wahl noch Raum. Bis auf den „Messias" sind alle Oratorien alttestamentarischen oder legendären Inhalts, und sie, ein neuer, weltlicher Kult des Kunstwerks, werden der Gemeinschaftsausdruck einer aus dem Höfischen sich befreienden neuen Zeit. Sie fordern nicht flüchtige Zuhörer und ein zufälliges Auditorium; sie verlangen eine neue — weltliche — Gemeinde! Der offenbart sich dann auch Musik von solcher Bildhaftigkeit und Allgemeingültigkeit, wie sonst nur in Bachs Passionen der „Gemeine der Heiligen".

Als reifstes Zeugnis seiner Persönlichkeit bricht in Händel ein ungeheurer, vergeistigter Gestaltungswille durch. Er läßt Allgemeinsames und Symbolisches sehen — im Hören. Was er in Vollkommenheit beschwört und als Seher erschaut — er hat es zuvor mit leiblichen Augen gesehen. Doch, was er gibt, ist der erhöhte Sichtkreis, das Ewige im Einmaligen, das Unvergängliche im Gleichnis. Seine Gemeinde erlebt sich selbst. Ob es der Sandsturm ist, unter dem Israels Kinder stehen, die Heuschreckenplage, der Auferstehungsruf der Gottheit oder Licht und Finsternis — alles drängt ein, in absoluter Gestalt. „In prophetischen und apokalyptischen Verkündigungen hebt sich das ganze Chor, eine Gemeine der Seelen, eine Geisterversammlung, kein Theater . . ."*).

Diese Geisterversammlung findet im Konzertsaal statt, in dem die Klüfte zwischen den Ständen überbrückt sind (namentlich in jener musikbesessenen Zeit!) wie sonst nur in der Kirche. Händel hat die Musik aus der Kirche geführt, auf die Straße der Welt im Alltag. Als musikalischer Führer bedient er sich schon all der Darstellungsmittel, derer sich später erst die Klassik in voller Freiheit annahm. Glucks, Haydns, Mozarts, mehr aber noch Beethovens Ausdruck leuchten in seinen letzten Werken auf. Mozarts Symphonien knüpfen mehr als einmal bei Händel an, und Händels „Jephta" zeichnet musikalisch Beethovens „Fidelio" vor. Aber wäre überhaupt alle Musik der Zukunft denkbar, wenn Händel ihr nicht den Lebensraum geschaffen hätte in der Gemeinschaft des Volkes jenseits der Kirche? Nein. Weltliche Musik war bis zu seinem Werk ein wenigen vorbehaltenes, aristokratisches Vergnügen, als die geistliche in Bach ihren Vollender fand. Händel erst gab der Kunstmusik, im Gegensatz zur ewig bestehenden Volksmusik, jenseits der Kirche, in der der Kult zu jener Zeit beheimatet scheint, einen kultischen Sinn und kultischen Wert. Er schuf so die kommende Musikgemeinschaft, wie sie die Sternstunde der Klassik uns, all unsere Gedanken um Musik bestimmend, weitergereicht hat.

*) Herder.

V.

Zur Entfaltung gekommen in England, wirkt das angebrochene neue Zeitalter der Musik – mit seinem Ahnherrn ja auch in Deutschland geboren – nach Deutschland hinein, dessen letzte Meister der alten Schule sich gegen das „Welschtum und die Italiänerei“ wehren, weil Deutschlands viele Fürsten fast nur Ausländer der gepriesenen neuen Kunst für fähig halten. Diese alten Meister kämpfen einen für ihr Zeitalter vergeblichen Kampf. Es bedurfte der Auswirkung der überzeugenden Kraft, die in Händels Werk liegt, um Wandel zu schaffen. Und sie schaffte ihn. Was bedeutet eine Äußerung wie die des großen Telemann: „Ich will itzo nicht mehr vor die Wenigen schreiben, sondern vor das Volk . . .?“ Sie besagt die fruchtbare Nachfolge Händels in der neuen Zeit, die auch soziologisch und staatsgeschichtlich die gewaltigsten Umstürze brachte. Die weltliche Musik löst endgültig die geistlich-kirchliche ab, weltliche Kulturen in der Musik der Völker scheiden sich von der musikalischen Allgemeinkultur christlicher Beheimatung. Es entfalten sich die Arteigenheiten und Stile, die Reflexion der Völker über ihre Ausdrucksmittel setzt ein, Erkenntnisse führen zu Abgrenzungen, wie es sie vordem niemals gegeben hatte. Die „Italiäner und Welschen“ müssen weichen aus Deutschland in einem sich anfangs recht ungebärdig, ungerecht und unduldsam äußernden Nationalgefühl der deutschen Künstler, die so lange hatten vor fremden zurückstehen müssen. Sie wollen fortan der „teutschen Kunst“ dienen. Die musikalische Generation der neuen Zeit tut sich etwas darauf zugute, nicht mehr nach Italien zu gehen, es erscheint unter anderem sogar eine Zeitschrift: „Der Musikalische Patriot“; unter dem Aspekt, daß die schönen Künste und vornehmlich die deutsche Musik im geeinten Frieden des Domes in herrlicher Mannigfaltigkeit blühten, ist es eine tragische Verfallsperiode, die jetzt anhebt, aber sie ist der Anbruch der großen Stunde weltlicher deutscher Musik. „Ich zittere an Händen und Füßen vor Begierde, den Franzosen immer mehr die Deutschen kennen, schätzen und fürchten zu lehren . . .“ schreibt der junge Mozart aus Paris.

Händels Werk und Wesen lösen eine große musikalische Bewegung aus und stärken die Bestrebungen, die gewissermaßen nur noch der Wegweisung bedurften. Diese Bewegung ist national, weil sie demokratisch wurde. Von einem Deutschen in England erfüllt, wirkt die Aufgabe in die Gesamtheit Deutschlands hinein. Die hohe Kunst Händels ist deutsch zugleich in jenem schönen Sinn, daß sie der deutschen Musik weltlicher Art, die man später die klassische nannte, den Lebensraum schaffte und den Ursprung ihrer Achtung. Sie hat die Tragik des Vollenders und des Pioniers, aber mehr als seine Musik geschaffen hat, kann für Musik von dieser Welt nicht erhofft werden, höher auch nicht von ihr gedacht.

JOACHIM GÜNTHER

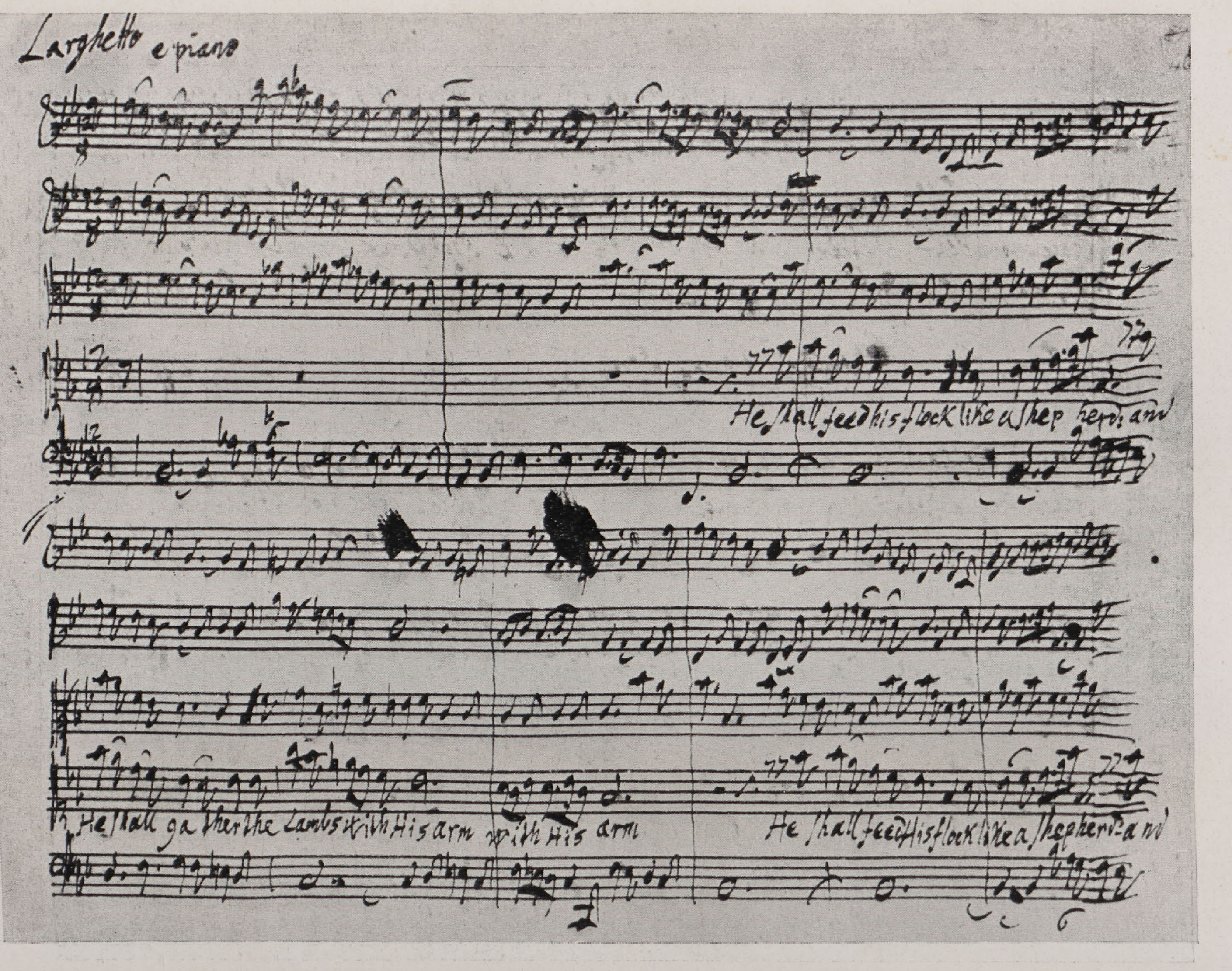
Ethos des Stils

Gedanken über Sprache und Stilbildung

In den Unterhaltungen mit Eckermann findet sich ein Ausspruch Goethes, welcher aus dem Munde eines Mannes, der uns immer in erster Linie als Dichter gilt, besonders aufschlußreich sein dürfte: „Um Prosa zu schreiben, muß man etwas zu sagen haben; wer aber nichts zu sagen hat, der kann doch Verse und Reime machen, wo denn ein Wort das andere gibt und zuletzt etwas herauskommt, das zwar nichts ist,



Georg Friedrich Händel
Nach einem Gemälde von Sir James Thornhill



Eine Seite aus Händels Urschrift des „Messias"

(Wiedergegeben mit Erlaubnis S. M. des Königs Georg V. von Großbritannien. Nachdruck verboten)

aber doch aussieht, als wäre es etwas." Nietzsche hat in einer Bemerkung, die im 95. Aphorismus von „Der Wanderer und sein Schatten" zu finden ist, den gleichen Gedanken noch entschlossener ausgedrückt, indem er behauptet, daß „Prosa gerade um so viel schwerer sei als Poesie, um wie viel die Darstellung der nackten Schönheit für den Bildhauer schwerer sei als die der bekleideten Schönheit." Diese Äußerungen zweier unserer besten Stilisten, die beide ebenso Schriftsteller wie auch Dichter gewesen sind, stimmen mit dem landläufigen Urteil über Prosa und Poesie nicht überein. Selbst Menschen mit gutem literarischem Verständnis sind weit eher geneigt, hinter einem wohlgelungenen Gedicht als hinter einer guten Rede, Abhandlung oder Schilderung eine eigentümliche Kunst und Fertigkeit zu vermuten. Wir kennen daher in Deutschland den strengen Unterschied zwischen einem Schriftsteller und einem Dichter. Das „bloße" gute Prosaschreiben oder das Redenkönnen rechnet bei uns meistens noch nicht zum eigentlich musischen, geweihten Bezirke, da überwiegend die Ansicht herrscht, daß diese Fähigkeiten sich aus der einfachen menschlichen Natur entwickeln lassen ohne das Hereintreten außermenschlicher oder — wie der Überschwang sagt — göttlicher Kräfte, ohne ausgesprochene Begabung, Talent, Genie.

Hiermit steht die auffallende Erscheinung in Zusammenhang, daß wir in Deutschland viele „Literaturgeschichten" besitzen, die sich richtiger nur Geschichten der deutschen Dichtung nennen müßten. Denn es wird in ihnen selten eine wirkliche Geschichte unseres Schrifttums en bloc als vielmehr nur eine solche des dichterischen Schrifttums geboten. Große Schriftsteller, die nicht zugleich Dichter waren, wie z. B. Lichtenberg, Alexander von Humboldt oder Arthur Schopenhauer, kann man in diesen Büchern mit ein paar Zeilen, die obendrein nur auf die allgemeinen Kulturzusammenhänge eingehen, abgefertigt sehen, während z. B. Gutzkow oder Spielhagen ganze Seiten Platz gefunden haben. Eine Literaturgeschichte der umfassenden Art, wie sie die Franzosen von ihrem Gustave Lanson besitzen, fehlt uns nicht nur als Werk, sondern vielleicht auch als Idee. Es hängt dies mit unserer mangelnden Schätzung der Prosakunst auf allen Gebieten von der Rhetorik und Philosophie über die Kritik, Geschichte, die Memoiren-, Brief- und Reiseliteratur bis zur eigentlichen Dichtung zusammen. Der Grund hierfür aber ist wiederum einerseits in einem weitgehenden Fehlen solcher Prosa, die unmittelbar auch ihren rein schriftstellerischen Wert in die Augen springen läßt, zu suchen, andererseits in der Lässigkeit, die wir überhaupt der Frage von der Entstehung des guten und großen Prosastiles meistens entgegenbringen.

*

Wir wollen, um hier zu einigen Erkenntnissen und Klarheiten zu kommen, vorsorglicherweise ab ovo beginnen. Wie sieht unser Verhältnis zur Sprache aus? Die einfachen Äußerungen, die Fragen und Antworten, welche jeder Mensch im täglichen Leben macht, können uns ein brauchbarer Maßstab dafür sein, was die Sprache darzustellen vermag. Wir stellen mit ihnen irgendwelche unbestrittenen Wirklichkeiten und Tatbestände fest, und für denjenigen, dem wir diese Mitteilungen machen, sind unsere Worte in so unmittelbarer, eindeutiger Weise wirksam und verständlich, als ob sie an die Stelle der Realitäten selber getreten wären. Wie weit aber entfernt sich das Sprechen der Menschen von dieser schlichten Wirklichkeitsnähe, die einem beim Nachsinnen darüber fast göttlich erscheinen kann; wie weit entfernt es sich, wenn wir dann aus dem Fragen, Antworten und Feststellen hinübergehen in Gespräch und Rede, die ihrerseits wiederum die Grundformen für alles Geschriebene werden! Fortan ist der Mensch aus dem Zwange der Realität entlassen. Es beginnt, was das Sprechen anbetrifft, eine Freiheit für ihn, die wie jede Freiheit im Subjekte das Problem der Kraft und Schwäche aktualisiert. Mit jedem in Rede oder Schrift

gestalteten Worte strömt etwas von unseren Kräften aus uns heraus, welchen Zusammenhang wir allerdings meistens erst merken, wenn nach vielem Sprechen oder Schreiben diese Krafteinbußen sich aufsummiert haben und nunmehr deutlich als innere Leere ins Bewußtsein treten. Hier mündet – was nur angedeutet sei – der Zweig Sprache in den Lebensbaum.

Lykurg, dem Gesetzgeber Spartas, wird nachgesagt, daß er bereits die Knaben durch vieles Stillschweigen daran gewöhnen ließ, in ihren Antworten treffend und witzig zu sein. „Denn so wie diejenigen, die in der Wollust ausschweifen, gemeiniglich die Zeugungskraft verlieren, so bringt auch das Übermaß im Reden nur gedankenleeres Geschwätz hervor.“ Sparta hat keine große Literatur erzeugt, da ihm der Zaum dieser seiner Gesetzgebung zu straff im Munde lag, als daß ein solcher Mund noch zu längerem Reden hätte kommen können. Aber dafür haben die epigrammartigen Aussprüche der Lakonier der gesamten griechischen Literatur gleichsam das Salz geliefert. Weder Thukydides noch Platon noch selbst Plutarch sind ohne ihren Einfluß zu denken. Ein solcher Einfluß ist dabei allerdings nicht literarisch, sondern ethisch zu verstehen. Die allzugroße griechische Redeseligkeit bändigte sich nach lakonischem Vorbilde in den großen Schriftstellern, Rednern und Philosophen und hat auf diese Weise jene durch die Jahrtausende wirkenden Beispiele des großen Prosastiles geschaffen, wie sie uns etwa in Thukydides und Plutarch so zauberhaft und rätselvoll zugleich entgegentreten.

*

Wie machte es denn Thukydides, dieser zwar nicht gelehrteste, aber am besten schreibende aller Historiker? Überlegt man sich den Eindruck, welchen die Lektüre des Peloponnesischen Krieges hinterläßt und versucht ihn in seine Bestandteile zu zerlegen, so läßt sich erkennen, daß Thukydides sich zwar Seite für Seite seines Werkes durch die historischen Ereignisse im strengen Sinne gebunden fühlt. Er ist deswegen bekanntlich zum Ahnherrn der modernen Geschichtswissenschaft erhoben worden. Daneben aber erweist sich dieser Mann – ohne daß eine solche Absicht sich irgendwie aufdrängte – als ein ausgesprochener Denker mit vollkommener Kenntnis des Menschen und der menschlichen Welt. Er erweist sich ferner als ein Rhetor von größter Meisterschaft. Denn wenn Goethe darauf aufmerksam gemacht hat, daß z. B. bei Sophokles allemal die Person im Recht zu stehen scheine, die zuletzt am Reden sei, so gilt dies nicht minder für Thukydides und die Reden, die er – gleichgültig ob von seinen Feinden oder seinen Landsleuten – halten läßt. Es scheint an einem derartigen Buche, obwohl es doch eine wissenschaftliche Spezialleistung ist, in einem uns heute fast unbegreiflichen Maße ein ganzer Mensch, der aller Kräfte des Geistes und Wortes in gleicher Weise mächtig ist, gearbeitet zu haben. Die Schönheit des Buches ist nicht minder groß als seine Wahrheit und Weisheit und auch als seine bei allem Straffen und Spannen doch immer wieder erreichte Helle und Leichtigkeit. Es ist in unserer klassizistischen Epoche oftmals die Ansicht geäußert worden, als ob diese Vollkommenheit den Griechen schon nahezu angeboren gewesen sei, als ob sie überhaupt nicht hätten schlecht schreiben können, wie Lichtenberg einmal sagt. Eine solche Auffassung ist aber ein verhängnisvoller Irrtum, welcher den Entstehungsprozeß solcher Werke nur verdunkelt und uns dadurch die Möglichkeit nimmt, aus ihm zu lernen. Vielmehr wird auch wohl damals schon das gleiche Gesetz wie heute über allem Schaffen gestanden haben, und es wird die Güte dieser Werke darauf hinweisen, daß der Berg des Schlechten, Versuchten und Unvollkommenen wahrscheinlich in jedem einzelnen Entwicklungsgang eines schöpferischen Menschen noch höher, noch mächtiger gewesen ist als vielleicht bei uns, in unserem angeblich so „viel schreibenden Zeitalter“. Von Platon wird gesagt, daß er den Anfang seiner Republik, der doch nur eine Szene

entwickelt und noch gar nicht einmal in die Dialektik hineinsteigt, siebenmal umgeschrieben habe. Thukydides ist, auch wenn er schließlich nur mit einem Werke seine Reise in die Unsterblichkeit angetreten hat, gar nicht zu denken, ohne eine lange, intensive Schule im Gebrauche des Wortes. Die eine Seite dieser Schule, welche immer und überall auf der Welt die gleiche ist und an allen großen schriftstellerischen Werken ihren niemals fehlenden Anteil hat, wurde schon berührt: die Schule im Schweigen, auf der die ganze griechische Philosophie von Pythagoras an ruht, ebenso wie sie als dunkler Mutterboden für die griechische Literatur vorauszusetzen ist. Doch Schweigen und Schweigen ist zweierlei – was gesagt werden muß, um nicht Anlaß zu Mißverständnissen zu geben. Wenn ein isländischer Bauer den Tag über nur zwanzig Sätze von sich gibt, so hat er in vielen Fällen doch mehr geredet als ein Grieche, der das Zehnfache sagte und doch daneben das Hundertfache zu verschweigen wußte. Zwischen dem dumpfen Schweigen und dem beredten Schweigen liegen Welten, und die großen Literaturen bildet begreiflicherweise nicht ein Schweigen ohne Worte, sondern eines zwischen den Worten. Es steht daher hierzu nicht in Widerspruch, wenn wir die Griechen andererseits als die Erfinder der Dialektik kennen und ihr ganzes gesellschaftliches und öffentliches Leben in einem Maße von Rhetorik und Gesprächskunst durchsetzt finden, wie unter neueren Völkern kaum das der Franzosen. Denn nur in solcher täglichen Übung wird die Sprache zu jener biegsamen Klinge geschmiedet, wie sie gerade die Literaturen dieser beiden Völker am meisten auszeichnet; und gleichzeitig bildet sich allein an der ständigen Berührung mit einer *sichtbaren* Öffentlichkeit der ihnen eigene objektive Stil, wie er dem Deutschen, der sein Bestes in der Regel im Kämmerlein ausbrütet, meistens so schwer erreichbar ist. Aus solchem Widerstreit zwischen Zucht und sprudelnder Fülle, aus dem leidenschaftlichen Drange zu reden, der aber im gleichen Augenblick, wie z. B. bei Agathon im Gastmahle des Platon, in zitternde Furcht überschlagen kann, wofern ein Sokrates zuhorcht und besser, richtiger, überzeugender zu reden weiß, ist die Stilkunst der großen Griechen zu erklären, die wiederum nur hinausragen über eine hohe, allgemeinverbreitete Rede- und Stilkunst in ihrer Umwelt.

Wir besitzen innerhalb unseres deutschen Schrifttums viele gute Bücher, die für die ganze Welt entscheidende Bedeutung gehabt haben. Es sind aber unter ihnen nicht viele, die gleichzeitig gut geschrieben wurden. Niemand wird dies z. B. von der Kritik der reinen Vernunft oder von der Phänomenologie des Geistes behaupten können. Ja, es hat sich speziell in unserer wissenschaftlichen Literatur manchmal geradezu das Vorurteil eingeschlichen, daß sie nicht allzu gut geschrieben sein dürfte, damit man keinen Zweifel in ihre sonstige Zuverlässigkeit zu setzen brauche. Ähnlich wie wir auch im übrigen Leben oft den Verdacht hegen, daß dem Menschen Kräfte verlorengehen oder geheimnisvolle Werte mangeln könnten, wenn er an das „Äußere“ allzu offensichtliche Aufmerksamkeit verwendet. So kommt es denn, daß man bei wenigen deutschen Büchern auf die Frage hingedrängt wird, wie sie wohl entstanden sein mögen. Weder Hölderlin noch Kant – um zwei äußerste Gegensätze zu nennen – werfen ein eigentliches Problem der Prosa auf, da bei dem einen das Übergewicht des Gefühles vor dem Stile ebenso sprechend ist wie bei dem anderen das des abstrakten Gedankens. Bewußt, planmäßig und ausschließlich an der Form zu arbeiten, dürfte beiden gleich fern gelegen haben. Zwischen Hölderlin und Kant bewegen sich aber neun Zehntel unseres Schrifttums, wenn wir es einmal nur unter dem Gesichtspunkte der Formbildung betrachten. Hält man dem die Entwicklung der französischen Literatur entgegen, so werfen von Montaigne ab fast alle großen, schreibenden Franzosen neben allen anderen Problemen auch das ihrer Form auf. Wie hat der Herzog von La Rochefoucauld seine unnachahmlichen Sentenzen gemacht, wie Lafontaine die Fabeln, Fontenelle die Totengespräche usw.? Die deutsche Sprache hat im Gegensatz

hierzu in Luther, Goethe, Nietzsche zwar ihre großen epochemachenden Ausdruckseroberungen vollzogen, darüber hinaus aber im einzelnen wenig Kultur getrieben. Was haben die nachfolgenden Dichtergenerationen tatsächlich von Goethe gelernt oder auch nur lernen wollen? Was die philosophischen Schriftsteller von solchen Stilisten wie Schopenhauer und Nietzsche? Es ist bei alledem vielleicht kein Zufall, daß eines der interessantesten Formprobleme des deutschen Prosaschrifttums im österreichischen Süden unseres Sprachraumes beheimatet ist: der Fall Adalbert Stifter. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß im stillen Werke dieses Erzählers tatsächlich neben manchen anderen Problemen ein großes Formproblem greifbar vor Augen liegt. Wie hat Stifter seine Naturschilderungen, die wohl die besten sind, welche es nicht nur in deutscher Sprache, sondern überhaupt gibt, gemacht? Wie hat er von ihnen den Weg zum Menschen gefunden in jener wundersamen Weise, wie sie nicht einmal einem Claude Lorrain geglückt wäre, um ein Beispiel ähnlicher heroisch-idyllischer Prägung aus der bildenden Kunst heranzuziehen? Es ist für die Vergegenwärtigung dieser Fragen gut, wenn man den Text heranzieht und vielleicht die Beschreibung des Blöckensteinsees im „Hochwald" oder die der ungarischen Steppe in „Brigitta", die des verschneiten Waldes in der „Mappe meines Urgroßvaters" oder der winterlichen Bergbesteigung im „Nachsommer" noch einmal liest. Stifter hat ursprünglich ähnlich wie Goethe eine größere Neigung zum Malen als zum Schreiben besessen. Er schildert im Nachsommer einmal, wie er damit begonnen habe, aus wissenschaftlichem Interesse Gegenstände der Natur mit möglichster Treue abzukonterfeien und wie er dann diesen gleichen Gesichtspunkt auch bei Landschaften zunächst angewandt habe, bis ihm klar geworden sei (d. h. in der Erzählung von seinem väterlichen Gastfreunde klargemacht wird), daß er auf diese Weise auch bei größter Treue zum Gegenstande niemals ein Kunstwerk zustande bringen würde. Es liegt wohl nahe, wenn man dieses Selbstbekenntnis, das zwar in bezug auf die Malerei ausgesprochen wurde, auch auf sein Schildern in Worten überträgt. Eine ungeheure Treue und Akribie dem Gegenstande gegenüber zeichnet auch den Naturschilderer Stifter aus, und doch würde niemand ähnliche Naturbeschreibungen zustande bringen, der sich nun vor den gleichen Gegenstand, die gleiche Landschaft stellte und das Gesehene in Worten abzumalen versuchte. Das mag Stifter selber gewiß auch zuerst getan haben, um seinem Beschreiben strenge Realität zu substituieren. Von solchen „Vorstudien" ist uns aber nichts erhalten, denn die „Studien" haben bereits mit dem „Kondor" und der darin enthaltenen Schilderung der Mondnacht restlos den Schritt zur Kunst vollzogen. Naturschilderungen dieser Art sind nicht abgezeichnet, sondern als leidenschaftlich beglückende Eindrücke draußen mit allen Einzelheiten eingefangen worden, um dann in der Stille eines vollkommen von der Umwelt abgeschlossenen Schaffensprozesses wieder heraufgeholt zu werden. Es ist etwas Ähnliches wie Abbruch und Wiederaufbau eines Tempels in einer neuen Umwelt. Was Stifter in dieser Weise bei der Natur begann, hat er mit dem Reiferwerden seines Werkes langsam und sicher auf das ganze Leben übertragen. Jedem Dinge die Treue halten, keines in seinem Daseinsrechte unter den Tisch fallen lassen, auch die „Butterblumen" nicht, wie Hebbel spottete, der dabei doch die heroische Gegenseite solcher „Pedanterie" übersah, die darin lag, daß auch andererseits keinem Dinge — und sei es das Gewaltigste — zuviel gegeben wurde, daß niemals etwas zweimal gesagt, unterstrichen oder akzentuiert wurde. In diesem Ethos liegt das Geheimnis des späteren Stiles bei Stifter, der sich auf dem Wege von den „Studien" über den „Nachsommer" zum „Witiko" als ein immer strengeres und gewaltigeres Vereinfachen und Verdichten bis zu letzter Monumentalität darstellt. Jedes einzelne Wort wird immer mehr genau mit dem Gewichte beladen, welches es überhaupt nur zu tragen vermag, und am Ende stellt sich das Wunder der Architektonik heraus,

daß solche Riesenbauten wie „Nachsommer“ und „Witiko“ buchstäblich auf jedem einzelnen Stein ruhen.

Was hätte alles Reden über Stilfragen für einen Sinn, wenn es nicht zur Verbesserung des Stiles beitragen und Wege dahin gangbar machen könnte? Gerade das Beispiel Stifters ist in dieser Weise instruktiv wie kaum ein anderes. Die Kräfte, auf denen sich seine Art zu sprechen und zu schreiben aufbaut, sind in gewisser Weise bewußt zu erwerben, weil es wesentlich ethische Kräfte sind. Es gibt Menschen, die durch die Ruhe, Besonnenheit und Genauigkeit ihres Sprechens überall reinigend wirken und den millionenfach abgebrauchten Worten immer wieder Gewicht und Glanz verleihen. Stifter ist ein solcher Mensch im großen, der keine neuen Ausdrucksmöglichkeiten gesucht und geschaffen hat, sondern seine Aufgabe darin sah, in das überall Gegebene und Vorhandene, in die einfachsten Formen des Aussagens, in den Alltag der Sprache wieder Heiligkeit hineinzubringen, und dieses Beispiel wirkt immer wieder unsagbar befruchtend und erziehend aus jeder seiner hinterlassenen Zeilen, selbst wenn die Welt, in der er lebte, längst versunken sein mag.

FRITZ SCHMITT

Luthers Bibelübersetzung und die deutsche Schriftsprache

Über die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache sind eine Reihe von irrtümlichen Meinungen verbreitet. Vor allem: Luther sei der Schöpfer des jetzigen Schriftdeutsch; er habe damit begonnen, so zu sprechen und zu schreiben, wie wir noch heute sprechen und schreiben. Im Zusammenhang damit: Luthers Muster sei die Sprache der kursächsischen Kanzlei gewesen und die obersächsische oder Meißner Mundart sei durch ihn zur allgemeingültigen Schriftsprache gemacht worden.

An diesen Ansichten ist so viel richtig, daß man sie nicht einfach als gegenstandslos verwerfen kann, aber auch so viel falsch, daß sie nicht unwidersprochen bleiben können. Es ist in den letzten hundert Jahren wiederholt von berufener Seite versucht worden, das eine oder das andere richtigzustellen; da aber die theologisch-dogmatische Betrachtung der Bibelübersetzung stets im Vordergrunde stand, kamen die rein sprachlichen Untersuchungen nicht zur Entfaltung. In der herrschenden Ungewißheit über die Grundlagen und die Wirkung des lutherischen Bibeldeutsch blieb die heroische Legende vom sprachschöpferischen Genius erhalten.

Die Feststellung dessen, was nach unserer Kenntnis an dieser Legende richtig und falsch ist, bedeutet nun keinesfalls einen Zweifel an der sprachlichen Bedeutung Luthers oder eine Verkleinerung seines Verdienstes. Im Gegenteil: die segensreiche und beispiellose Wirkung der Bibelübersetzung für unsere Sprache wird um so deutlicher hervortreten, je mehr sie befreit wird von einem nicht glaubhaften Nimbus und je genauer sie eingefügt wird in das geschichtliche Werden.

*

Der Niedergang und die mundartliche Zerklüftung des deutschen Schrifttums im Verlauf des 14. und 15. Jahrhunderts gingen Hand in Hand. Vorher jedoch, zu Beginn des 13. Jahrhunderts, in der Blütezeit der mittelhochdeutschen Dichtung, hat es schon einmal eine Art Gemeinsprache gegeben, nicht zu vergleichen zwar mit einer für alle Deutschen gültigen Schriftsprache in unserem Sinn, aber ähnlich dem sogenannten „gemeinen (= gemeinsamen) Deutsch", das den Schriftstellern des späten 15. und 16. Jahrhunderts als Ideal vorschwebte. Über diese mittelhochdeutsche Dichtersprache, wie man sie gewöhnlich nennt, herrschte lange Zeit Ungewißheit, ja ihr Vorhandensein wurde oft überhaupt bestritten, bis Carl von Kraus um die Jahrhundertwende durch die Untersuchung des Reimgebrauchs bei dem niederländischen Dichter Heinrich von Veldeke ihr Dasein bewies und die Art ihrer Entstehung und Handhabung klarstellte.

Der Dichter des späten 12. und des 13. Jahrhunderts, der über das Gebiet seiner engeren Heimat hinaus bekannt werden wollte, suchte typische Dialektformen zu vermeiden. Als Hauptkriterium galt der Reim; Worte und Lautformen, die bei der Übertragung in einen anderen Dialekt einen unreinen Reim ergeben hätten, durften nicht verwandt werden.

Wir sehen, positive, einheitliche Richtlinien gab es nicht, und eine grammatische Festlegung wäre undenkbar gewesen. Ein niederländischer Dichter, der in Mittel- und Oberdeutschland gelesen werden wollte, mußte anders verfahren als ein Bayer, der für ein schwäbisches Publikum schrieb. Wäre das Vermeiden aller Dialektformen konsequent und allgemein durchgeführt worden, so hätte sich zwangsläufig eine Art von Schriftsprache in unserem Sinne bilden müssen. Davon war man jedoch weit entfernt. Das wohlgemeinte Streben wurde gehindert durch mangelnde Kenntnis dessen, was in anderen Landschaften anstößig war, durch Reimnot, welche zwang, Reimworte des heimatlichen oder fremden Dialekts zu verwenden, und durch das bewußte Festhalten mancher Dichter an ihrer Mundart. Vor allem das Fehlen eines einheitlichen Zentrums und positiven Vorbildes, wie es Paris für Frankreich darstellte, hinderte die Ausbildung eines gleichmäßigen Schriftdeutsch.

Eine ähnliche sprachliche Situation ist für das 15. und 16. Jahrhundert anzunehmen. Der Vorgang war nur vielgestaltiger und vielschichtiger; die formale Rücksicht, die bei den mittelhochdeutschen Reimdichtungen an erster Stelle stand, wurde in der Zeit der zur Herrschaft kommenden Kunstprosa durch den Wunsch nach allgemeiner Verständlichkeit abgelöst, und die deutsche Bibel wurde das früher so peinlich vermißte Vorbild.

Dreierlei ist im besonderen schon vor Luther für die Einigung der Schriftsprache wirksam gewesen: die Tätigkeit und der Einfluß der Kanzleien, der Buchdruck und der zunehmende Gebrauch deutscher Prosa statt der lateinischen.

Die Urkunden der fürstlichen Kanzleien trugen bis ins 15. Jahrhundert hinein das Gepräge der Landessprache des jeweiligen Regenten; die Sprache der kaiserlichen Kanzlei wechselte mit dem Herrscherhaus. Erst unter der Regierung des Habsburgers Friedrich III. (1439–1493), der die fürstliche Kanzlei in Graz zur kaiserlichen erhob, wird das Streben erkennbar, mundartliche Besonderheiten zu meiden. Die regelmäßige Wiederkehr der Reichstage hat diese wünschenswerte Regelung noch gefördert.

Im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts begegnen sich zwei Bestrebungen, die der Festigung der Gemeinsprache zugute kamen: die Kanzleien Ober- und Mitteldeutschlands schlossen sich mehr oder minder nah den Sprachtendenzen der kaiserlichen Kanzlei an; an erster Stelle die kursächsische, die selbst schon eine gewisse Tradition erreicht hatte und nun im Zweifelsfall die Form wählte, die in der kaiserlichen Kanzlei gebräuchlich war. Auf der anderen Seite suchte Maximilian I., der die Bemühungen



Holzschnitt, Simson mit dem Löwen bei den Weinbergen von Timmath darstellend, aus der großen Lutherbibel von 1534.

seines Vaters um eine Einheitssprache fortsetzte, eine Angleichung an den Sprachgebrauch Mitteldeutschlands, der durch die Kolonisation des 13. und 14. Jahrhunderts in Böhmen, Meißen, Lausitz und Schlesien, ja sogar im Ordenslande Preußen heimisch geworden war und auch in Westpreußen, Pommern und Mecklenburg Einfluß gewonnen hatte. Schon in mittelhochdeutscher Zeit hatte das Mitteldeutsche eine Sonderstellung durch den Thüringer Hof und seinen Dichterkreis eingenommen. Begünstigt durch die vermittelnde Stellung zwischen Ober- und Niederdeutschland, sprachlich bereichert durch Zuwanderung aus Franken, Bayern und Böhmen war es durch seine weite Verbreitung und die große Zahl der mitteldeutsch ausgestellten Urkunden wieder zum Sprachvorbild geworden.

Bedenkt man, daß die Mehrzahl der deutschen Kurfürsten (Sachsen, Böhmen, Kurpfalz, Mainz) ihren Sitz in Mitteldeutschland hatten und daß die Reichstagsabschiede vom Erzbischof von Mainz in westmitteldeutscher Mundart ausgefertigt wurden; daß ferner nach dem Tode Maximilians I. Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen eineinhalb Jahre Reichsverweser war und daß der neue deutsche Kaiser, der Spanier Karl V., nicht daran dachte, die Bemühungen Maximilians um die deutsche Sprache fortzusetzen, so ist es verständlich, daß nicht das Oberdeutsche der kaiserlichen Kanzlei die Grundlage der neudeutschen Schriftsprache wurde, sondern „daz mittelste diutsch“, wie es schon im 14. Jahrhundert Matthias von Beheim in seinem Evangelienbuch zusammenfassend nannte.

Die Gepflogenheiten der Buchdrucker unterstützten das Streben nach dem „gemeinen Deutsch“. Die früheren Handschriften waren immer nur für einen kleinen Kreis bestimmt. Die neue Möglichkeit, mit verhältnismäßig geringem Aufwand eine

große Anzahl von Drucken des gleichen Werkes herzustellen und weit über die Heimat des Druckers hinaus zu verbreiten, zwang zur Verwendung allgemeinverständlicher Ausdrücke und zum Meiden der mundartlichen Eigenheiten. Die vorlutherischen Bibeldrucke können als Beispiel gelten. Die ersten Ausgaben (um 1466) tragen noch ganz den sprachlichen Charakter ihrer Vorlage aus dem 14. Jahrhundert. Vom vierten Druck an sucht man das „rechte, wahre, gemeine teutsch" einzuführen; man meidet Ausdrücke, die veraltet oder nur lokal bekannt sind und verwendet dafür die neuerdings üblich gewordenen und die weiter verbreiteten.

Bis zum 14. Jahrhundert war die deutsche Sprache in Urkunden eine Seltenheit; zum Ausdruck abstrakter wissenschaftlicher Gedankengänge hielt man sie noch im 17. Jahrhundert für ungeeignet. Die gesamte humanistische Literatur, die sich auf die Auseinandersetzung mit den alten Autoren bezog, war lateinisch. Anfang des 16. Jahrhunderts begann sich jedoch das Deutsche neben dem Lateinischen als Gemeinsprache durchzusetzen, und es gelang sogar, die Gelehrtensprache aus einigen Gebieten fast ganz zu verdrängen. 1500 wurden ungefähr achtzig deutsche Bücher gedruckt, die Überzahl war also lateinisch; schon 1523 war das deutsche Buch mit neunhundertfünfunddreißig Drucken beträchtlich überlegen. Diese Wandlung wäre nicht denkbar gewesen ohne einen gewissen Zwang, die Allgemeinverständlichkeit und Gleichförmigkeit des Lateinischen nachzuahmen; zum guten Teil setzt sie sogar mindestens die Anfänge einer deutschen Gemeinprosa voraus.

*

Es war also mancherlei im Gange, was auf die Einigung der deutschen Sprache hindeutete, als Luther seine Bibelübersetzung begann. Man muß sich aber hüten, die Wirkung dieser Bestrebungen zu hoch einzuschätzen. Die Angleichung der verschiedenen Kanzleisprachen war nur bedingt; Niederdeutschland und Südwestdeutschland hielten sich zurück, die heimische Mundart wahrte ihren Einfluß bei den einzelnen Schreibern. Nicht selten wurden die Einigungsbemühungen völlig ignoriert oder sogar bekämpft, und selbst in ein und derselben Kanzlei herrschten verschiedene mundartliche Richtungen. Niclas von Wyle, Ende des 15. Jahrhunderts Kanzler des Grafen Ulrich von Württemberg, ist höchlichst indigniert über die sprachlichen Neuerungen mittel- und oberdeutschen Ursprungs; Friedrich Riedrer warnt in seinem „Spiegel der wahren Rhetoric" (1493) davor, von der gewohnten Redeweise der Gegend abzuweichen; andere Grammatiker wünschen eine Verständigung durch die Kenntnis der verschiedenen Dialekte, nicht durch die Angleichung der Mundarten. Noch 1536 mußte Franz I. von Frankreich den Rat von Solothurn bitten, ihm einen Mann nachzuweisen, der die Schreiben der verschiedenen deutschen Kanzleien in gemeines Deutsch zu übertragen imstande wäre, d. h. also – wenn man den Ausdruck „gemeines Deutsch" in rechtem Sinne versteht – der die Akten und Urkunden ihres mundartlichen Gewandes entkleiden könnte.

Auch in den Drucken war die Herrschaft des Dialekts keineswegs gebrochen. Die einzelnen Druckorte Mainz, Augsburg, Nürnberg, Straßburg, Lübeck wahrten ihre Eigentümlichkeit; sollte ein Buch aus einer anderen Druckerei nachgedruckt werden, so wurde die Sprache nach örtlichem Brauch geändert.

Die Vorherrschaft des Lateinischen blieb das ganze 16. Jahrhundert hindurch gewahrt. Die Ablösung ging nur langsam vonstatten, wurde von Rückschlägen unterbrochen und war zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch nicht abgeschlossen. Es war nicht nur Vorurteil, daß die deutsch denkenden Humanisten es ablehnten, deutsch zu schreiben. Die Verdienste des Humanismus um das geistige Leben unseres Volkes



Luther

Von Professor Hans Haffenrichter (Berlin)



Ganzseitiger Holzschnitt (Original 220×145 mm) aus der Gesamtausgabe der Lutherbibel von 1534

können nicht hoch genug eingeschätzt werden. Hervorragende Humanisten, wie Celtes, Peutinger, Wimpfeling waren es, die eine deutsche Geschichtswissenschaft begründeten, die deutsche Sprichwörter sammelten und Denkmäler der alten deutschen Literatur bewahrten und herausgaben, die die Schönheit und den edlen Charakter der deutschen Sprache verteidigten und ihr Alter bezeugten. Sie haben es aber mit wenigen Ausnahmen für ihrer unwürdig gehalten, deutsch zu schreiben, und haben so bei all ihrem Patriotismus der Ausbildung der Gemeinsprache hindernd im Wege gestanden. Das Lateinische war damals die Muttersprache der Gebildeten; ein Mann wie Ulrich von Hutten, in seinen lateinischen Schriften beredt und voll Empfindung, ist im Deutschen unbeholfen wie ein Ausländer.

Es ist also nach all dem Gesagten sehr zweifelhaft, ob überhaupt eine deutsche Schriftsprache zustande gekommen wäre, wenn nicht Luther durch seine Kraft und Autorität Vorbild und Gesetz geschaffen und die Ströme aus unsicherem Lauf in ein Bett gesammelt hätte. Durch seine Herkunft aus dem sprachlich bevorzugten Mitteldeutschland, durch seine Abstammung aus einer im Bauern- und Bürgertum verwurzelten Familie, durch seine Belesenheit, seine weiten Reisen und seinen mündlichen und brieflichen Verkehr mit allen Schichten und Ständen des deutschen Volkes kannte er die große Zahl der deutschen Mundarten mit ihren Abweichungen in Stadt und Land und den Besonderheiten in den verschiedenen Berufen und gesellschaftlichen Schichten. Zielbewußt und mit einem unvergleichlich feinen und sicheren Sprachgefühl arbeitete er an der Herkulesaufgabe, so zu schreiben, daß ihn das ganze Volk verstehen könne: Ober- und Niederländer, Bauern, Handwerker und Gelehrte.

Seine eigenen Worte: „Ich rede nach der Sechsischen Cantzelei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland“ müssen einschränkend verstanden werden. In den Lautformen und in der Rechtschreibung folgte Luther kritisch und prüfend dem wenigstens theoretisch anerkannten Muster der kursächsischen Kanzleisprache, die ja seiner Heimatmundart vielfach entsprach. Auf dem Gebiete der Syntax und des Wortgebrauchs ließ er sich nur von seinem Ideal von „rechter art deutscher Sprach“ leiten, das er noch nirgends in einer deutschen Schrift verkörpert gefunden habe, am wenigsten bei „der herren Canzeleyen und puppen schreiber“.

Ähnlich wie die großen Meister der mittelhochdeutschen Zeit geht er aus von der Mundart seiner Heimat im weiteren Sinn, vom Mitteldeutschen; das war der Boden, in dem er wurzelte. Er meidet aber in wachsendem Maße die Ausdrücke und Formen, die nur im mittleren Deutschland oder gar in einem Teilgebiete davon verstanden wurden. Zahlreiche typisch mitteldeutsche Lautformen und Worte, die wir noch in den frühen Schriften Luthers und den ersten Bibelausgaben finden, sind in den späteren Drucken getilgt. Als Ergänzung werden Ausdrücke aus den anderen deutschen Mundarten genommen, wenn sie allgemein verbreitet und verständlich sind.

Was durch die Kanzleien, durch den Brauch der Drucker und durch die zunehmende Schätzung der deutschen Sprache angebahnt worden war, wurde nun durch Luther fortgeführt und gekrönt.

Die Kanzleien hatten eine gewisse Angleichung der Mundarten erreicht; das bezog sich aber hauptsächlich auf den amtlichen Gebrauch und auf einen sehr beschränkten Wortschatz. Luthers Sprache bot dem ganzen Volke ein Vorbild, wie man schreiben und sprechen müsse, um überall verstanden zu werden.

Der Einfluß des Kanzleideutsch, das doch ursprünglich nur in handschriftlichen Urkunden zutage trat, war schon über das Gebiet der Schreibstuben hinaus wirksam geworden und hatte den Schriftstellern und Druckern Anregung gegeben für die sprachliche Gestalt der Bücher, die dann ihrerseits wieder im Sinne der Gemeinsprache Einfluß übten. Um wieviel mehr mußte da das verbreitetste aller Bücher,

die Bibel, bedeuten, von dem schon zu Luthers Lebzeiten mehrere hunderttausend Drucke ausgegeben wurden.

Bisher war der Widerstand gegen die traditionelle Verehrung des Lateinischen nur ganz vereinzelt und schwach gewesen; auch Luther hat ja der Humanistensprache seinen Tribut gezollt und manches lateinisch geschrieben, was auch in deutscher Sprache hätte abgefaßt werden können. Erst das Beispiel seiner deutschen Schriften und besonders seiner Bibel, die die Vulgata an Klarheit und Richtigkeit übertraf, hat die Lateingläubigkeit erschüttert. Kein Beispiel konnte zwingender sein, als die zielbewußte Wendung vom Lateinischen zum Deutschen des von vielen Humanisten anerkannten und verehrten Reformators, der selbst im humanistischen Sinne gebildet war. Die große Wirkung läßt sich daraus erschließen, daß etwa ein Drittel aller deutschen Schriften, die zwischen 1518 und 1523 erschienen, von Luther waren, und daß unter seinem Einfluß die lateinischen Drucke an Zahl hinter den deutschen zurückblieben.

*

Trotz alledem darf man sich den Einfluß Luthers nicht als unbegrenzt vorstellen und glauben, die Einigung der deutschen Schriftsprache sei nun glücklich vollbracht gewesen. Zu bedenken ist, daß Luthers Sprache nicht zu allen Zeiten und an allen Orten die gleiche und niemals ganz einheitlich und konsequent war. Jede Neuausgabe der Bibel bot ein anderes Bild; waren die Abweichungen im einzelnen auch nicht bedeutend — zwischen der ersten und letzten Ausgabe besteht doch eine beträchtliche Differenz, besonders durch die wachsende Entfernung vom heimatlichen Dialekt. Die Nachdrucker in Augsburg, Frankfurt, Nürnberg hielten sich nicht streng an ihre Vorlage und änderten nach Gutdünken. Eine feste, gleichmäßige Richtschnur war also mit der Bibel nicht gegeben.

Außerdem war die Wirkung durch die konfessionelle Trennung im wesentlichen auf das protestantische Deutschland beschränkt; in katholischen Gegenden wollte man von dem ketzerischen lutherischen Bibeldeutsch nichts wissen, wenn man sich auch der indirekten Beeinflussung nicht entziehen konnte. Das allmähliche Schwinden des kaum faßbaren Interesses an religiösen Fragen im 16. Jahrhundert und die Arbeit der Gegenreformation ließen die Bedeutung des lutherischen Werkes geringer erscheinen und untergruben auch seine sprachliche Autorität.

Nicht zu vergessen ist, daß die Bibelsprache, die aus konfessionellen Gründen soweit irgend möglich unangetastet erhalten wurde, mit der Zeit veraltete und daß die geistige Welt des Barock mit ihren neuen Inhalten auch nach einem ihr gemäßen sprachlichen Gewand suchte. Schon im 17. Jahrhundert waren viele Formen Luthers ganz ungebräuchlich geworden, und jeder, der in unserer Zeit den Bibeltext in seiner ursprünglichen Form liest, wird sich wohl stoßen an Ausdrücken wie: wanckel = träge, los = unschmackhaft, freidig = kühn, meene = Gespann; oder an Formen wie: verlewret = verliert, Feil = Fehl, zublawen = zerbläuen, leugest = lügst, ich beiß = ich biß, um nur einige Beispiele zu nennen; von der Zeichensetzung und Orthographie ganz zu schweigen.

Um 1600 kann von einer schriftsprachlichen Einheit in Deutschland noch keine Rede sein, wie zahlreiche Zeugnisse beweisen. Erst 1618 erschien das letzte niederdeutsche Gesangbuch, 1621 die letzte niederdeutsche Bibel. Die Grammatiken sind noch im 17. Jahrhundert durchaus nicht eindeutig festgelegt.

Bewußt auf eine Einigung der deutschen Schriftsprache hinzuarbeiten, lag Luther fern. Was er erstrebte und was er bewirkte, war die Erneuerung des deutschen Glaubens-

Die Klarheit und die Prägnanz, die Kraft und die Volkstümlichkeit der Bibelsprache dürfen deshalb nicht geringer eingeschätzt werden; sie sind heute genau so bewundernswert und vorbildlich wie vor genau vierhundert Jahren, da zum ersten Male das ganze Bibelwerk herausgegeben wurde.

Die Anfänge der neuhochdeutschen Schriftsprache im eigentlichen Sinn liegen im 17. Jahrhundert, als man bewußt und aus nationalen Gründen in den Jahren der größten politischen, sozialen und religiösen Zerrissenheit der deutschen Sprache zur Anerkennung verhalf. Abgeschlossen wurde diese Entwicklung erst Ende des 18. Jahrhunderts, in der Blütezeit unserer Literatur. Das Vertrauen auf die Stärke des deutschen Geistes, die Liebe zum deutschen Schrifttum und das Streben nach einer dem ganzen Volke gemeinsamen Sprache war die einigende Idee in der Zeit der Verwüstung und Zersplitterung durch den großen Krieg.

MAXIMILIAN CLAAR

Theater und Theaterreform im faschistischen Italien

Der verstorbene Dramaturg Rasi, den man als den hervorragendsten Theoretiker des italienischen Theaterwesens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bezeichnen kann, hat einmal geschrieben, das Schauspiel werde in Italien von der Oper hauptsächlich dadurch unterschieden, daß es hinter der Bühnenentwicklung anderer Länder um hundert, die Oper dagegen nur um fünfzig Jahre zurück sei. Man kann an diesem Worte ermessen, was im heutigen Italien das Wort Theaterreform praktisch bedeuten muß, denn der Faschismus hat 1922 keine anderen Zustände vorgefunden als die, die Rasi fast ein halbes Jahrhundert vorher hatte kennzeichnen wollen.

Man spricht seit dem Beginn einer faschistischen Theaterreform natürlich vielmehr als früher von der italienischen Theaterkrise, aber man hat sich bis heute nicht zu der allein entscheidenden Erkenntnis durchgerungen: diese italienische Theaterkrise ist keine Krise allein des Betriebs und somit in erster Linie eine Folgeerscheinung wirtschaftlicher Vorgänge. Die italienische Theaterkrise ist eine Krise des Systems. Mit anderen Worten: man kann eben nicht im Jahr 1934 Theater spielen auf der kulturellen, sozialen und daneben natürlich auch wirtschaftlichen Grundlage, auf der sich der italienische Theaterbetrieb seit 1815 entwickelt hatte. Denn das ist der entscheidende Punkt: das italienische Theater ist noch heute aufgebaut auf der vor hundert Jahren berechtigt gewesenen Auffassung, daß es eine Angelegenheit der aristokratischen Oberschicht sei, zu deren ausschließlichem mondänem Vergnügen es diente. Kein Wunder, daß daher Mussolini, auch hier wie überall den Kern der Dinge mit genialer Intuition erfassend, 1933 die Parole ausgegeben hat, die italienische Theaterkrise müsse überwunden werden durch eine neue Verbindung der Bühne mit den großen Massen des Volkes, und das in erster Linie durch Theaterbauten, die 20000–30000 Zuschauer aufnehmen können. Dabei hat er sich auch den Bayreuther Gedanken zu eigen gemacht. Keine Logen, keine Platzunterschiede, der einfache amphitheatralische Saal. Und das bedeutet nach dem oben Gesagten eben mehr als nur ein rein bauliches Programm.

Das heute noch ausschließlich vorwaltende Logentheater ist eben das Symbol einer Bühnenkunst, die sich in der Hauptsache nur dem Geschmack und den Wünschen einer sozial hochstehenden Minderheit unterordnete.

*

Aber Mussolini geht in dieser seiner Theaterreform außerordentlich behutsam vor, so wie er sich ihr ja erst 1928 zugewandt hat, als sein Faschismus schon vollständig konsolidiert war, und mit vollem Recht. Je weiter ein zu reformierendes Tätigkeitsgebiet von den eigentlichen Aufgaben des Staates abliegt, desto weniger improvisiert der Faschismus, desto mehr studiert er die Schwierigkeiten. Und hier sind diese Schwierigkeiten enorm. Es handelt sich eben nicht nur darum, wo gespielt werden soll, und auch nicht einmal darum, was gespielt wird, sondern es muß die Grundfrage nach dem „Wie" gelöst werden. Hier aber lebt der alte Streit bei jeder Theaterreform in Italien wieder auf, der Streit um ständige oder nichtständige Bühne. Es fehlt einer deutschen Beurteilung der italienischen Theaterkrise von jeher leicht der Maßstab, weil man in Deutschland die Zähigkeit einfach nicht versteht, mit der der Italiener an überlebten Formen des Betriebs festhält, an Formen, die, wie Rasi eben gemeint hat, im Ausland seit fünfzig oder hundert Jahren überwunden sind. Man hat kein Verständnis dafür, daß auch der weltberühmte Sänger Engagements in Italien nur für wenige Monate abschließen kann oder daß eine Duse, ein Novelli, ein Zacconi gezwungen sind, wie die deutschen Schauspielprinzipale von 1800 mit einer Truppe herumzureisen und ihre Kunst als Gewerbe im Umherziehen zu üben.

Wenn man mit den Italienern darüber spricht, so darf man sich aber nicht bei dem stereotypen Publikumseinwand aufhalten: Ja, das ständige Theater mag ja viele Vorzüge haben, aber für uns ist es doch bequemer, alle hervorragenden Künstler unseres Landes an unserem Wohnort sehen zu können. Also ist es besser, daß die Künstler reisen, um Theater zu spielen, als daß das Publikum reisen muß, um ein Werk oder einen Künstler kennenzulernen! — Dieses Räsonnement der bequemen Masse hat nicht mehr die entscheidende Bedeutung, und dabei würde sich auch Mussolini nicht einen Augenblick aufhalten. Allein hinter dem Beharrungsvermögen des Publikums (das aber im faschistischen Staat doch bei jeder von Mussolini kommenden Reform mitgeht) steht die Furcht vor den finanziellen Folgen eines jähen Umsturzes, die Furcht, ein Vakuum zu schaffen, zu dessen Ausfüllung dem Staate selber nicht genügend Mittel zur Verfügung ständen, wenn er das Programm durchführen wollte, die italienische Theaterbetriebsform durch Verstaatlichung zur ständigen Bühne umzuwandeln. Und hier büßt der Staat von 1930, was der Staat von 1860 versäumt hat.

*

Es ist hier eine kurze historische Bemerkung erforderlich, weil im Ausland die italienische Theatergeschichte so ziemlich ganz unbekannt ist. Es ist nämlich gar nicht wahr, daß es in Italien nie eine Form des Theaterbetriebs gegeben habe, die an die ausländische ständige Bühne gemahnte. Daß es solche Theater zwischen 1715 und 1860 gegeben hat, ist ein Verdienst der in Italien herrschenden Habsburger und Bourbonen, die an die Wiener Hoftheater oder an die Pariser Große Oper und die Comédie française gewöhnt waren. Es gab damals in Mailand, Venedig, Florenz, Modena, Parma, Neapel und Palermo von Hof und Regierung subventionierte Hoftheater, die sich an die damaligen ständigen Betriebsformen von Wien und Paris anlehnten. Aber gerade das erschien der nationalen Revolution des italienischen Risorgimento nicht als eine Empfehlung. Was die vertriebenen Dynastien geschaffen hatten, das mußte mit ihnen verschwinden, und der neuen Einheitsdynastie Savoyen, die für das Theater ohnehin (und bis auf den heutigen Tag) nichts übrig hatte, war

es obendrein natürlich sehr bequem, daß man in dieser Hinsicht von ihr nicht auch noch Opfer verlangte*). Nicht einmal zur Schaffung einer königlichen Kapelle in Rom hat sie sich entschließen können, als 1902 der Präsident der Musikakademie von Santa Cecilia mit Zustimmung der Regierung es beantragte. So verschwand spurlos jeder Ansatz ständigen Theaterbetriebs, auf dem man hätte weiterbauen können, und Mussolini fand bei dem Gedanken einer faschistischen Theaterreform nichts vor, worauf er sich auch nur geistig hätte stützen können. Und das macht ihn, wie gesagt, vorsichtig, ehe er irgendwo ein neues Vakuum schafft.

*

Das gleiche Moment spielt aber auch eine Rolle dafür, daß die faschistische Theaterreform bei der Oper einsetzt, denn die Oper, die nun einmal die volkstümliche Kunstgattung in Italien ist, liefert auch eigene finanzielle Möglichkeiten, die Reform zu stützen. Mussolini fand in den italienischen Großstädten und in ganz vereinzelten Mittelstädten Opernhäuser vor, die von den Besitzern – mit Ausnahme der Mailänder Scala, wo ein Logenbesitzerverband besteht, fast immer die Stadtgemeinde – an einen Privatunternehmer verpachtet wurden, und zwar je nach der Überlieferung und den Geldmitteln des Impresario für 1 bis 4 Monate. Was für Kunst da gemacht wurde, das hing wieder ausschließlich von dem Unternehmer ab und daneben von der Tyrannis der Opernsterne einerseits, der Verleger andererseits. Irgendeine Kontrolle oder ein Einspruchsrecht war nicht vorhanden, auch die Stadt kümmerte sich nur um den Eingang der Pachtquote**). Eine Reform von seiten des Staates mußte also vor allen Dingen „Gemeinnutz vor Eigennutz" stellen und den Opernbetrieb aus einer privaten zu einer öffentlichen Angelegenheit machen. Hierbei ist Mussolini schrittweise vorgegangen. Natürlich hat er mit der Hauptstadt Rom begonnen. Seit 1880 die Tiberregulierung die Beseitigung des kirchenstaatlichen Opernhauses Apollo erfordert hatte und man sich der mangelnden Eignung des barocken Prunktheaters Argentina bewußt geworden war, hatte Rom nur ein Opernhaus, das von dem Bauunternehmer Costanzi 1881 erbaute und nach ihm benannte. Von dessen Erben ließ Mussolini 1928 das Teatro Costanzi mit Staatsmitteln, aber vom Gouverneur von Rom ankaufen und nach einem modernen Umbau als „Königliches Opernhaus" wieder eröffnen. Gleichzeitig wurden Chor und Orchester mit Zuhilfenahme der Musikhochschule zu dauernden Tonkörpern umgeschaffen und in die faschistische körperschaftliche Berufsorganisation (Corporazione dello Spettacolo) aufgenommen. Die Gesamtleitung übernahm ein Dreimännerkollegium, aus dem Vizegouverneur von Rom, dem Präsidenten der Musikakademie und dem Generalmusikdirektor bestehend. Letzterer (seit 1934 Tullio Serafin) hat die künstlerische Verantwortung wie ein deutscher Intendant nach dem Führerprinzip. – Ähnlich verfuhr Mussolini unter Zugrundelegung lokaler organisatorischer Möglichkeiten in Mailand (Scala), Neapel (San Carlo) und Palermo (Massimo) sowie Turin (Regio). Die drei letztgenannten Opernhäuser gehören als Gebäude dem Staat und brauchten nicht gekauft werden. Die Scala gehört der Stadt und dem Logenbesitzerkonsortium, die sich jeder Reform boten. (Nur mußte in Mailand leider Arturo Toscanini ausgeschaltet werden, da er begann, als Antifaschist politisch den wilden Mann zu

*) Wie ganz anders dachte und handelte 1866 König Wilhelm I., als er ganz einfach befahl, die bisherigen Hoftheater in Hannover, Kassel und Wiesbaden als preußische Hoftheater auf seine Schatulle zu übernehmen.

**) Man wird in Italien immer wieder von deutschen Theaterbesuchern gefragt, warum man im Gegensatz zu Deutschland zwei Billetts lösen müsse, die Eintrittskarte (Ingresso) und das Billett für den eigentlichen Platz. Der Erlös des Ingresso geht an die Besitzerin des Hauses, der Erlös der Platzbilletts an den pachtenden Unternehmer. Mit der Trennung der Karten soll die Kontrolle erleichtert werden.

spielen.) In diesen vier Städten sind die Verhältnisse ebenfalls mit Staatssubvention und Verstaatlichung der Tonkörper stabilisiert worden. Die Leitung haben gemeinnützige Gesellschaften (Ente autonomo) mit Ausschaltung jedes privaten Unternehmertums.

*

Es kennzeichnet Mussolinis positive Theaterreformpolitik, daß er in fünf Jahren nicht hat weitergehen wollen. Weder hat er Schritte zur ständigen Bühne getan, noch auch nur die Spielzeit von 4 bis 5 Monaten wesentlich verlängern wollen. Das war aber nicht nur ein Akt der Vorsicht*), sondern hatte auch seinen Grund darin, daß er in dem heutigen Zustand eine Zwischenlösung sieht. Das hat er in einer seiner Volksreden angekündigt. Mussolini sieht die Zukunft der italienischen Oper in der Loslösung von dem Logentheater bis zu 4000 Sitzen. Er will Amphitheater mit 20000 bis 30000 Plätzen für das ganze Volk. Das ist natürlich ein Gesamtprojekt mit Prinzipiencharakter. Man kann das intimere Theater nicht ganz aufgeben. Man denke nur an Werke wie Rossinis Barbier, Donizettis Don Pasquale, Verdis Falstaff, Puccinis Bohème. (Ich wähle vier verschiedene Zeitperioden.) Aber das Maßgebende an dieser Reform wird die Rückkehr der Musik zum Volk sein, das heute die Unternehmerpreise nicht mehr bezahlen konnte und sich jetzt schon zu allen Freilichtaufführungen mit ihren billigen Preisen drängt. Denn eine Vervollständigung der ersten Stufe Mussolinischer Theaterreform ist der sogenannte Opern-Thespiskarren, der im Umherziehen die italienischen Mittel- und Kleinstädte mit Opernaufführungen versorgt, Aufführungen allerersten Ranges mit Künstlern der Staatsoper in Rom oder der Scala in Mailand und unter finanzieller Staatsgarantie. Der Gedanke ist dadurch entstanden daß die verrotteten Theaterverhältnisse in Italien Kulturzentren ersten Ranges so gut wie dauernd ohne gute Opernaufführungen ließen, darunter Städte wie Siena, Pisa, Parma, Perugia, Modena, Padua, Ferrara, Ravenna, Urbino, deren kulturelle Bedeutung nicht illustriert zu werden braucht. Der Gedanke ist genialisch wie seine Ausführung. Der Thespiskarren ist ganz und grundsätzlich auf sich selbst gestellt. Er führt alles mit, baut das Theater auf dem Platz, und dort singen selbst Beniamino Gigli oder Mariano Stabile zu erschwinglichen Preisen die beliebtesten Opern in vorzüglichem Ensemble, umbraust von dem jubelnden Beifall der Massen. Das ist bisher ein Höhepunkt faschistischer Theaterreform.

*

Mit dem Schauspiel geht es notgedrungen erheblich langsamer. Hier herrschte das Chaos. Man stelle sich hunderte von Schauspielgesellschaften jeder Qualität vor, die unter einem „Schauspielerprinzipal“, wie man vor 150 Jahren es in Deutschland nannte, von Stadt zu Stadt ziehen. Ja, man kann nicht einmal diesen Vergleich mit historischen Zuständen in Deutschland restlos ziehen, denn auch vor anderthalb Jahrhunderten gab es in deutschen Landen schon das Wiener Burgtheater, das Berliner Hoftheater, das Mannheimer Nationaltheater oder das „neue prächtige Frankfurter Comödienhaus“ von 1783, wie Frau Rat es in ihrem Brief an den Sohn in Weimar nannte. In Italien bis auf den heutigen Tag keinerlei Entwicklung: die Wandertruppe sans phrase. Steht diese nicht unter einem Schauspieler, sondern bildet sie ein Autor wie Luigi Pirandello oder der soeben in Rom verstorbene Dario Niccodemi, um seine eigenen Stücke zu spielen, so stellt das schon eine höhere Eliteform des Betriebs dar.

Dieser Zustand, dessen soziale und wirtschaftliche Rückwirkung auf den einzelnen Künstler zu schildern sehr interessant wäre, legte einer faschistischen Theaterreform

*) Daß Vorsicht finanziell am Platze ist, beweist das Ergebnis der Kgl. Oper in Rom 1933/34. Ausgaben 9 Millionen, Einnahmen 4 Millionen.

von vornherein Schranken auf. Man hatte nicht einmal die besprochene Grundlage für den Ansatz wie bei der Opernreform. Daher hat Mussolini hier bisher nur die körperschaftliche Organisation spielen lassen. Er hat diesen Schauspielbetrieb im Umherziehen der schärfsten Kontrolle der Corporazione dello Spettacolo unterstellt. Also Regelung und Verschärfung des Konzessionswesens, Abschaffung aller Theateragenturen und Ersetzung durch eine kostenlose Stellenvermittlung der Körperschaft mit obligatorischem Charakter, Einführung längerer Verträge statt der bisher höchstens dreijährigen, Verbot plötzlicher unbegründeter Auflösung der Truppe, körperschaftlich-obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit. Natürlich erfaßt diese Reform nur den Rahmen. Alles rein Künstlerische bleibt der Zukunft überlassen, und diese Zukunft wird eben nur durch Übergang zur ständigen Bühne eine neue Blüte erleben, sobald erst die Grundlage für eine menschenwürdige Existenz des Schauspielbetriebs geschaffen ist und in allgemein besseren wirtschaftlichen Zeiten dem Staat entsprechende Mittel zur Verfügung stehen.

*

Kann man nun diese Entwicklung mit der deutschen vergleichen? — Es leuchtet ein, daß jede Theaterreform bei den seit langem festgefügten Zuständen im Deutschen Reiche unendlich viel leichter sein müßte. Viktor Emanuel II. hat einmal auf den Vorwurf, Italien habe sich seit beider Einigung 1870 viel langsamer entwickelt als das Reich, mit dem Satz geantwortet, es daure immer länger, wenn man ein leeres Gefäß füllen müsse als bei einem halbvollen. Und dieser Vergleich läßt sich auch hier anwenden. Wenn aber trotzdem der Eindruck entsteht, daß der Faschismus die ungeheure Aufgabe, eine Theaterreform aus dem Nichts hervorzustampfen, zielbewußter und erfolgreicher in Angriff genommen hat als die zuständige deutsche Reichstheaterkammer, so kann man dem nur den Wunsch hinzufügen, daß die auf diesem Gebiet unbestreitbare Überlegenheit dessen, was in Deutschland schon vorhanden ist, bald gestatten möge, diese Überlegenheit durch reformatorische Taten für alle Zeit zu festigen zum Heil des neuen Deutschland und der deutschen Kunst.

NOEMI ESKUL

Krakau, das slawische Rom

Hier — in diesen schmalen Gassen, auf den altertümlich geschnittenen Plätzen, im engen Raum einer verhältnismäßig kleinen und sehr alten Stadt, stoßen sich die Dinge nicht, sondern sie vertragen sich mit einer Anmut ohnegleichen. Gotische Bogen und modernste Bauten; ein merkwürdig strenges und leidenschaftlich verhaltenes Barock, das sich nur ungern und spät zur Trennung von jenen himmelstürmenden Pfeilern der Gotik entschließt, und die architektonisch dürftigen Gebilde des Fin de siècle; romanische Mauern und Wände aus Glas — das alles verbindet sich zu einem bunten, lieblichen und überaus lebendigen Ganzen — und wo die Gegensätze sich zu verschärfen drohen, da breitet sich mildernd und versöhnend das Grün des Gartengürtels, der die ganze innere Stadt umschließt. Und daher, von den Laubkuppen und Rasenflächen dieses kilometerlangen Parks, von der kühlen Gartenerde und dem Atem der vielen Gewächse ist über der ganzen Stadt ein wunderbar frischer Hauch, als begännen gleich dort — hinter der nächsten Ecke — die Felder.

Ja, diese Stadt wird nicht von ihren Gegensätzen zerrissen, wie ein starker Charakter von seinen Gegensätzen nicht zerrissen wird: sondern aus ihnen und in ihnen besteht

er ja gerade. Und die Hupen der Autos und das Kreischen der Elektrischen mischen sich brüderlich mit den Klängen des mittelalterlichen Chorals, der stündlich von den ungleich hohen Türmen der Marienkirche geblasen wird; mit dem Choral, der stündlich, mitten in der Melodie, auf jener hohen Note abbricht, auf der er einmal, vor vielen hundert Jahren, abgebrochen worden war, als ein treuer Bläser es sich nicht nehmen ließ, in der belagerten Stadt trotz der Gefahr seines schönen Amtes zu walten und, von einem Pfeil getroffen, mitten in jenem Ton zusammensank: zum dauernden, zum stündlichen Gedächtnis bricht die Strophe des Chorals noch heute kläglich wie ein Aufschrei ab.

*

Die Marienkirche – Notre Dame, die Kirche Unsrer lieben Frau von Krakau – war ursprünglich eine deutsche Kirche, aus den Mitteln und für die Andacht der zahlreichen Deutschen erbaut, die im Mittelalter in dieser kunstsinnigen und kunstfreudigen, reichen und handelsfrohen Stadt eine ansehnliche Gemeinde von Handwerkern, Meistern und Kaufherren bildeten. So hatte Krakau auch den großen Nürnberger Bildschnitzer Veit Stoß beherbergt, und die Marienkirche ist die schöne Hülle seines reifsten Werkes — eines der größten Wunder mittelalterlicher Kunst. Der dreizehn Meter hohe Hochaltar ist kürzlich mit unsagbarer Liebe und Sorgfalt von der Schwärze der Jahrhunderte befreit worden, und Dinge traten da zutage, märchenhafte Dinge — eine solche süße Pracht der Farben, eine solche Vielfalt der Gestalten, daß sich wieder einmal die bittere Ohnmacht des Wortes vor der eindringlicheren Gewalt des Bildes zeigt!

Die gleiche Kirche weist herrliche Bronzegrabplatten von keines Geringeren Hand als der Peter Vischers auf.

Diese Kirche mit den ungleichen Türmen wurde — erzählt man hier — von zwei Brüdern um die Wette gebaut. Und wie es so zu sein pflegt, schlug der Langsamere den Flinkeren, als dieser sein Werk vollendet hatte, tot; er selber aber stürzte sich von seinem unfertigen Turm herunter. In den Tuchhallen, eingangs, unter dem spitzen Bogen, der vom Markt ins Innere der Kolonnaden führt, hängt noch ein uraltes, mit Rost bedecktes Messer, mit dessen Hilfe diese Bluttat geschehen sein soll; die Skeptiker aber unter den Ansässigen schließen sich eher jener Lesart an, die diesem Messer kein so abenteuerliches Schicksal zuschreibt, sondern in ihm nur ein Wahrzeichen der städtischen Macht am Markte sieht. – Wer aber unbedingt den Schauder einer verklungenen Zeit verspüren will, der gehe hin zum Eingang der Marienkirche und fasse die rostigen Halsringe aus Eisen an, die noch zu beiden Seiten des Kirchenportals an schweren Ketten hängen, er fasse diese Ringe an und versuche sich das vorzustellen: Pranger.

*

Es ist kein Zufall, daß, wo man auch hingeht, die Türme dieser Kirche sichtbar sind. Man sieht es dieser Stadt an, man fühlt es – schon in der weichen Luft, in der zärtlich heiteren Himmelsfarbe – daß sie keinen männlichen Patron hat (auch wenn sie offiziell einen haben sollte!), daß hier kein gestrenger Herr, kein hart regierender spiritus loci waltet, sondern eine milde Herrin: es ist eine Stadt der Lieben Frau. Nicht nur, weil von so vielen Ecken, Portalen, Mauern, die Umrisse einer Muttergottes, in Stein oder in Holz geschnitten, grüßen: diese unergründliche Anmut, die Lieblichkeit des Ganzen spricht dafür!

*

Streift man an den Mauern der Patrizierhäuser entlang, die den Marktplatz säumen, stolpert der erstaunte Blick über den Namen Goethe. Hier hatte Goethe im Jahre 1790 gewohnt. Den Herzog von Sachsen und Weimar, in dessen Gefolge Goethe



Krakau: Die Marienkirche

Unterirdische Kapelle im Salzbergwerk Wieliczka

Blick über die Weichsel auf den Wawel

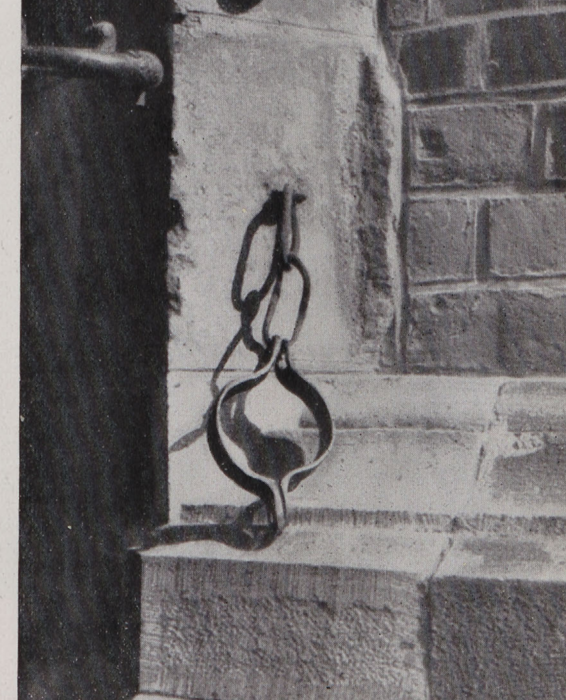


Das alte Königsschloß Wawel



Der Innenhof der Jagiellonischen Bibliothek

Die Tuchhallen mit den Lauben am Marktplatz



Eisenfessel vom alten Pranger
am Portal der Marienkirche



Die Dominikanerkirche

nach Krakau gekommen war, mag ein nicht nur touristisches Interesse in dieses fette Land geführt haben, in die Nähe Ungarns, für dessen vakanten Thron man damals wieder einmal eine passende Besetzung suchte. Doch bei Goethe findet man über die Beweggründe dieser Reise nichts, und von allem in Krakau Gesehenen hat Goethe nur den Eindruck festgehalten, die ihm die uralten Salinen in Wieliczka gemacht haben: „Woher das Salz der Erde komme? Aber, aus den Salzgruben bey Krakau!“ schrieb er noch zehn Jahre später in einem Brief.

Doch den weniger um Mineralogie als um Volk und Kunst Besorgten erstaunen in Wieliczka nicht die ungeheuren Felsen aus Salz und nicht die Ausgiebigkeit der Vorkommen, sondern die Reliefs und die Skulpturen, ja ganze Kapellen, ganze Kirchen, von den Arbeitern der Saline in Salz gehauen und aus Salz gemacht! – Wie wird doch diesem Volk alles, was seine Hände nur berühren, zur Form, zum Muster, zu einer bunten Vielfalt der Gestalt! Früher war in den ärmlichen Katen der Krakauer Bauern und der Goralen – der Bewohner der nahen Tatra – noch das alltäglichste Gerät mit reicher Schnitzerei verziert. Und diese Arbeiter, Analphabeten fast (oder auch ganz), holen aus dem splitternden Salz der Gruben, aus diesem launischen und spröden Material, in ihrer kargen Freizeit die ergreifendsten Gestalten hervor, die ganze biblische Geschichte. Mit Liebe, Mühe, mit einer naiven, aber starken Kunst! Und so entstehen, wie unter den Händen einer frommen Brüderschaft, auf hundert Meter Tiefe die einzigartigsten Gebetstätten der Welt.

*

Da war noch eben ein Café am Marktplatz, elegante Frauen, eine rege Handelsstraße – – und jetzt? Was ist das? War man nicht eben noch in einer westlichen modernen Stadt? – Man steht plötzlich im tiefsten Mittelalter. Die Zeit ist rückwärts gelaufen, und die Erdachse hat sich gedreht: man ist nicht nur im Mittelalter, man ist im Orient.

Diese schmalen, winkeligen und modrigen Gassen, die den Himmel eng machen und die Sehnsucht groß, diese schmalen Höfe, durch Holzgalerien noch schmäler gemacht, diese uralten Mauern – schmucklos – die dunkeläugigen, schmutzigen Kinder im Torweg und die sehr orientalisch gewürzten Gerüche – – das Krakauer Ghetto, Kazimierz, das drittgrößte und älteste Ghetto der Welt, auch heute noch die dichtbevölkerte, besondere, freiwillig abgesonderte Stadt der orthodoxen, alttestamentarisch frommen Juden, eine Stadt für sich mitten in einer anderen. Die sichtbaren Mauern, die in alten Zeiten diese Stadt umgaben, sind längst zerfallen; die unsichtbaren aus Sitte, Bräuchen, Kleidung und beiderseitigem Hochmut bestehen noch.

Männer, fast schön in ihrer merkwürdigen Tracht: biblisch rein geschnittene Züge; die Blässe vieler Geschlechter, die in engen Gelehrtenschulen aufgewachsen waren, und das unzerstörbare Bewußtsein der Besonderheit. Die Frauen – nun, man erblickte keine Rahel unter ihnen, keine Rebekka und keine Ruth. Wie übrigens auch bei den nahen Bergbauern, den Goralen, der Mann und nicht die Frau die Schönheit und die Tradition der Rasse trägt.

*

Krakau – dieses „slawische Rom“, dieser Sitz der Gelehrsamkeit und der geistlichen Orden – hat zweiundfünfzig Kirchen, und fast jede einzelne ist der Erwähnung wert. Aber schöner als alle Bauwerke dieser Stadt ist das königliche Schloß auf dem Berge, die alte Feste Wawel, in Inneren heute mit vieler Mühe und unter größten Opfern ausgezeichnet restauriert. – Man mag den polnischen Königen nachsagen, was man will – und diesen launischen und streitbaren Herren wird sich gewiß so manches nachsagen lassen – aber sie hatten Grazie und Geschmack, und ein unverkennbares Verständnis für die Kostbarkeit geistigen Gutes – Vorzüge, deren sich nur wenige unter den großen und kleinen Potentaten aller Zeiten rühmen dürfen! – – Und was

war das doch für eine gottgelobte Zeit, da die Kunst noch ein Reich war über allen irdischen Reichen, ungebunden und auf ihren Wegen durch keine politische Rücksicht gehemmt, eine Zeit, da der Nürnberger Veit Stoß seine besten Jahre – etwa zwanzig – Krakau schenkte und dieser zweiten Heimat Werke von unvergänglicher Schönheit hinterließ; da Hans Dürer, des großen Albrecht kleinerer Bruder, im Thronsaal der Burg Wawel die Fresken malte, und russische Künstler – obgleich die polnischen Könige sich mit Moskovien ununterbrochen in den Haaren lagen – mit ihren polychromen, byzantinisch-starren Wandgemälden die ehrwürdigste Kapelle der Wawelkathedrale schmückten!

*

Eine fast hundertjährige territoriale Zugehörigkeit der 1257 mit Magdeburgischem Recht ausgestatteten Ortschaft zum Verbande der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie hat dem architektonischen Bild der Stadt so gut wie gar nichts geben können, hat dagegen die Verbindung Krakaus mit seiner natürlichen Schwester Breslau, dem Hauptplatz des südöstlichen Deutschlands, gelöst und damit die früher selbstverständliche – weil geographisch richtige – gegenseitige Befruchtung germanischen und slawischen Wesens, den reichen Austausch der geistigen und der industriellen Güter unterbunden. Dieser – in jedem Sinne – unwirtschaftliche Vorgang hat den beiden gleichberechtigten Metropolen an der alten Handelsstraße nach dem Balkan und seinem Hinterland keinen Segen gebracht. Der Weg von Krakau nach Breslau und umgekehrt war so – ein widernatürliches Kuriosum – im Zeitalter des Schnellzuges unendlich weiter und mühseliger als im Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit.

Erst der Abschluß des Paktes mit Polen hat wieder die Voraussetzungen schaffen können dafür, daß die uralten Gegebenheiten zu ihrem bisher verschütteten Recht kommen.

*

Zum Abschied – noch einmal die strenge Fassade des heiligen Dominikus – wie lebendig ist doch das Mittelalter in dieser Kirche, wenn unter spitzen Bögen sich die weißen Kutten der Dominikaner zu gemeinsamem Gebet zusammenfinden – noch einmal die italienisch anmutenden Palazzos der Kanonikergasse und die heilsame Stille im Hofe der alten Jagiellonischen Bibliothek; noch einmal die wild bemalten Wände des kleinen Kaffeehauses, in dem sich zu Anfang des Jahrhunderts eine genialisch bunte Boheme mit Przybyszewski an der Spitze versammelte; noch einmal die Wiesen dicht hinter den letzten Häusern – Blonie genannt – wie zugehörig zu dieser so harmonisch kontrapunktierten Stadt!

Diese Wiesen, heiß geliebt und eifrig aufgesucht von allen Krakauern ohne Unterschied des Standes – sie sind das überkommene Ausflugsziel sowohl für die gräflichen Karossen aus dem Krakauer Faubourg Saint-Germain (plus Saint-Germain que Saint-Germain lui-même!) als auch für die Händler, für die Patrizier und für die Arbeiter, für mondäne Damen und bescheidene Handwerkersfrauen und vor allem für die Kinder aller Gesellschaftsschichten! (Im Deutschen Reiche wären an Stelle dieser verwilderten Wiesen mit einigen schäbigen Zuckerzeugbuden am Rande gewiß schon längst vortreffliche Anlagen und Sportplätze entstanden; aber die Kinder – – läßt es sich nicht noch wilder, noch heißer, noch glücklicher spielen, wenn man einfach „im Freien" sein darf, statt auf einem umzäunten Platz? – – die Kinder sind es zufrieden.)

Zum Abschied – noch einmal der verschnörkelte Umriß der Tuchhallen, noch einmal die Inschrift auf der Kathedrale im Wawel: „Non nobis, Domine, non nobis, sed nomine tuo ...", noch einmal die seltsame Mischung von herbem slawischem und südlich betörendem Zauber, noch einmal – – man reißt sich mit Mühe von Krakau los.

Literarische Rundschau

Friedrich Pock

Vergessene Waffenbrüder

Am 28. Oktober 1918 war in Prag die tschechoslowakische Republik ausgerufen worden; gleichzeitig beschlossen die polnischen Abgeordneten Galiziens und Ostschlesiens, ihr Land dem neuen polnischen Reiche einzugliedern. Einen Tag darauf vollendete die Unabhängigkeitserklärung Kroatiens die Auflösung der österreichisch-ungarischen Monarchie. Eine kriegführende Großmacht, an Gebietsumfang größer als das ihr verbündete Deutsche Reich, war auf der Karte Europas ausgelöscht, die Fahnen neuer Nationalstaaten wehten, wo bisher Habsburgs Doppeladler seine Schwingen gebreitet hatte. Aber am 31. Oktober warfen auf dem Hochland der Sieben Gemeinden steirische, deutschböhmische und tschechische Soldaten, abgekämpftes, ausgehungertes, vom Hinterland abgeschnittenes letztes Aufgebot, in gemeinsamem Sturmangriff die frischen, ausgerasteten, friedensmäßig verpflegten Gegner aus den zerschossenen Gräben: das Reich war zerfallen, das Heer lebte und kämpfte als eine Macht aus eigenem Willen und eigener Kraft, wie es seit Jahrzehnten jenseits der das Reich auflösenden Politik ein eigenes Leben für sich gelebt hatte. Der deutsche Waffenbruder hat von diesem in einer letzten heldischen Gebärde nutzloser Selbstaufopferung versunkenen Heer nie viel gewußt, und was aus einzelnen, oft recht ungünstigen Beobachtungen und Erfahrungen in sein Bewußtsein sickerte, gab selten ein wahres und gerechtes Bild. Was er von tschechischen Fahnenflüchtlingen Böses erlitten, lastete er nicht nur der ganzen bunten, aus dreizehn Völkern beschickten Vielfalt, deren Ergänzungsbezirke von Bregenz bis nach Cattaro, von Przemysl bis nach Triest reichten, unbesehen an; er überträgt es zuweilen auch noch auf seine Meinung vom heutigen Alpenstaat Österreich und seiner kerndeutschen Bevölkerung. Selbst wenn diese da und dort noch immer übliche Geringschätzung österreichischen Soldatentums nicht eine Quelle schlimmer Mißverständnisse und entfremdender Verbitterung geworden wäre, bliebe es ein Gebot der Gerechtigkeit, die Leistungen des einstigen Bundesgenossen erst nach gründlicher Überprüfung der besonderen Voraussetzungen zu beurteilen. Schon ein Blick auf die Totenziffern mahnt zur Vorsicht. Die durchschnittlichen Totenverluste betrugen im Deutschen Reich 27,8 vom Tausend, in Österreich-Ungarn 23,3, stiegen aber bei den österreichischen Deutschen allgemein auf 29,1, in einzelnen Ländern noch viel höher, so in Steiermark auf 31, in Tirol auf 34, in Kärnten auf 37,5 und bei den Deutschen Mährens auf 44 vom Tausend. Solche Blutopfer fordern Achtung, auch wenn der Erfolg den Opfernden versagt blieb.

*

Hindenburg, General Cramon, Freytag-Loringhoven, Alfred Niemann, Theob. Schäfer haben sich schon frühzeitig um gerechte Würdigung der österreichischen Kriegsleistung bemüht. Viel später meldeten sich die Österreicher selbst zum Wort. Die Quellenschriften einzelner Heerführer und Kriegswissenschaftler (Conrad, Arz, Auffenberg, Hoen, Horsetzky, Kerchnawe, Krauß, Max v. Pitreich) sind nicht als Volkslesestoff gedacht und geeignet. A. Zells schneidige Abrechnung „Warum haben wir den Weltkrieg verloren" (Klagenfurt, Gutenberghaus, 3. Auflage 1921) würdigt die österreichische Tragödie nur innerhalb des allgemeinen politischen und geistig-sittlichen Zusammenbruchs der Mittelmächte. Erst Edmund Glaise-Horstenau behandelt die gesamten Zusammenhänge in einem die Wirrsale Mitteleuropas klärenden Meisterwerk allgemein-verständlicher Geschichtsdarstellung: „Die Katastrophe. Die Zertrümmerung Österreich-Ungarns und das Werden der Nachfolgestaaten" (Wien, Amathea, 1929). Glaise wie Bruno Brehm, der („Weder Kaiser noch König", München, Piper, 1933) die sinnbildlichen Ereignisse des geschichtlichen Auflösungsvorgangs mit der Deutkraft des Dichters ineinanderflicht, stellen die Wechselwirkung zwischen Politik und Kriegführung deutlich heraus. Erst von diesem Standpunkt aus lassen sich die eigentlichen Kampfhandlungen gerecht bewerten. Diese werden nun in der amtlichen Sammlung „Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914—1918" bearbeitet, die freilich (wie der Sonderband „Der österreichisch-ungarische Krieg" in Schwartes Sammelwerk „Der große Krieg 1914—1918", Leipzig, Barth, 1922) auf fachlich geschulte Leser beschränkt bleiben wird.

An die große Öffentlichkeit, zuerst an den einstigen Waffenbruder im Reich, wenden sich zeitgemäße Aufklärungsschriften August v. Pitreichs und Otto Gallians. Pitreich erzählt in seinem Buch „Der österreichisch-ungarische Bundesgenosse im Sperrfeuer" (Klagenfurt, Kollitsch, 1930) als ehrlicher gerader

Offizier vornehm und sachlich, selbstbewußt ohne Selbstüberhebung, dem Bundesgenossen in aufrichtiger Hochachtung zugetan, am Ablauf der Tatsachen die Tragödie eines Heeres, das über sein Reich hinauslebte und auf den Trümmern dieses Reiches in einem letzten heldischen Kampf nicht dem äußeren Feind, aber dem Gebot einer unerhörten politischen Neugestaltung erlag. Pitreich mag bei der Arbeit an seiner gründlich mit Ziffern und Vergleichungen belegten Untersuchung vornehmlich an fachlich unterrichtete Leser aus Offizierskreisen gedacht haben. Gallians knappere, auch im Ton volkstümlicher gehaltene Schrift „Der österreichische Soldat im Weltkrieg, die Legende vom Bruder Schnürschuh“ (Graz, Leykam, 4. Auflage 1934) ist das richtige Handbuch für den Laien. Gallian, ein jüngerer Frontoffizier, hatte in seinem ersten Werk „Asolone 1918“ (ebenda, 1933) den letzten Kampf der abgeschnittenen Verteidiger der Grappafront als ein mit Herz und Hand beteiligter Mitkämpfer in einem zu Ehrfurcht und Dankbarkeit zwingenden Bekenntnis leidgestählten Kameradentums verewigt. Hier aber ist ihm um eine handfeste Einführung in das Wesen des altösterreichischen Soldaten zu tun, in Voraussetzungen, die der Außenstehende gewöhnlich übersieht, weil sie sich mit den Grundlagen der anderen am Weltkrieg beteiligten Wehrmächte kaum vergleichen lassen.

*

Das k. u. k. Heer war die eiserne Klammer, die eine im politischen Willen wirr auseinanderstrebende Völkervielheit zusammenhielt. Selbst war es, ein Spiegel dieser Vielfalt, nur zu einem Viertel von Deutschen, zu einem knappen weiteren Viertel (23 vom Hundert) aus Magyaren, zur Hälfte aus Slawen (44 vom Hundert) und Romanen (8 vom Hundert) gebildet. Die Befehlssprache war deutsch, in altem deutschen Soldatengeist war das Offizierskorps geschult, das aus bunt vermengten Bestandteilen eine Einheit zu formen hatte. Der gerechte Kriegsteilnehmer muß feststellen, daß diese Aufgabe im allgemeinen auch gelöst war, daß nur wenige nichtdeutsche Truppenkörper, wie etwa das tschechische Infanterieregiment 28, völlig versagten, andere sogar vorbildliche Soldaten stellten. Verhängnisvoller äußerten sich die politischen Hemmnisse eines völkisch zersplitterten Reiches seit Jahrzehnten in der Drosselung des Heeresbedarfs. Immer wieder hatten die gesetzgebenden Körperschaften die notwendigen Mittel verweigert. Die berühmten 30,5-Mörser, den Stolz der österreichischen Artillerie, konnte der Kriegsminister Auffenberg nur heimlich, ohne gesetzmäßige Bewilligung, bestellen, Maschinengewehre und Rohrrücklaufgeschütze waren nicht in genügendem Ausmaß bewilligt worden, die Mannschaftsstände mußten viel niedriger gehalten werden, als den Möglichkeiten und den Bedürfnissen des weit ausgedehnten Reichs entsprach. So zogen tapfere Soldaten unzulänglich ausgerüstet in den größten Krieg der Weltgeschichte, zahlenmäßig und technisch überlegenen Feinden entgegen. Die Hälfte dieser Soldaten entstammte Völkern, die dem Feind blutsmäßig, sprachlich, geistig näher standen als den deutschen und magyarischen Kameraden. Wer sich dieser Verwandtschaft bewußt war, hob sein Gewehr in einem Widerstreit zwischen Pflicht und Neigung, wenn er nicht gar im gegenüberliegenden Graben seine heimlichen Verbündeten erblickte. Nur die Kraft einer starken Überlieferung und die Selbstzucht eines trotz mancher Mängel gesunden Offiziers- und Unteroffizierkorps konnten solche, in völkisch einheitlich geschlossenen Staaten unbekannte Widerstände bis zu einem erträglichen Mindestmaß ausschalten und voneinanderstrebende Kräfte in einem gemeinsamen Kampfwillen binden.

Die Blüte des Heeres wurde in den ersten Kriegsmonaten auf den Schlachtfeldern Galiziens und Serbiens hingemäht. Die Kampfkraft dieser in der Abwehr der Übermacht verbluteten „aktiven Diener“ war kaum mehr zu ersetzen. In zwei- und dreijähriger Ausbildungszeit hatten sich auch Tschechen, Polen, Ruthenen, Rumänen die deutsche Dienstsprache angeeignet. Die nach acht- bis zwölfwöchiger Ausbildung an die Front geworfenen Ersatztruppen konnten, wenn sie nicht deutscher Herkunft waren, kaum an die täglichen Befehlsausdrücke gewöhnt werden, darüber hinaus war eine Verständigung mit anderssprachigen Kameraden und Offizieren überhaupt unmöglich. Dieses von so vielen inneren Hemmnissen belastete Heer hat vier Jahre lang seine Fronten gegen überlegene Feinde gehalten und seine Waffen erst versorgt, als sich hinter seinem Rücken das Reich selbst aufgelöst hatte. Seine geistige Ordnung war deutschen Gepräges und seine Kerntruppen blieben bis zum letzten Tag die alpenländischen und sudetendeutschen Regimenter, deren übermenschliche Leistung nicht verringert wird durch das düstere Ende, das alle Erinnerung an altösterreichisches Soldatentum umflort. Sein letztes trotziges Aufbäumen und Versinken wird immer als eine Gebärde echter Tragik empfunden werden, aber noch tiefer ans Herz greift die Tragik seines Ruhms, dessen Fahnen siegreich flatterten, als das Reich, dem seine Waffen dienten, längst von innen her bis an den Tod

verwundet war. Noch ist die Dichtung, die diesen erschütternden Widerspruch in die letzte gültige Formel meistert, nicht geschrieben. Aber immer ungestümer lockt der Vorwurf zur Gestaltung, den Geschichtsschreibern und den sachlich berichtenden Soldaten folgen die Künstler, die in gewaltigem äußeren Geschehen die inneren Gesetze erahnen und deuten.

*

Die noch während des Krieges erschienenen Berichte einzelner Mitkämpfer überholte die geschichtliche Entwicklung, gewichtige Zeugnisse unmittelbarer Erfahrung sind mit ihnen vergessen, werden erst wieder als Quelle kommender Gestalter lebendig werden*). Als dann die Entscheidung gefallen war — die den österreichischen Soldaten noch viel schwerer als seinen reichsdeutschen Waffenbruder bedrückende Entscheidung, die nicht nur die Auflösung eines in allen Mängeln doch stolzen und nörgelnd geliebten Heeres, die den Untergang des Reiches, atembeklemmende Einengung des gewohnten Lebensraums bedeutete — schien die entfesselte Schmutzflut volksfremden Zerstörergeists auch hier den Willen zu Wehrhaftigkeit und männlichem Selbstbewußtsein mit sich geschwemmt zu haben. Österreichs Deutschtum ist eindeutig dadurch zu erweisen, daß es sich keiner geistigen Erregung, die das Binnendeutschtum — im Guten oder Schlechten — mit sich riß, jemals zu entziehen vermochte. Als die Berliner Revolutionsgewinner die Demütigung ihres Volks zum Sieg der völkerbefreienden Menschenwürde ummünzten, wurde auch in Wien die höhnische Geringschätzung heldischer Lebenshaltung rasch Mode. Mit dem Erstarken des allgemeinen deutschen Selbstbewußtseins begann man auch hier wieder im Frontsoldaten den Mann der Pflicht, der Selbstaufopferung, der männlichen Treue zu sehen und zu achten.

Deutlich zeichnet sich diese allmähliche Wandlung im Schrifttum ab. Die ersten österreichischen Versuche zu künstlerischer Formung des Kriegserlebens, „Der Marsch ins Chaos“ von Josef Hofbauer, und „Barbara“ von Franz Werfel, entstammen dem gleichen Bereich frostigstofflicher Welt- und Lebensbetrachtung wie Remarques „Im Westen nichts Neues“. Das Gegenständliche, Sinnlich-Wahrnehmbare ist mit bedrückender Naturtreue wiedergegeben, die Auswahl der Gestalten ist freilich auf zwei schroff geschiedene Lager — willenlose Opfer und böswillige Lenker — beschränkt, wie es die Absicht der Ächtung und Abschreckung, der Wille zur Selbstentwaffnung, vorschrieb. Gleiche Ursachen bedingten freilich hier wie dort die gleiche Wirkung: Vergötterung durch die große Presse, rasche Zustimmung der von der Kraft der Schilderung ergriffenen Leser und ebenso rasche Abkühlung, weil der verschleierte Widerspruch bald erkannt war: wenn den ins Feuer getriebenen „Menschenherden“, wie sie diese einseitigen Friedensfreunde sahen, nichts übrigblieb, als sich zu wehren, um nicht selbst vernichtet zu werden, dann war es widersinnig, sie zu entwaffnen, solange der Gegner nicht an Entwaffnung dachte. Und solange die Siegerstaaten täglich neue Bombenflugzeuge bauten, war es Empfehlung des Selbstmords, wenn man den Besiegten riet, das letzte Gewehr zu zerbrechen. So wurden die Alten, die den Krieg scheuten, an der Zweckmäßigkeit dieser „Niewieder-Krieg“-Dichtung irre. Die Jugend aber las aus den Schilderungen verbissenen Widerstands nicht den Abscheu vor den Schrecken des Kriegs, sondern die Bestätigung der sittlichen Kraft der Kameradschaft heraus. Und brannte lichterloh auf, als andere Kriegsteilnehmer dem stofflich und zeitlich beengten Einzelschicksal das Seelisch-Ewige des von ihnen erfühlten Sinns ihres Soldatentums entgegenstellten.

Robert Mimra brach 1930 mit seinem Buch „Batterie 4“ (Graz, Berglandbuch) die erste Bresche. Kein großer Dichter, aber ein ganzer Kerl, der warmen Herzens einen höheren, in der großen Gemeinschaft verewigten Sinn vergänglichen Einzelschicksals empfindet, entrollt hier und im Fortsetzungsband „Im Schatten des 3. November“ (ebenda 1933) an den Erlebnissen einer Artilleriekameradschaft den Heldenkampf eines bis zur Selbstaufopferung seiner Aufgabe getreuen Heeres. Im Schatten des 3. November verlieren sich die durch Schrecken und Ehre gemeinsamer übermenschlicher Leistung verbrüderten Gefährten: wer Heimat hat, weiß seinen Weg. Wohin aber wandern jene, deren Heimat das Heer gewesen ist? Glücklich der Tscheche, der Pole, der Slowene, der nun einen völkischen Wunschtraum erfüllt glaubt, wenn er sich vielleicht auch nicht leichten Herzens alten, durch gemeinsames Opfer geweihten

*) Franz Josef Krug, „Mit den Siebnern gegen die Russen“, „Mit den Siebnern gegen den Erbfeind“, „Alpenkrieg“ (alle drei Graz, Deutsche Vereinsdruckerei, 1915—16); Hans Sammereyer, „Mit den Blumenteufeln gegen die Russen“ (Wien, Braumüller 1915); Josef Neumair, „Im serbischen Feldzug 1914, Erlebnisse und Stimmungen eines Landsturmoffiziers“ (Innsbruck, Tyrolia 1916); Josef Burger, „Mit den Tiroler Landesschützen gegen Rußland“ (ebenda 1917); Otto Tumlirz, „Aus dem Kriegstagebuch eines Glückskinds, Stimmungen und Erlebnisse eines österreichischen Reserveoffiziers“ (Berlin, Concordia 1917) u. v. a.

Bindungen entreißt. Glücklich noch in allem Elend der Zerstörung der Österreicher, der sich in seinem Deutschtum innerlich geborgen weiß und dem wiedererwachenden Lebenswillen seines Volkes vertraut. Trostlos droht die Zukunft nur jenen alten Soldaten, die sich in einem übervölkischen Reich nur als „Österreicher“ schlechtweg, keinem Volk verbunden und doch irgendwie an allen beteiligt fühlten: die vielleicht als Söhne eines deutschen Vaters und einer tschechischen Mutter, richtige „Turnisterkinder“, in irgendeiner böhmischen Garnison zur Welt gekommen, in einen übervölkischen Lebensstil hineingewachsen waren, in Pola eine Italienerin geheiratet, in Komorn ihr Kind einem Magyaren vermählt hatten. Sie hatten dem alten Reich in Treue gedient und konnten keinen der neuen Staaten als zu ihnen gehörig empfinden, wertvolle Menschen, die als Opfer einer unerhörten Umwälzung ihre innere Sicherheit, ihren eigentlichen Daseinszweck verloren. Diesen von Mimra schon gestreiften wesentlich österreichischen Vorwurf nahm bewußter Bodo Kaltenboeck auf, indem er die düsteren menschlichen Einzelschicksale in die Tragödie des ganzen Reichs einbaute. Sein viel gelesenes und viel umstrittenes Buch „Armee im Schatten“ (Innsbruck, Tyrolia, 1932) deutet Altösterreichs Sterbensnot in erlebnisechten Bildern von Kampf und Untergang eines Infanterieregiments aus. Kaltenboecks Auffassung vom deutschen Gedanken ist an die Vorstellungen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation gebunden; der Wärme der Beschwörung wird sich auch der Gegner der darin begründeten politischen Folgerungen nicht ganz entziehen können, und gerade der reichsdeutsche Leser wird durch die ihm fremde Blickrichtung nützliche Einsichten ins alte Österreich gewinnen.

*

Kaltenboeck und Mimra spannen den Rahmen der Geschehnisse von Galizien bis zum Isonzo, vom Aufbruch im Sommer 1914 bis zum Ausklang im Herbst 1918. Sepp Dobiasch („Kaiserjäger im Osten“, Graz, Leykam, 1934) beschränkt sich auf den östlichen Kriegsschauplatz, dessen große Russenschlachten anschaulich dargestellt sind. Die Mehrzahl der österreichischen Kriegsbücher kommt aber von der Südwestfront. In Galizien und in den Karpathen waren die „aktiven Diener“ verblutet, das jüngere Soldatengeschlecht hat die Ostfront kaum mehr kennengelernt, seine Erinnerungen wurzeln im Isonzotal, in Kärnten, Tirol, in den Sieben Gemeinden, in den Grappa-Asolone-Piave-Stellungen, wo sich die beste Überlieferung des alten Heeres in unvergänglichen Leistungen verjüngte.

*

Ein Bekenntnis dieses jungen Soldatentums ist Walter Neuwirths Roman „Helden“ (Berlin, Aretz, 1933), ein Buch der Jugend, die von der Schulbank weg in die Schützengräben marschiert; aber sie erstickt nicht in stumpfem Abscheu vor vollem und bedingungslosem Einsatz wie Remarques innerlich vergreiste Selbstlinge, sie wächst durch die harte Prüfung über ihre Jahre hinaus, sie fühlt, „daß in Not und Tod die deutsche Heimat geboren wurde.“ Dieses neue Heimatgefühl, dieses fortan das armseligste Taglöhnerdasein adelnde Bewußtsein, sich draußen in stummer, selbstverständlicher Aufopferung Volk und Heimat neu erkämpft zu haben, scheidet ja den echten Soldaten vom willenlosen Kriegsknecht, der sich ewig nur als Opfer eines grausamen Schicksals bedauert. Der allgemeine Wert der „Helden“ ist durch diese Gesinnung bestimmt, im besonderen aber ergibt sich hier ein bezwingend echtes Bild der Isonzo- und Piavekämpfe, die im deutschen Volke noch viel zu wenig bekannt und gewürdigt sind. Auch Rolf Rungens Roman „Brennende Südfront“ (ebenda 1933) und Kornel Abels „Karst. Ein Buch vom Isonzo“ (Salzburg, Pustet, 1934) verewigen die ehernen Tatsachen dieses verbissenen Ringens um die österreichische Südmark in wirklichkeitstreuen Berichten — bei Rungen von einer verbitterten Stimmung umschattet, die gewisse, keiner Front und keinem Heer erspart gebliebene Schattenseiten dunkler hervortreten läßt, als die künstlerische Gerechtigkeit fordert. Abel wirkt wärmer und freudiger, trotz des tiefen Grundgefühls der Trauer um die geliebte Armee, das durch die Zeilen schwingt. Abel kommt vom Generalstab und wird daher auch den Kommandostellen gerecht, die in den meisten Frontbüchern schlecht wegkommen oder farblos verblassen. Im Mittelpunkt steht, nicht genannt, aber im Licht warmer Verehrung deutlich erkennbar, Generaloberst Boroevic, der Slawe, der treu und zäh der deutschen Aufgabe seines Heeres gerecht wird. Denn das war ihr Schicksal, das ihr auferlegt war und an dem sie im letzten Kampf zerbrach: „Hier auf den großen Gräberstätten der kaiserlichen Armee steht auf den Namensschildern Truppenkörper, Rang, Name, Todestag in deutscher Sprache. Deutsch ist die letzte Nachricht der Gefallenen an das Leben. Und deutsch wie im Leben ist die Sprache der Armee auch im Tode.“

Die Tiroler Alpenfront und ihre ersten Verteidiger erstehen in des Grafen Anton Bossi-Fedrigotti Roman „Standschütze Bruggler“ (Berlin, Zeitwende, 1934). Als Italien den Krieg erklärte, waren die Tiroler Grenzberge von einigen Festungsbatterien und ein paar

Bataillonen Standschützen besetzt. Standschützen, das waren die Untauglichen, die zwar, wie jeder Tiroler, am heimischen Scheibenstand schießen gelernt hatten, für den eigentlichen Heeresdienst aber nicht geeignet waren, zu jung, zu alt oder mit Körpergebrechen behaftet. Die zogen nun, als es um den eigenen Hof, um den eigenen Acker ging, von den nächsten Dörfern in die Berge, fünfzehnjährige Buben, siebzigjährige Greise, und wehrten wochenlang auf sich allein gestellt, den Vormarsch des Feindes ab. Jedes größere Dorf hatte seine Standschützenkompanie, die den besten Schützen zum Hauptmann wählte (auch der große Tiroler Lyriker Arthur von Wallpach, dem einige der schönsten Kriegsgedichte*) zu danken sind, kämpfte als Standschützenhauptmann im Gebiet der Drei Zinnen). Bossi hat den Krieg im Hochgebirg, wo sich die Naturgewalten der Lawinen, des Schneesturms und des Felsenbruchs mit dem Feind verbündeten, meisterhaft nachgestaltet und den unbekannten Helden ihrer Berge ein unvergängliches Denkmal gesetzt. (Über sachliche Einzelheiten dieser seltsamen Landeswehr unterrichtet Anton Mörls reich bebildertes Buch „Tiroler Standschützen im Weltkrieg“, Innsbruck, Tyrolia, 1933.) Eine große Einzelleistung des Alpenkriegs verklärt Robert Skorpils „Pasubio“ (Innsbruck, Tyrolia, 1934) — diese Schicksalsberge Tirols, wo in Schnee und Eis um jede Spanne Bodens gekämpft wurde, diese Pasubio, Col di Lana, Tofana, Monte Piano, Rotwandspitze, sind ja ewige Zeugen beispielhafter soldatischer Selbstaufopferung. Im Kriegserlebnis der rumänischen Front wurzelt „Nur ein Österreicher“ von Hans Fischer-Stockern (München, Bergverlag Rother, 1933); ergreifend echte Klänge aus dem Heldenlied des sterbenden Österreich schwingen auch durch einzelne Dichtungen Bruno Brehms, Karl Springenschmidts, Robert Hohlbaums, Alexander Lernet-Holenias, Friedrich Heydenaus (dessen neuer Roman „Der Leutnant Lugger“, Berlin, S. Fischer, zur Zeit der Niederschrift dieses Überblicks noch nicht vorlag). Als Verfasser lebendiger Tatsachenberichte sind Fritz Weber, Ricco Piccini, Hans Lukas verläßliche Gewährsmänner.

Eine Sonderstellung unter den Kriegsbüchern bezieht Robert Bertholds „Von Front zu Front, Przemysl-Isonzo 20000 Kilometer“ (Graz, Alpenlandbuchhandlg. Südmark, 2. Auflage 1934). Ein junger Offizier erzählt seine abenteuerreiche Flucht aus der Gefangenschaft in die Front — eine Flucht, die ihn durch China, Japan, Amerika an die Feuerstellung am Isonzo führt. Echt soldatische Gesinnung adelt diesen dem aufregendsten Karl May-Band entsprechenden, atemlos forthastenden Bericht von einer unerhörten Weltreise, die immer wieder knapp an der Gefahr der Entdeckung vorbei um die halbe Erde vom Krieg in den Krieg geht.

Auch Josef Papeschs heitere Fliegergeschichten „Mein Freund, der Flieger Falkenbach“ (Graz, Bergland-Buch, 1933) gehören zu den ungewohnten und ungewöhnlichen Kriegsbüchern, weil in ihnen von Waffentat und Todesbereitschaft überhaupt kaum die Rede ist. Was diese unverwüstlichen österreichischen Flieger mit ihrer den feindlichen Kampfmitteln unterlegenen Ausrüstung zu bestehen hatten, wie sie das Mißverhältnis der technischen Kräfte durch erhöhten Einsatz und kühneres Wagnis auszugleichen wußten, verrät eigentlich nur das fröhliche Aufatmen gesteigerten Lebensgefühls nach bestandener Gefahr, das man aus diesen breit auflachenden Soldatenschwänken noch selber mit einem befreienden „Gottseidank“ herausspürt. Es ist eine von Fremden leicht mißdeutete und darum nicht ganz ungefährliche österreichische Eigenschaft, von eigener Leistung nicht ruhmredig „Aufhebens“ zu machen, lieber mit einem Scherz über sie hinwegzugleiten. Wer diese ausgelassenen Geschichten, die nicht für höhere Töchter geschrieben sind, weil Soldaten immer einen „rauhen, aber herzlichen Ton“ liebten, aufmerksam liest, wird bald den ernsten Grundton heraushören: sonnig aus beruhigtem Herzen gelacht haben da draußen doch nur diejenigen, die dem Tod die Sense aus der Hand geschlagen und tapfer ihre Pflicht erfüllt haben.

Und sie haben ihre Pflicht wahrlich bis in ein unverdient grausames Ende hinein getan, diese österreichischen Soldaten, von denen der reichsdeutsche Waffenbruder im Grunde heute noch immer so wenig weiß.

Unvergessene Waffenbrüder

Der von Friedrich Pock erwähnte, 585 Seiten starke Roman Heydenaus „Der Leutnant Lugger“ (Berlin, S. Fischer) liegt der Schriftleitung vor. Der Roman darf in diesem Zusammenhang nicht vergessen werden. Der Verfasser war schon mit einer beachtlichen Geschichte aus dem Leben der österreichischen Grenzarmee „Wuk der Wolf“ in S. Fischers Bücherei hervorgetreten. Jetzt schildert er in drei großen Teilen das Leben des österreichischen Offiziers vor, im nnd nach dem Kriege. Wenn auch in diesem Roman Friedrich Heydenau in jeder Zeile ein

*) Arthur von Wallpach, „Wir brechen durch den Tod“ (Innsbruck, Tyrolia).

noch zu großes persönliches Beteiligtsein und eine fehlende Distanz zu den Ereignissen, worunter die letzte künstlerische Formung leidet, zu erkennen gibt, so ist der Roman allein seines zweiten Teiles wegen wert, mit in die vorderste Reihe der Kriegsbücher gerückt zu werden. Denn wie hier bei Straffung des Stiles und Zurückhaltung des Persönlichen das Hohe Lied auf die Leistungen der deutsch-österreichischen Regimenter erklingt, das ist ergreifend und meisterhaft. In dem ersten Teil verbringt ein aus den Ländern in die Hauptstadt versetzter und von der Sonne adliger Gönner und schöner, aber schon etwas angefressener Frauen der Hocharistokratie bestrahlter junger Offizier seine kurzen Tage in der Kaserne, den eleganten Nachtlokalen und den Armen heißer Frauen soldatisch unbekümmert und gierig nach Lebensgenuß; fast schlüsselromanmäßig erinnert das an Erzählungen aus der morbiden Wiener Gesellschaft des Vorkriegs. Das Klima des Hofes und die Gestalt des alten Kaisers sind meisterhaft geschildert. Aber gerade durch diese leichte Art des Lebens, die schon von Leichtsinn und Leichtfertigkeit sich kaum mehr unterscheidet und den jungen, noch ungefestigten Menschen in schwere Gefahren bringt, erhebt sich wie von einer dunklen Folie um so strahlender und leuchtender die Leistung dieses jungen Burschen und all der eleganten Salonoffiziere, vollbracht in Selbstverständlichkeit, als es um den letzten Einsatz gilt. Und schließlich bewährt er sich dann auch im dritten Teil, in dem Österreich des Zusammenbruchs und der Inflation, bis ein befriedigendes Ende ihm durch die Liebe eines Wiener Bürgermädels wird, die er vorher über seinen adligen Freundinnen vergessen hatte. Wegen des zweiten Teiles wird dieses Buch Bestand haben.

*

Eins der stärksten Zeugnisse über die Leistungen der österreichischen Armee kannte Friedrich Pock bei Abfassung seines Aufsatzes noch nicht. Aus diesem Buche haben wir Abschnitte herausgenommen und in diesem Heft veröffentlicht. Es ist der dritte Band des groß angelegten Werkes „Die unsterbliche Landschaft. Die Fronten des Weltkrieges", herausgegeben von Otto Erich Volkmann „Italienfront" (Leipzig, Bibliographisches Institut). Auf die Bedeutung dieser Sammlung wiesen wir bei Erscheinen der ersten beiden Bände bereits hin. Hier ist, sowohl was die Auswahl der großartigen Bilder, wie die Darlegung der unerhörten, durch nichts zu überbietenden, den Leistungen der deutschen Truppen an den schwersten Brennpunkten des Krieges wie Verdun gleichwertigen Taten angeht, eine Musterarbeit entstanden, wie sie dem deutschen Soldaten und Historiker so wohl ansteht: bei aller Knappheit und Klarheit der Darstellung des großen militärischen Geschehens ist das Buch von einer inneren Wärme, von einer seelischen Anteilnahme getragen, wie sie nur das eigene Miterleben und die Fähigkeit zum innerlichen Verarbeiten des ungeheuren Geschehens verleihen. Es ist wie ein Abschnitt aus einem alten Heldenlied, wie Volkmann die Kämpfe an der Italienfront, die österreichische Leistung und das Eingreifen der deutschen Truppen schildert. Meisterhaft die Gegenüberstellung der beiden großen Feldherrn Conrad v. Hötzendorff und des deutschen Generals v. Below, des Feldherrn ohne die letzte Fortune und des Feldherrn mit Fortune. Dem Sinn der Sammlung entsprechend, der die Landschaft als mitbestimmend für das Kriegserlebnis des Frontsoldaten zum unverlierbaren Besitz machen will, setzt er die italienische Landschaft in das ihr gebührende Licht: eine Landschaft als Kriegsschauplatz, die keinen Vergleich mit dem Erleben an anderen Fronten zuließ. Und in dieser Landschaft ein Krieg von wenigen Wochen, so wie der echte Soldat den Krieg versteht: ungestümes Vorwärtsstürmen und Vollbringen kaum ausdenkbarer Leistungen, atemlose Verfolgung des völlig geschlagenen Feindes bis zur letzten Aufreibung, ein Marschieren, ein Kämpfen, ein Siegen wie in einem Rausch, der dann schnell erstarrt im Stellungskrieg, bis dann den Italienern, nicht durch eigne Kraft, sondern durch fremde Hilfe und den Zusammenbruch der Mittelmächte ein unverdienter Sieg beschert wurde.

*

Vergessene Waffenbrüder? — Nein, niemals vergessene Waffenbrüder! Denn von einigen in der allgemeinen menschlichen Unzulänglichkeit begründeten, bedauerlichen Takt- und Schönheitsfehlern abgesehen, ist vom deutschen Soldaten und damit auch im Reiche die Leistung unserer österreichischen Brüder im Weltkriege richtig gewürdigt und niemals vergessen worden. Das einmal mit voller Deutlichkeit auf Grund der vorliegenden Zeugnisse festzustellen, ist reichsdeutsche Pflicht gegenüber dem österreichisch-ungarischen Heere und unsern Brüdern in Österreich. R. P.

Die Lutherbibel

Die außergewöhnliche Bibel unserer jungen Jahre war die Doré'sche Bilderbibel. Die gewöhnliche Bibel war ein Schulbuch: um diese großen Bände war die Luft des Heiligen Landes und der biblischen Geschichten: alles bekam

Raum und Ferne, und die Phantasie wanderte in die Zeit der Erzväter und Propheten, der Könige und Christi und erlebte die Welt, die einst Schauplatz der heiligen Geschichte gewesen war.

Die Zeiten wandeln sich: eine neue Atmosphäre ist heute um das Buch der Bücher. Sie kommt zu lebendigstem Ausdruck in einem wunderschönen Neudruck der Lutherbibel, den der Verlag von A. Foerster in Leipzig vorlegt. Das ist die außergewöhnliche Bibel dieser Tage; denn sie gibt mit ganz starker Eindringlichkeit die geistige Luft der Reformationszeit, deren Religiosität und Glaubensuchen heute zeitgemäßer denn je sind. Der Verlag hat Luthers Bibelübertragung von 1534 nach dem Exemplar der Leipziger Universitätsbibliothek getreu faksimiliert; er hat das schöne Druckbild der ebenso wuchtigen wie lesbaren Fraktur auf ein kräftiges angenehmes Papier übertragen, den schönen Ledereinband des Leipziger Buchbinders Adolar Baldershain getreu nachgebildet und so eine Bibelausgabe geschaffen, die im Lesen die ganze Zeitfarbe der Lutherzeit gibt — und zugleich einen sehr starken Eindruck von der Kulturhöhe, die das Deutschland der Reformation besaß. Das gesteigerte Leben der Lutherzeit erfüllt noch in dieser Faksimileausgabe die Seiten: es ist in den ausgezeichneten Wiedergaben der 124 Holzschnitte des MS-Meisters, in den Initialen und fast noch mehr in der Gesamtwirkung des Bandes. Was den heutigen Textausgaben der Bibel fehlt und fehlen muß, das Erfülltsein mit Geschichte, mit der Würde des Anteils am deutschen Werden, die gerade diesem Buch wie keinem zweiten Werk in deutscher Sprache zukommt — das ist über dieser Ausgabe. Sie ist keine bibliophile Angelegenheit und keine bürgerliche Prachtausgabe: sie läßt in dem, der sie betrachtet und in ihr zu lesen beginnt, eine Ahnung aufsteigen von der Bedeutung, die Begriff und Wirklichkeit der Heiligen Schrift für die Zeit Martin Luthers hatte. Sie gibt lebendig und anschaulich etwas vom besten Wesen der Reformationszeit, macht dieses Wesen größeren Volkskreisen wieder zugänglich. Sie gibt einen Eindruck von der geistigen Bedeutsamkeit der Bibelübersetzung Luthers — und hilft damit, den allgemeinen Bibeln von heute wieder etwas von ihrer geistigen Wucht, die sie durch das Massenhafte der Verbreitung langsam verloren haben, zurückzugewinnen.

F.

Das Evangelium neu übertragen

Der Wunsch nach einer neuen, die Fehler Luthers ausmerzenden, aber andererseits von der gleichen gewaltigen Sprachkraft getragenen Übersetzung der Bibel besteht schon sehr lange. Gelungen ist das neue Übersetzungswerk trotz vieler Versuche bis heute noch nicht wieder. Es kommen aber im Laufe der Jahre immer wieder neue in dieser Richtung unternommene Versuche zum Erscheinen, wie vor kurzem ein solcher von Friedrich Pfäfflin. Nachdem der Autor mit einigem Erfolge zunächst die Briefe des Neuen Testamentes „in der Sprache von heute" übersetzt hatte, hat er sich nun auch an die vier Evangelien gewagt (Eugen Salzer, Heilbronn). Was läßt sich bereits nach kurzem Einblick zu dieser gewiß mühseligen und fleißigen Arbeit sagen? Ein totaler Mißgriff, der einen geradezu danach lechzen läßt, die Luthersche Bibel wieder einmal in die Hand zu nehmen. Was ist doch die Sprache für ein geheimnisvolles Instrument! Wie ist es möglich, bei gleichem „Sinn" derartig grundverschieden zu übersetzen? Mag sein, daß Pfäfflin manch einen Terminus getreuer übertragen hat als Luther, daß manch eine Wendung unserer gegenwärtigen Sprache gemäßer ist; im ganzen aber ist aus den Evangelien unter der Hand dieses Übersetzers oft geradezu ein fades Buch geworden. Nur ein Beispiel für viele: Luther übersetzt Matth. 26. V. 40, 41 die berühmte Gethsemaneszene: „... und er kam zu seinen Jüngern, und fand sie schlafend, und sprach zu Petrus: Könnt ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen? Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Der Geist ist willig; aber das Fleisch ist schwach."

Bei Pfäfflin wird daraus: „... Nun ging er zu seinen Jüngern zurück. Er fand sie schlafend. Zu Petrus sagte er: Vermögt ihr denn nicht einmal eine einzige Stunde mit mir zu wachen? Wacht und betet! Sonst wird die Versuchung über euch Herr. Der gute Wille ist wohl da, aber die Kraft hält nicht durch."

Solcher Stellen ist diese neue Übersetzung voll, und man kann zusammenfassend wohl urteilen, daß dies manchmal mehr die „Sprache von heute" ist, aber in einem Sinne, wie wir sie um des lebendigen Lebens willen lieber nicht hören wollen, wie sie von der geistigen Kraft des Wortes erschreckend fern ist.

Günther.

Historie! Historie!

Es ist ganz selbstverständlich und folgerichtig, daß sich in der deutschen Dichtung mit der Entwicklung des neuen Zeitgeschehens die Autoren immer mehr Stoffen zuwenden, die dem heroischen Willen der Gegenwart entsprechen. Hans Friedrich Blunck hat von allen

Autoren das interessanteste Thema angepackt und wahrscheinlich auch das schwierigste: die Entdeckung Amerikas durch Didrik Pining und Hans Pothorst zwanzig Jahre vor Kolumbus (diese Arbeit basiert auf den Forschungen des Kopenhagener Bibliotheksdirektors Sofus Larsen). Bluncks Buch „Die große Fahrt“ (Langen-Müller, München. Ln. 4,80 RM.) bedeutet für sein Gesamtschaffen die entscheidende Steigerung und damit den Durchbruch zur großen Dichtung. Mit diesem Buch steht Blunck neben Paul Ernst, Kolbenheyer, Agnes Miegel — freilich immer in der ihm eigentümlichen niederdeutschen Art. „Die große Fahrt“ ist das Buch einer echten Kameradschaft von Mann zu Mann. Noch einmal werden die großen Zeiten der europäischen Vergangenheit mit ihrem Land- und Entdeckerhunger sichtbar, und innerhalb dieses weit gesteckten Raumes vollendet sich das Schicksal Didrik Pinings, der dem Verrat zum Opfer fällt. Dieser Pining ist in seiner typischen deutschen Zerrissenheit und dem hanseatischen Hang zur Weite (hier ist der Dichter am deutlichsten zu spüren) eine Gestalt, die ihren Platz in der deutschen Dichtung sich bewahren wird. Es ist — man konnte darum fürchten — Hans Friedrich Blunck bei aller amtlichen Belastung die dichterische große Kraft geblieben, die dieses Epos von Seefahrern, Entdeckern, Bauern und Gottesmännern werden ließ. Das ist große deutsche Dichtung. — Andersartig ist der Versuch von Ludwig Huna, dem germanischen und nordischen Kreise nahezukommen, in seiner Liebesmär „Helgi“ (Grethlein & Co. Nachf., Leipzig. Ln. 5,50 RM.). Der Verfasser verfügt über eine ausgezeichnete Sachkenntnis der nordischen Bräuche, Sagen und Anschauungen. Er versteht es verhältnismäßig geschickt, dieses germanische Weistum in seine Handlung einzubeziehen, zu umkleiden. Er entgeht damit im allgemeinen der Gefahr, die sehr nahe lag, daß das Erhabene ins Lächerliche hinabgezogen wird, wenn man sich auch manchmal nicht des Gefühls erwehren kann, daß der Autor einigen Überbetonungen erliegt. Im ganzen ist die Geschichte von der Königsmaid Sigurlinn und Helgi indessen doch so geformt worden, daß dieses Buch den Leser angenehm unterhält. — Maria Josepha Krück von Poturzyn gestaltet das Schicksal der Gemahlin Kaiser Heinrichs V. „Methild und das Reich der Deutschen“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin. Ln. 5,25 RM.). Diese Methild wurde als zwölfjährige (sie war englischer Herkunft) dem Kaiser angetraut und trug bereits mit 23 Jahren den Witwenschleier. Sie mußte dann nach England zurückkehren, um dort das Land der eigenen Sippe zu erhalten. — Da ist der Gegensatz: Deutsche — Engländer. Jene: edel, mutig und stark mit dem Hang nach dem Süden, diese: nüchtern, real denkend, und dazwischen Methild, die die Völker nicht verbinden, die gemeinsame Rasse nicht zur europäischen und Weltvorherrschaft führen kann. Und dann ist da die ewige Liebe der Frau zu dem früh verstorbenen Gemahl! Das ist eine große, gütige Menschlichkeit und damit außer Raum und Zeit — allgemeingültig. Ein Lebensbild, das vollste Beachtung verdient. — Abermals — ein paar Jahrhunderte nach Pining und Pothorst — hören die Deutschen, namentlich die Brandenburger, von den abenteuerlichen Plänen eines „Benjamin Raule“ (Broschek & Co., Hamburg. Ln. 4 RM.), der die kurbrandenburgische Marine begründete und Kolonien erwerben, zumindest sie — soweit vorhanden — schützen will. Das ereignisreiche Leben dieses Pioniers der Seefahrt erzählt in schlichter Weise Meta Schoepp. Das Buch dürfte sich auch an junge Menschen wenden wollen, denen es ein Bild jener Epoche brandenburgischer Entwicklung gibt. — In das Jahr 1788 führt ein unterhaltender kulturgeschichtlich nicht uninteressanter Roman von Werner Fuchs-Hartmann, „Die Welt um den Cornet von Dobernitz“ (Fr. Vieweg & Sohn, A.G., Braunschweig. Ln. 4,75 RM.). In einer kleinen deutschen Residenz machen sich die Anzeichen einer bevorstehenden Umgruppierung der Kräfte politischer, gesellschaftlicher Natur immer entscheidender bemerkbar. In diese Zeit der beginnenden französischen Revolution ist der Cornet von Dobernitz gestellt — rein zufällig — und muß sich nun mit der Zeit, mit sich, den Mitmenschen auseinandersetzen. Ein unterhaltsamer Roman, der noch einmal die sterbende Welt des Rokoko in ihrem (freilich nun Halb-) Glanz zeigt. — Etwa zwanzig Jahre danach findet man sich wieder in Margarete Kurlbaum-Sieberts „Die echte Macht“ (Vieweg & Sohn, Braunschweig. Ln. 6,80 RM.) Preußens Fall und Aufstieg ist das Thema dieses um 250 Seiten zu lang geratnen Romans. Das ist schade, denn man verspürt die deutliche Bemühung und Sorgfalt der Autorin. Aber dieser Roman verschwimmt, verwischt alle starken Eindrücke durch seine Breite. Episch heißt nicht breit, sondern ausfüllend sein. Aber auch Kürze ist ausfüllend. Hier wäre sie am Platze gewesen, dann hätte sie dem gut gemeinten Werk dramatische Zuspitzung gegeben, während so stellenweise eine Langeweile aufkommt, die man nur ungern entgegennimmt. So verbleibt mehr der Eindruck eines historischen Bilderbuches,

der nach einer Einheit und Kraft strebenden Nation, der doch gewißlich — parallel zur Gegenwart — geplant war. — Wiederum wird Geschichte gestaltet. Dieses Mal Kolonialgeschichte. Theodor Bohner führt in unbekanntes Land, „Der Schumacher Gottes" (Rütten u. Loening, Frankfurt a. M. Ln. 5 RM.). Bohners Vater war Missionar an der Goldküste Afrikas und in Deutsch-Kamerun. Er erzählt dessen Lebensgeschichte. Es ist ein Buch ohne irgendwelche künstlerischen Ansprüche und gerade deshalb, weil es nichts als den „Heroismus des Alltags" aufhellt, von einer Eindringlichkeit, die zupackt — die den Menschen will. Wegen der sauberen Gesinnung und um des gesunden Grundkerns willen ist diesem Volksbuch weite Verbreitung zu wünschen. — Einige Bücher berühren unmittelbares Zeitgeschehen und führen in die jüngste Vergangenheit oder Gegenwart. Da ist das ausgezeichnete Buch von Otto Brües, „Die Fahrt zu den Vätern" (Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin. Ln. 5,60 RM.). Dieser Roman ist von einer unerhörten Eindruckskraft in rund 150 Seiten. Es wird in dem Buch von einem Jungen erzählt, dessen Vater als Hauptmann am Kemmel gefallen ist und der als Obertertianer mit Kameraden nach Norwegen eine Wanderfahrt macht, unterwegs auskneift, um Fridtjof Nansen, den er leidenschaftlich verehrt, zu sehen. Er fährt auf der „Fram", Nansens Schiff, mit dessen Kampfgefährten zu einer Jubelfeier nach Drontheim — es versteht sich als blinder Passagier. — Er kann aber Nansen nicht sehen und von ihm erfahren, für welches Lebensideal Opfer und Leid noch Sinn hätten, und findet ihn später als Toten in Oslo. Der Junge wird Seemann und geht auf dem deutschen Schulschiff „Niobe" mit unter. Diese anderthalb hundert Seiten heben das Buch aus der Masse und zeigen Brües als Erzähler von dichterischer Kraft, der mit diesem Werk erneut nachdrücklichst auf sich verwiesen hat. Der Sinn des Opfers steht im Mittelpunkt und gibt dem Buch die Kraft, auch die schwächeren Teile konventioneller Art mitzutragen. Das ist eine Volksdichtung, die zu allen Lebensaltern gehört, die irgendwie noch einen Funken Jugendlichkeit in sich verspüren. — Ausgesprochen vom literarischen Einfall her legt Hans Heyck seinen neuen Zeitroman „Robinson kehrt heim" (Koehler & Amelang, Leipzig. Ln. 4,80 RM.) an. Ein Mann geht nach dem Zusammenbruch des Hitleraufstandes 1923 auf eine ferne Insel im Ozean, er nimmt seine Frau mit und hinterläßt bei einem Anwalt eine Art Testament, das zwei Freunden erst nach acht Jahren eröffnet werden darf und die ihm nachfahren, ihn zurückholen. 1932 findet der Mann dann heim. — Der literarische Einfall wird geschickt — aber nicht immer völlig überzeugend — ausgebaut. So kann es gemacht werden. Aber ob auf diese Art der neue nationalsozialistische Roman gefunden wird, ist doch zu bezweifeln. Der wird nur aus dem echten, wahren Erleben wachsen und nicht aus dem literarischen Einfall, sei er noch so glänzend gemacht. Stärkste Stelle des Romans gerade dort, wo man auf persönliches Erleben des Dichters schließen kann: die Begegnung des Arbeitswilligen mit Adolf Hitler. Das ist zwingend gestaltet. Sprachlich ist er ungleich. Es werden übrigens in diesem Buch, das den Unbedenklichkeitsvermerk trägt, Dinge so rücksichtslos offen ausgesprochen, daß der Prüfungskommission nun wahrhaftig nicht „Weltenge" und „Vorzensur" nachgesagt werden können. — Schwächer als das erste Buch („Die SA. erobert Berlin" ist Wilfried Bades neuer Zeitroman „Thiele findet seinen Vater" (Knorr & Hirth. Ln. 2,90 RM.). Vater und Sohn laufen entfremdet nebeneinander lange Zeit her und finden sich nach Kampf und Sorge um Deutschland spät, aber noch rechtzeitig genug zufällig beim Namensaufruf in einer Versammlung und reichen sich die Hände. — Bade hat es sich in diesem neuen Roman nicht eben schwer gemacht. Selbstverständlich, daß weltanschaulich und zeitgemäß alles scharf gesehen ist. Die zwingende Wirkung dieses romanhaft (unzweckmäßig) verkleideten Geschehens bleibt aus.

Gleich drei Bücher schließlich führen in die frühe römische Geschichte. So „Ich Claudius" (Paul List, Leipzig. Ln. 6 RM.) von Robert Ranke-Graves, der gründliche historische Studien in lebendiger, eigenwilliger Weise zusammengefaßt hat und die Mittelpunktsfigur, Kaiser Claudius, ihr Leben berichten läßt. Mit feiner Ironie wird diese Lebensbeichte wiedergegeben, die ein vorzüglicher Beitrag zur Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit ist. Hans Rothe hat die deutsche Ausgabe übersetzt. — Franz Spunda hat ein „Romanepos" zur römischen Geschichte geschrieben, das er „Romulus" (Paul Zsolnay, Wien. Ln. 6,50 RM.) nennt. Unwahrscheinlich langweilig wird die Geschichte von Romulus in allen Einzelheiten als römisches Geschehen berichtet. Der Roman rechnet stark mit der Zeit und bringt in historischer Verbrämung neuzeitliche Gedanken und wirkt dadurch verwirrend. Diese Verwirrung wird durch die Zerdehnung noch gefördert. — Interessanter ist der Versuch Günther Birkenfelds (frühere Werke „Liebesferne" und „Dritter Hof links", das auf der Ebene von

Georg Fincks „Mich hungert“ lag), der ernsthaft sich um das Leben des „Augustus“ (J. G. Cotta, Stuttgart. Ln. 5,80 RM.) bemüht. Er hat sich damit ungefähr einen der schwersten Stoffe der Weltgeschichte ausgesucht und ist von außen her gut an den Komplex herangekommen. Aber es fehlt das Menschliche, dieses Größer-Werden und Wachsen des Jünglings, der dann zur Macht kam, die Gewalt seiner Persönlichkeit, seines Herrschertums. Sie ist vielleicht da, überzeugt aber nicht. Es mangelt an der Durchdringung von innen her. Das ist ein Einwand, der sich ans Prinzipielle wendet. Mensch und Schicksal werden erzählerisch klar gestaltet, und Birkenfeld gibt wieder eine Probe seines Könnens ab, aber der Stoff ist zu gewaltig. Liebe und Bewunderung zu einem Imperator wie Augustus sind allein nicht zwingend für eine Darstellung.

Die Historie steht hoch im Kurs. Alle möglichen Persönlichkeiten werden ausgegraben und zeitgemäß „bearbeitet“. Nicht die Hälfte dieser Arbeiten ist notwendig.

Heinz Grothe

Geschichtswissenschaftliche Auslese

Weltgeschichte für alle. Nach dem Werke von Hans Delbrück bearbeitet von Konrad Molinski. Vier Bände. Deutsche Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin.

Wie in jeder Zeit der Spannung und der inneren Unruhe geht der Drang nach einer einheitlichen Betrachtung weltgeschichtlicher Vorgänge durch unser Volk. Vielbändigen Sammlungen gesellen sich knappe Grundrisse. Eine Zusammenfassung des großen Werkes, dessen fünf umfangreiche Bände Hans Delbrücks Vorlesungen wiedergeben, ist daher weiten Kreisen willkommen. Konrad Molinski zeichnet für die von Delbrück selbst gebilligte und geförderte Bearbeitung, bewährte Schulmänner haben ihn mit ihrem Rat unterstützt, zahlreiche Abbildungen beleben die Darstellung. Je zwei zusammengebundene Bändchen bewältigen Altertum und Mittelalter, Neuzeit und neuere Zeit; den letzten, besonders ausführlichen Abschnitt über das „Wilhelminische Zeitalter“, über Weltkrieg und Nachkriegszeit hat der Bearbeiter in den Gedankengängen des Meisters angefügt.

Aloys Schulte, Der deutsche Staat: Verfassung, Macht und Grenzen 919—1914. Stuttgart—Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt 1933.

In einem wahrhaft großen Wurf faßt der Bonner Historiker im fünften Jahrzehnt von Forschung und Lehre die wesentlichsten Grundzüge seiner in zahlreichen Einzelschriften erarbeiteten Anschauung zusammen. Es fehlen der Darstellung, wie das Vorwort fast warnend bekennt, „die leuchtenden Farben politischer Großtaten, der geistigen und wirtschaftlichen Kultur“: dem Kenner aber bietet gerade die Herbheit der Erzählung eine Fülle von Anregungen, ein Erinnerungsbild seltenster Art. Überaus lehrreich weisen die Abschnitte über das Mittelalter, um nur wenige für den Streit der Tagesmeinungen wichtige Ergebnisse herauszugreifen, auf die besonderen Pflichten gerade des deutschen Königs als Führer der abendländischen Christenheit und über den Vorsprung der westlichen Staaten Europas in der Ordnung von Verwaltung und Führung hin; aus der neueren Zeit seien die wichtigen Abhandlungen über das Heereswesen des Reiches und seiner Stände genannt.

Mit gleichem Dank verzeichnet die Wissenschaft mit zahlreichen Freunden, die sich die „Epochen der deutschen Geschichte“ und andere weit verbreitete Bücher des gleichen Verfahrens erworben haben, die Ausgabe von „Reden und Aufsätzen zur Geschichte und Politik“, die uns Johannes Haller im Verlage der J. G. Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart und Berlin bietet. Wichtige, in Zeitschriften zerstreute Aufsätze, unter denen die Lebensbilder Kaiser Heinrichs VI. und Papst Pius' II. (in der „Deutschen Rundschau“), Einzelabhandlungen über die Ursachen der Reformation, über den bildenden Wert der neueren Weltgeschichte sowie von Tod und Auferstehung der deutschen Nation (1919) vornehmlich genannt seien, finden ihre Ergänzung durch bislang ungedruckte Vorträge und Abhandlungen. Hervorgehoben sei die ausgezeichnete Studie über den Eintritt der Germanen in die Geschichte, die in vornehmer, aber wuchtiger Beweisführung die heute allzu stark betonte Auffassung von einer geistigen und wirtschaftlichen Überlegenheit auf das richtige Maß zurückführt, den Einflüssen Roms weiten Spielraum einräumt.

Unter den Einzelschriften, die besonders wichtige, örtlich und zeitlich begrenzte Abschnitte aufhellen, sei an erster Stelle Eduard Ziehen, Mittelrhein und Reich im Zeitalter der Reichsreform 1356 bis 1504 (Frankfurt a. M., Selbstverlag-Hauserpresse) genannt. Eine kleine Landschaft nur bildet den Schauplatz; in ihr aber kommen in den unruhevollen Jahrzehnten von der Verkündigung des ersten Reichsgrundgesetzes, der Goldenen Bulle, bis in die Anfänge Kaiser Maximilians I. die entscheidenden Kämpfe um die Zukunft des deutschen Gesamt-

staates zum Austrag. Auch heute, da sich hier die Grenzen von Baden und der Bayerischen Pfalz, von Hessen-Darmstadt, der preußischen Provinzen Hessen-Nassau und Rheinprovinz scheiden, neben der ehemaligen Reichsstadt Frankfurt und dem goldenen Mainz andere Wirtschaftszentren ihr Eigengewicht geltend machen, werden wir uns aufs neue der anschlaggebenden Bedeutung einer territorialen Flurbereinigung und einer Gewaltenteilung im Rhein—Main-Gebiet (im weiteren Sinne des Wortes) bewußt. Um so erfreulicher wirkt angesichts einer fast unerhörten Zersplitterung von Quellen die treffsichere Lösung der in Betracht kommenden Fragen. Wir hoffen und wünschen, daß neben dem wissenschaftlichen auch der buchhändlerische Erfolg dieses ersten Wurfes die Veröffentlichung des Schlußbandes mit der Zusammenfassung der Ergebnisse beschleunigen wird.

Auch die Zeit der „Bewegung" von 1848 weckt als Versuch einer „unvollendeten Revolution" die besondere Aufmerksamkeit des deutschen Lesers. Das Lebensbild des Feldmarschall Fürst Windischgrätz von Paul Müller mit dem Untertitel Revolution und Gegenrevolution in Österreich (Wien—Leipzig, W. Braumüller) ist eine wertvolle, für den Fachmann äußerst aufschlußreiche Gabe. Während Alfred Windischgrätz bislang vor allem durch seine rücksichtslose Bezwingung des Aufruhrs in Prag (Pfingsten 1848) und der Oktober-Revolution in Wien hervortrat, durch die Erschießung Robert Blums und durch seine konservative, rein österreichische Einstellung für die scharfe Wendung des erneuerten Kaiserstaates gegen Preußen und Paulskirche verantwortlich schien, werden jetzt Persönlichkeit und politische Einstellung zu einer lebendigen Einheit. Um so bedauerlicher, daß die ungegliederte Darstellung dem Buch den Weg über die Fachbüchereien hinaus verschließt!

Zur Aufhellung der Vorgeschichte des Weltkrieges liefert die Studie von Margret Boveri, Sir Edward Grey und das Foreign Office (Politische Wissenschaft. Schriftenreihe der Deutschen Hochschule für Politik in Berlin und des Instituts für Auswärtige Politik in Hamburg, Heft 12. Berlin, Walther Rothschild) einen sehr beachtenswerten Beitrag. Es handelt sich um die Frage, wieweit der verantwortliche Leiter der britischen Außenpolitik vom König, von seinen Amtsgenossen und von anderen Seiten beeinflußt wurde, — ohne die Auffassung der dazu in Betracht kommenden Persönlichkeiten nachzuprüfen. Eine einfache, auch nur in ihren Grundzügen sichere Antwort erhalten wir nicht. Fast wichtiger ist die Feststellung, wie unendlich schwer wir in jüngster und jüngerer Vergangenheit Anschauungen und selbst Aussprüchen bis zu ihrer Wurzel nachzuspüren vermögen. Ähnliches gilt von den Hintergründen der Pariser „Friedens"konferenz von 1919, die den von Sir Edward Grey mitentfachten Kampf abschließen sollte. Nach zahlreichen Erinnerungen, Tagebüchern und Aktenbänden zeigen uns als stille Mitarbeiter Marcel Berger und Paul Allard an Hand von Auszügen aus französischen Zensurakten, wie es „hinter den Kulissen des Versailler Vertrages" (übersetzt von H. W. Fell: Verlag Scherl-Berlin) aussah; anspruchslose Beiträge zu geschichtlicher Erkenntnis großer Ereignisse.

P. Wentzcke.

Dank an Duden!

Eines der wichtigsten Bücher deutscher Zunge ist oder war der Büchmann. Kein Redner war denkbar ohne diesen Zitatenschatz — und selbst dem Schreibenden gab er oft erst die nötige pikante Sauce der Bildung und des weiten Weltblicks. Die Vorstufe zum Büchmann aber war und ist der Duden, das unsagbar fleißige Werk jenes edlen Mannes, der sein Leben daran setzte, die Fallstricke der Orthographie für unser gequältes Dasein so ungefährlich zu machen wie nur möglich. Was half das schönste Zitat, wenn man nicht genau wußte, wie es zu schreiben war? Was half die Bildung, wenn sie immer noch in die Klüfte der orthographischen Fehler stürzen konnte!

Der Duden gehört wie der Büchmann, wie das Kochbuch, wie das Konversationslexikon in die Reihe der wahrhaft menschenfreundlichen Werke der Literatur, zu den Nothelfern des täglichen Lebens, denen wir alle unzählige Male Befreiung aus quälenden Zweifeln, Rettung vor unsagbarer Blamage verdanken. Jetzt hat das Bibliographische Institut in Leipzig in ständiger Sorge um das geistige Wohl unserer Volksgenossen diese Kinderfibel der Erwachsenen in einer neuen, verdoppelten Ausgabe herausgebracht (den ersten Teil hat Dr. Otto Basler neu bearbeitet) — und da wollen wir die gute Gelegenheit benutzen, endlich einmal unseren lange feige verschwiegenen Dank an Duden gerührten Ausdruck zu geben, zumal die neue Form mit ihrem zweiten Teil, dem Stilwörterbuch, noch viel mehr Segen stiften, noch viel mehr belastete Gemüter vom Albdruck ungeahnter Entgleisungsmöglichkeiten befreien wird.

Der alte Duden legte die Orthographie, die Rechtschreibung, fest. Der neue Teil, den ebenfalls Dr. Basler bearbeitet und zu dem der Prof. Geißler in Erlangen eine kluge Einleitung beigesteuert hat, will dem Benutzer Stilsicherungen geben, ihm zeigen, was richtiges Deutsch ist, wo er zu gehen hat. Der erste Teil betonierte gewissermaßen die Risse im Wege des Sprachguts; der zweite bezeichnet diese Wege so sicher wie eine moderne Autostraße bezeichnet ist. In der deutschen Sprache, deren Vieldeutigkeit schon Hegel begeistert pries, gibt es so entsetzlich viele Nebenwege des Stils, daß der Suchende oft, ohne es zu ahnen, mitten im freien Feld der Sprache steht und zur heimlichen Freude der anderen versuchen muß, mit allerhand Kapriolen wieder auf festen Boden zu gelangen. Er hing seinen Hut an den Haken und ahnte nicht, daß er ihn in Wirklichkeit hängte; er suchte den Grund und meinte die Ursache seines Stolperns. Er war scheinbar erhitzt, war es aber in Wirklichkeit anscheinend — denn er war kein bloßer Schauspieler; er wußte nicht, ob er sein Unglück wägen oder wiegen sollte, denn es wog sehr schwer. Er wollte seine Flagge hissen — aber das schöne Wort hissen fand er nicht in dem schönen neuen Stilwörterbuch; dafür entdeckte der Suchende mit Vergnügen viele schöne Ausdrücke, die erst durch den Krieg buchfähig geworden sind, und stellte sich mit Vergnügen ein Schimpfwörterbuch zusammen, das für gemäßigte Fälle durchaus ausreichte (nur den Lorbaß, den doch Sudermann sogar bühnenreif gemacht hat, vermißte er schmerzlich).

Das Buch wird bestimmt genau so seinen Weg machen wie der alte Duden. Denn es entspricht einem Bedürfnis, und es wird von diesem Bedürfnis aus bei weiteren Auflagen sicher noch manche Erweiterung und Veränderung erfahren, die es von Mal zu Mal brauchbarer und sinnvoller machen werden. Bis dahin freuen wir uns zunächst einmal, daß es da ist — und beginnen zum Dank ein Deutsch zu schreiben, wie es bisher ohne diesen Doppel-Duden noch nicht auf der Welt war.

F.

Erziehung zur Revolution

Es könnte überholt erscheinen, heute mit einem wissenschaftlichen Werke über die Erziehungsmethoden des Marxismus in seiner kommunistischen wie in seiner sozialdemokratischen Form herauszukommen. Hanns K. E. Klein nennt daher sein erschienenes Buch „Erziehung zur Revolution“ (Duncker und Humblot, München) vorsorglicherweise im Untertitel „eine kritische Studie zur Überwindung des Klassenkampfes auf pädagogischem Gebiete“. Jedoch wenn man ein solches Buch nur als sachliche wissenschaftliche Leistung betrachtet und sich in seinen reichen, sehr sorgfältig ausgearbeiteten Inhalt vertieft, so wird es von ganz allein evident, wie wichtig gerade auf dem Felde der Pädagogik eine möglichst genaue Kenntnis des Feindes und seiner Kampfmethoden ist, sei auch im Augenblick der Gegner in eine Wolke verdampft.

Klein schildert in neunzehn Kapiteln die Geschichte und die Praxis der marxistischen Pädagogik von ihren ersten Anfängen bis in die Gegenwart, das heißt bis etwa zum Jahre 1932, in welchem er die Schrift als Promotionsarbeit bei der Philosophischen Fakultät der Erlanger Universität einreichte. Dadurch kann das Buch mit Recht den Anspruch erheben, nicht zu den Konjunkturarbeiten gezählt zu werden und in seiner Gegnerschaft zum Marxismus echt, sauber und damit auch, so weit wie möglich, ritterlich zu sein. Es ist an diesem Buche sine ira et studio, nach gutem wissenschaftlichem Rezepte gearbeitet worden, und darum gerade sind seine Ergebnisse um so wertvoller und durchschlagender. Wenn daher auch in Deutschland der gordische Knoten dieser Probleme mit dem Schwerte gelöst wurde, so ist es vielleicht für die sehr notwendige Kenntnis des russischen Systems wichtig, daß solche Bücher in wissenschaftlichen und politischen Kreisen gelesen und diskutiert werden, nicht nur aus historisch rückwärtsschauendem, sondern eben vor allem aus politisch vorwärtsblickendem Interesse. In Stil und Gedankenführung zeichnet sich die Arbeit des noch verhältnismäßig jungen Verfassers durch Konzentration und Schlichtheit aus.

Günther.

Schweizer Wehrsorgen

In dem Januarheft der „Neuen Schweizer Rundschau“ (Zürich, Fretz & Wasmuth), herausgegeben von Dr. Walter Meier, die sich durch eine besondere Geisteshaltung auszeichnet, schweizerisch und europäisch zugleich, und durch das Niveau ihrer Beiträge stets einen beachtlichen Rang gehalten hat, äußern sich namhafte Schweizer zur Frage der Wehrhaftigkeit ihres Landes. Der Bundespräsident Minger schrieb ein Geleitwort, in dem ein starker Appell an die Schweizer Bevölkerung gerichtet wird, den Volksentscheid über die neue Wehrvorlage im Februar wirksamst vorbereitend. Die Schweiz macht kein Hehl aus ihren ernsten Sorgen, auch um die Geisteshaltung eines Teiles

ihrer Bevölkerung, und so bekommt das ganze Heft den einheitlichen Ton einer sehr ernsten Auseinandersetzung über entscheidende Dinge, die nicht nur die Wehrhaftigkeit der Schweiz, sondern — im großen Zusammenhang gesehen — die Frage der Weiterexistenz der Schweiz überhaupt aufwerfen. Da entwickelt Professor Dr. Fleiner in seinem Aufsatz „Armee und Demokratie" Gedankengänge, die jedes Land angehen, das weiß: eine Wehrhaftigkeit ist nicht möglich, wenn nicht im ganzen Volke ein starker Wehrwille lebt. Oberstleutnant R. v. Erlach berichtet über den Ausbau der Heeresorganisation. Sehr wichtig sind die gründlichen Aufsätze der Soldaten Major Brunner „Zur militärpolitischen Lage der Schweiz", Oberst Lecomte „Landesbefestigung", Oberstleutnant Ackermann „Luftgefahr?", Major Heusser „Der militärische Gasschutz", Oberst Steinmann „Kriegswirtschaftliche Vorbereitungen". Die Erörterung schließt der Chefredakteur des „Berner Bund" Schürch mit dem Aufsatz „Armeefeindliche Kräfte", in dem er sich von einem klaren und gefestigten Standpunkt aus mit den Torheiten der Pazifisten und anderer Weltfremder auseinandersetzt. Er exemplifiziert auf Belgien und Luxemburg und macht seinen Landsleuten recht eindringlich klar, daß nur die entschlossene Tat und das wehrhafte neutrale Land Anspruch auf Achtung und gegebenenfalls auf Hilfe haben und nicht das neutrale Land der bloßen Gebärde des Protestes und der Entmilitarisierung.

D. R.

Die Kyprien

Das griechische Epos, das den Titel „Die Kyprien" führt, enthielt die Vorgeschichte der homerischen Sänge. Es ist so gut wie nichts davon erhalten. Thassilo von Scheffer hat es unternommen, den ganzen Sagenkreis von der Erzeugung Helenas bis zu Protesilaos und Kyknos, den ersten Toten der Skamanderebene, dichterisch zu erneuern. München, C. H. Beck. Der Fall liegt nicht einfach. So seltsam wir angerührt werden, wenn Scheffer in der Einleitung sagt: „Nur wer an die alten Götter glaubt und sie leibhaftig sieht, sollte von ihnen dichterisch zu reden wagen," so vermögen wir doch ein Gefühl der Unsicherheit nicht loszuwerden, ein Gefühl, das uns auch bei dem Riesenfragment der Achilleis nicht losläßt. Es ist nicht das Hellas der Homeriden, das wir betreten. Es ist das Griechenland Thorwaldsens (die Hermeiasgestalt), Böcklins (die wunderhübsche Chironszene), vielleicht sogar Spittelers. Bisweilen freilich werden wir getäuscht und glauben uns im Inselmeer, aber das sind jene Stellen, die uns am wenigsten behagen wollen (gleich zwei Schiffskataloge!). Dort wo Scheffer am stärksten wirkt, sind wir im Bereich eines Eigenen, wie im zehnten Gesang, „Iphigeneia", mit den Stürmen der Männerversammlung und des Meeres zu Aulis. Hier aber stört uns der Hexameter, den auch Scheffer nicht für die deutsche Sprache gewonnen hat. Man stockt und stolpert, wie bei Voß und selbst in Hermann und Dorothea. Eintönigkeit, auch rhythmische, vernebelt uns. Dabei stoßen wir nur höchst selten auf prosaische Wendungen oder Entgleisungen (doch muß es im zweiten Gesang Vers 188 wohl heißen: „und der ich noch nie dich erblickte"), wir freuen uns sogar reizender kleiner, durchaus homerisch empfundener Schelmereien, deren Naivität nicht stört, weil sie echt ist. Über alle diese Bedenken aber hinaus sind wir wiederum dankbar für diesen Schattenabglanz herrlichsten und tiefsten Mythos, wie immer, wenn von ferne das Rasseln des dionysischen Zuges an unser Ohr dringt. Wie aber, wenn die Fackelzungen Alexandriens eine Handschrift der echten Kyprien verschont hätten? Man denkt der Vermutungen unserer Germanisten über die Theatralische Sendung, bevor das Original blank hervortrat. Darum können wir wohl nicht gerecht sein gegen diese Dichtung, weil uns, solange wir uns in sie versenken, der furchtbare Gram am Herzen nagt, daß Unwiederbringliches unwiederbringlich verloren ist, da fanatische Narren, angeführt von dem Erznarren Theophilos, wähnten, engstirnig ihren kümmerlichen Glauben höher stellen zu dürfen als die Wunderwerke menschlichen Geistes, Narren, die aus gemeiner Rechthaberei die Welt um ihren heiligsten Besitz betrogen.

Wolfgang Goetz.

Allerlei Neues

Ernst Johannsen, der Verfasser des Buches „Vier von der Infanterie" und vieler Hörspiele, hat eine Robinsonade „Sechs auf einer Insel" (Hesse & Becker, Leipzig. Ln. 4,80 RM.) geschrieben. Es ist mehr eine Erzählung denn ein Roman. Fünf Menschen verschiedenster Natur werden nach einem Schiffsuntergang auf einer einsamen Insel voläufig gerettet. Die Mängel der Zivilisation lassen die fünf Menschen gegeneinander aufsässig werden, wenn nicht ein gutmütiger Kerl, ein Matrose, der auch gerettet wurde, noch dazukäme. Er dirigiert die Gesellschaft bis zur gelungenen abenteuerlichen Rettung. Das ist alles anspruchslos und ironisierend berichtet in einer Form, die sich mehr an das breite Filmpublikum wendet als an das Lesepublikum. — Bewußt

filmisch ist Otto Bernhard Wendlers „Himmelblauer Traum eines Mannes“ (Societäts-Verlag, Frankfurt a. M. Ln. 4,80 RM.). Ein Arbeitsloser hat in der Nacht vom 18. Juli 1932 einen verrückten Traum, so einen verdrehten Traum, wie man manchmal ihn als Wirklichkeit in den Operetten-Tonfilmen vorgeführt bekommt. Die tiefere Bedeutung des Romans liegt darin, daß man es mit einer gelungenen Parodie auf den Filmkitsch unserer Zeit zu tun hat. Ein Märchen ist der Roman nicht, dazu ist er nicht naiv genug, und auch sprachlich trifft er keineswegs den Märchenton. Es ist ein amüsantes Buch, und das bedeutet bei unserem Mangel an Humor immerhin etwas. — Georg Elert, „Wohin wandern unsere Söhne?“ (Universitas Deutsche Verlags-A.G., Berlin. Ln. 4,50 RM.) spielt in einer kleinen norddeutschen Stadt. Ein Rektorsehepaar hat drei Kinder, die alle sich anders entwickeln, als es die Eltern wünschen, ja, die sich ihnen entfremden. Die Natur der Kinder liegt bereits in ihren Eltern, will der Autor damit sagen, der mit diesem Thema einen Komplex getroffen hat, der den Älteren als auch den Jüngeren Anregung zum Nachdenken sein sollte. Es wird hier eine Gesamtschau aus dem Bereich der Knabenseele gegeben, die den Kern der Problematik trifft. — Völlig unerfreulich ausgefallen ist der neue literarische Versuch von Grete von Urbanitzky, die ihren Roman „Ursula und der Kapitän“ (Zsolnay Verlag, Wien) nennt. Gerade Frau von Urbanitzky hätte die Pflicht, als deutsche Schriftstellerin besondere Obacht bei der Wahl der Themen, bei der stilistischen Durchführung zu geben. Dieser Roman liegt unter dem Niveau der berüchtigten Romane der Irmgard Keun. Das ist bedauerlich, weil Frau von Urbanitzky — gerade auch wegen ihrer einwandfreien nationalen Haltung im Wiener Pen-Club — geschätzt wird. Der Verlag nennt sie eine „Dichterin“. Nach diesem neuerlichen schwachen Werk ist dieser verantwortungsvolle Ehrentitel völlig unmöglich und für die kritischen Maßstäbe des Verlages recht bezeichnend! Dieser Roman — um es ganz deutlich zu sagen — ist schlechte Literatur, schwülstig, völlig unzeitgemäß. So etwas wollen wir nicht sehen und lesen, noch dazu, wenn es als ein Buch von „Jugend und Liebe“ angepriesen wird! Wir protestieren! So ist die Jugend nicht! Heinz Grothe.

Von Fern und Nah

Alfred Maderno hat auf seinen vielfachen Reisen in den Ländern am Mittelmeer mit offenen Augen die Spuren verfolgt, die von germanischem Kulturerbe am Mittelmeer erhalten geblieben sind. Seine Erkenntnisse weiß er in flüssiger und übersichtlicher Form darzustellen, „Germanisches Kulturerbe am Mittelmeer“ (Berlin, Keil-Verlag, 4,— RM.), und die Bedeutung der kulturellen Hinterlassenschaft germanischer Stämme in Italien, Spanien und Nordafrika klar herauszustellen.

*

Dr. Hans Spethmann, dem wir wesentliche Schriften über das Ruhrgebiet und den Ruhrkampf verdanken, gibt in seinem neuen Buche „Auf fremden Pfaden in USA.“ (Berlin, Reimar Hobbing, 6,80 RM.) mit 48 Kupfertiefdruckbildern ganz neue Erkenntnisse, da er als kluger und scharfsichtiger Beobachter Gebiete in Amerika bereiste, auf denen Umwälzendes sich vorbereitet. So die Arbeit über den neuen Kraftstoff, das Naturgas, das vielleicht die Technik ähnlich wie das Öl einmal umgestalten wird, weiter das größte Erdölfeld der Erde in Texas und Erfahrungen grundsätzlicher Art in der Kohlenwirtschaft im Pittsburger Revier. Sehr nachdenklich für uns sind die Aufzeichnungen über die Ausbildung des jungen Personals bei Henry Ford und die Entwicklungslinien, nach denen die Großstädte in Amerika sich entfalten. Das alles ist so lebendig und fesselnd geschrieben, daß diese wichtigen Erkenntnisse von jedem willig übernommen werden.

*

Aufschlußreich für das am meisten genannte und im Mittelpunkt des Interesses stehende neue Reich Mandschukuo ist das Buch von A. R. Lindt, „Im Sattel durch Mandschukuo“ (Leipzig, F. A. Brockhaus, 5,— RM.). Lindts, des Schweizers, Berichte in den deutschen Tageszeitungen sind viel beachtet worden. Jetzt zeigt sein Buch, das sie gesammelt mit vielen eignen Aufnahmen bringt, die große journalistische Begabung, in dem Wirrwarr des Fremden und Bunten die entscheidenden Züge zu sehen, sie festzuhalten und zu deuten.

Ein Buch deutscher Leistung ist das prächtige Seemannsbuch von Commodore Rolin, „Mein Leben auf dem Ozean“ (Hamburg, Broschek & Co., 4,— RM.). Commodore Rolin ist allen Seefahrtskreisen auf das rühmlichste bekannt als einer der tüchtigsten Seeleute, der von der Pike auf als Schiffsjunge sich empordiente noch in den Zeiten der Segelschiffahrt bis zum Commodore unserer Südatlantikdampfer. Einfach, ohne Phrase, mit dem klaren Blick des Seemannes für das Wesentliche schildert er sein

Leben in der harten Leistung und der Freude im kleinen und großen. Eindringlich wird der Unterschied zu früher klar, als wir noch nicht in der ganzen Welt verfemt waren und die deutschen Farben freundlicher begrüßt wurden als jetzt, und man freut sich, daß das deutsche Volk solche Männer immer wieder hervorbringt, denn Schiffahrt bleibt not. Ein ernstes Kapitel ist die Zeit bei Kriegsausbruch, bei dem er im fremden Hafen mit seinem Schiff interniert wurde. Gerade auf Grund seiner Erfahrungen glaubt dieser Seemann von deutscher Art an neuen Aufstieg und neue deutsche Möglichkeiten in Übersee.

*

Wir empfehlen an kleineren Schriften die Geschichtsfibel „Vom Werden des deutschen Volkes" von Albert Kropp und A. Hillen Ziegfeld, die durch Vereinfachung in knappstem Text mit 14 ausgezeichneten Karten, in denen Ziegfeld Meister ist, die große Linie zu klarster Darstellung bringen (0,50 RM.). Verdienstvoll ist auch Leo Priskes Schrift „Die deutsche Volkwerdung" (0,70 RM.)., eine gute Ergänzung zur Geschichtsfibel. Zum Verständnis des Dritten Reiches trägt die Schrift von C. H. Höfele „Volkwerdung", Gedanken zur nationalsozialistischen Erziehung bei (0,50 RM.). Alle drei Berlin, Edwin Runge.

*

Gerhard Schultze-Pfaelzer, der bei der Präsidentenwahl Hindenburg nahe stand als persönlicher Referent, hat nun seine Hindenburg-Biographie geschrieben unter dem Kennwort „Ein Leben für Deutschland" (Berlin, Ullstein). 47 Aufnahmen, 4 Faksimile und zwei Kartenskizzen sind beigegeben. Der Verfasser darf für sich in Anspruch nehmen, hier etwas Abschließendes über Hindenburg als geschichtliche Erscheinung und über Hindenburg als Mensch gesagt zu haben. Zurückgehend in die Geschichte der Familie Hindenburgs, gleichsam die Erbmasse untersuchend, behandelt der erste Teil „Aufstieg" Hindenburgs, Leben bis zu seinem Abschied aus der kaiserlichen Armee, der zweite Teil sein Wirken im Kriege, der dritte Teil den „kurzen Urlaub von der Weltgeschichte", die Wahl und die Arbeit als Reichspräsident und endlich der letzte Teil die Wende durch den Nationalsozialismus und den Ausgang dieses Deutschlands gewidmeten Lebens.

*

Von Walter Bloems „Kriegserlebnis" ist jetzt der 3. Band erschienen „Das Ganze — halt!" (Leipzig, Grethlein, geb. 6 RM.), der mit dem ganzen Temperament Walter Bloems die Zeit von Ende 1915, als er wieder ins Feld ging, bis zum bitteren Ende behandelt. Über die Leistung Bloems als Soldat braucht nichts mehr gesagt zu werden. Schlicht und männlich schildert er die Kämpfe um den Douaumont, an dem er mit seinem Bataillon hervorragenden Anteil hatte, seine Tätigkeit im Großen Hauptquartier, seinen Wiedereintritt in die Front bis zur letzten Verwundung beim Vormarsch. Sehr bedeutsam sind neben vielen interessanten Personalien die grundsätzlichen Ausführungen über die unglückliche Tätigkeit des Kriegspresseamtes und vor allen Dingen der Abschnitt „Der Kaiser". Das aber soll und muß jeder Leser selber nachlesen.

*

Das Buch „Deutsche Größe", von Robert Schneider herausgegeben, versucht als ein Lese- und Lebensbuch die Denkmale des deutschen Volkes von der mythischen germanischen Vorzeit, aus den ersten Reichen bis zum Dritten Reich zusammenzufassen. Die Auswahl der einzelnen Denkmale ist gut und mit großer Kenntnis getroffen, so daß hier eine lebendige Sammlung entstanden ist, die manchem etwas zu geben hat (Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung, mit 9 Kunstdrucktafeln, 4,80 RM.).

*

„Köpfe der Weltpolitik" nennt Giselher Wirsing eine Sammlung, die er einführt (München, Knorr & Hirth, 5,80 M.), in der unter den Stichworten „Führertum", „Militär und Staat", „Demokratie und Politik", „Überstaatliche Hochfinanz", „Diplomatie" 29 Männer von berufenen Mitarbeitern charakterisiert werden, die nicht nur das Schicksal des eignen Volkes bestimmen, sondern entscheidend oder mitentscheidend in die Weltpolitik eingreifen. Es sind kleine Meisterwerke dabei, wie Karl Haushofers Aufsatz über Sadao Araki, den japanischen General, und andere mehr, so daß dieses Buch im besonderen Maße geeignet ist, manches unverständliche Geschehen aus den Charakteren und der Umwelt der maßgebenden Männer zu erklären.

*

In der Sammlung „Verständliche Wissenschaft" (Berlin, Julius Springer) ist als neuer Band 22 erschienen „Biologie der Fortpflanzung im Tierreiche" von U. Gerhardt mit 47 Abbildungen. Das Buch ist, getreu den Grundsätzen der Sammlung, allgemeinverständlich gehalten und, da größte Sachkunde sich diesem Streben verbindet, geeignet, auch im Laien die Freude an der Beobachtung des

lebenden Tieres zu wecken und ihn zu Nachdenklichkeit zu bringen, die eine Vertiefung des eigenen Lebens bewirken kann.

*

Wolfgang Rosengart unternimmt es in seinem Buch „Nietzsche und George" (Leipzig, Richard Hadl, 5,80 RM.) das Verhältnis der beiden Männer, ihre Sendung und ihr Menschentum zu untersuchen. Die Beziehung wird sehr eindringlich deutlich, und solche Zusammenhänge zu zeigen, erscheint gerade jetzt notwendig. Das Buch ist gegliedert in fünf große Abschnitte Ahnenschaft, Eros Uranios, Geist und Eros, Rausch und Gestalt, Gefolgschaft.

*

Mehr denn je brauchen wir im heutigen Deutschland die Kenntnis auch der außerreichsdeutschen Umwelt in Geschichte, Kultur und Literatur. Deswegen wird man gern nach einem kundigen Führer durch die Literatur unserer Nachbarn im Norden greifen und das Buch des dänischen Lektors an der Universität Greifswald, Helge Kjaergaard, „Die dänische Literatur der neuesten Zeit" (1871—1933) (Kopenhagen, Levin & Munksgaard) willkommen heißen. Die Aufgabe, die er sich stellte, die wesentlichen Dichter vorzustellen und zu verdolmetschen in chronologischer Reihenfolge, hat er vollauf gelöst. Er gibt viele Zitate, ohne sich der selbstverständlichen Pflicht zu entziehen, auch sein eignes Urteil als berufener Führer abzugeben. D. R.

Nach der Abstimmung

Ein Rückblick

Nun, nachdem die deutsche Saar ihr Bekenntnis zum Reiche abgelegt, hat die sogenannte öffentliche Meinung in Europa einen harten Schlag zu verwinden. Der gesunde Menschenverstand und das normale Urteilsvermögen haben seit dem großen Krieg erheblich gelitten. Es sollte die Zeit der „großen" Politik beginnen, aber es ist die Zeit der menschlichen Dummheit und Unzulänglichkeit geworden. Denn im Grunde ist es nichts anderes als Dummheit, wenn im 20. Jahrhundert die Politiker in Frankreich in einem grotesk-romantischen Rückfall das „Testament Richelieus" ausgruben, ja, in noch ältere geschichtliche Regionen hinabstiegen — in die Zeit der Teilung des fränkischen Reiches nach Kaiser Karl — um mit sehr unbefangener Auslegung das historische Recht Frankreichs auf das linke Rheinufer zu beweisen. Sie machten sich allen Ernstes vor, man könne wie damals noch Länder und Menschen hin- und herschieben, wie man das ja noch bis heute in den Kolonialgebieten tut.

Als einzige Entschuldigung könnte man den Siegestaumel und die Furcht gelten lassen. Zwar ließen die großen Verbündeten Frankreichs eine offene Annexion des Rheinlandes nicht zu, aber weniger, weil sie den Wahnsinn dieses Projekts einsahen, sondern mehr, weil ihnen Frankreich zu mächtig zu werden drohte. Aber immerhin, sie ließen zu, daß Frankreich es versuchte. So wurde das besetzte Rheinland das Objekt des französischen Annexionsexperiments. Das verhängnisvolle Spiel um die „Rheinische Republik" begann. Die Welt, durch den Krieg völlig in Unordnung geraten, bis in die Fundamente erschüttert, bekam einen monomonen Drall. Alles drehte sich um diesen einen Punkt: „Rheinische Republik". Die europäischen Mächte machten mit. Dann und wann stemmte sich die eine oder andere Nation gegen diesen Wahnsinn, aber aus dem manischen Circulus vitiosus gab es kein Entrinnen. Die schwersten wirtschaftlichen und politischen Erschütterungen waren die Folge, Europa schlidderte jahrelang am Rand eines neuen Krieges vorbei, bis heute. Einsicht? Sie kommt nur sehr langsam und unterbrochen von Rückfällen in dies Dunkel der Dummheit und der Blindheit, mit der Gott manchmal die Völker schlägt.

Das rheinische Volk hat das Spiel mit der „Rheinischen Republik" allerdings gründlich zerschlagen, 1918 19 und 1923. Und eben jetzt in seiner letzten Form des „Status quo". Politische Narren und engstirnige Partikularisten waren es, die nach dem Zusammenbruch den Franzosen in die Hände arbeiteten, mit ihrer Parole „Los von Preußen" und ihrem Projekt einer „Rheinischen Republik" im Rahmen des Reiches. Die Drahtzieher in Trier schickten ihren Freunden in Köln, die am 4. Dezember 1918 die „Rheinische Republik" proklamiert hatten, am 6. ein Telegramm: „Die Führer der Bewegung für den freien Rheinstaat (!) in trierischem Lande begrüßen begeistert die Kölner Kundgebung. Sie werden, wie seit Monaten (!), an dem erstrebten Ziel weiterarbeiten . . ." Das rheinische Volk machte schließlich dem Spuk, trotz Besatzung, ein Ende, mit einem Generalstreik. Als Herr Dorten am 1. Juni 1919, beschützt von französischen Bajonetten, in Wiesbaden eine

neue „Rheinische Republik“ ausrief, wirkte das nur noch lächerlich.

So war der erste Separatismus einer Handvoll blinder Parteifanatiker im Keime erstickt. 1923 machten die Franzosen einen neuen, gewaltsamen Versuch, das Rheinland aus dem Gefüge des Reiches zu lösen: durch den Einmarsch ins Ruhrgebiet. Hinter dieser Aktion standen weniger die Romantiker, sondern mehr nüchterne, rechnende Kreise: das „Comité des forges“ und französische Wirtschaftsführer. Für sie war die „Rheinische Republik“ nur Mittel zu einem großen wirtschaftlichen Plan. Die französischen Wirtschaftspolitiker wollten einen gewaltigen Wirtschaftsraum in ihren Händen zusammenfassen: die wiedergewonnenen Industriegebiete im Elsaß und in Lothringen, das Saargebiet, das ganze Industrierevier von Briey und Longwy, das Minettegebiet um Esch an der Alzette in Luxemburg und die großen Industriegebiete an Rhein und Ruhr. Der Rhein sollte die große Schlagader dieses Wirtschaftsgebiets sein, zu der die noch zu kanalisierenden Flüsse Mosel und Saar die engste Verbindung schaffen sollten. Die Herren in Paris wollten, mit diesem riesigen Industriekomplex in den Händen, den Weltmarkt erobern und beherrschen und weiter die gewaltigen französischen Kolonialgebiete erschließen. In der Tat, ein genialer Plan, die gefürchtete deutsche Industrie, Arbeitskraft und Unternehmungslust in so grandioser Weise auszubeuten.

Von Annexion sprachen diese Kreise nicht, sie propagierten die Schaffung einer „neutralen Zone“ am Rhein. Sie vermieden auch die Bezeichnung „Rheinische Republik“, sie sprachen von einem „autonomen rheinisch-westfälischen Selbstverwaltungskörper im Rahmen des Reiches“. Nur gewisse Reservatrechte sollte er haben: eigene Goldwährung, eigene Finanzverwaltung, eigene Bahnen, eigenes Beamtentum, ein eigenes Außenministerium mit eigenen Botschaftern in Paris, London usw. Ein Drei-Männer-Direktorium sollte dieses seltsame Staatsgebilde „im Rahmen des Reiches“ regieren. Selbstverständlich unter französischem Protektorat.

Auch dieses Projekt scheiterte an dem höchst aktiven Widerstand des rheinischen Volkes. Der Aufstand des Separatistengesindels, von Frankreich besoldet und bewaffnet, wurde von entschlossenen Männern bekämpft. Aber derweil begann die fürchterliche Zermürbungstaktik sich auszuwirken. Die Inflationskatastrophe war den Franzosen zu Hilfe gekommen. Völliger wirtschaftlicher Zusammenbruch und Hunger drohten. In Berlin machte man in Regierungskrise, und obwohl die Reichsregierung den passiven Widerstand abgeblasen hatte, hielten die Franzosen an ihrer Bedingung fest: dem rheinisch-westfälischen Selbstverwaltungskörper mit den Reservatrechten. Es schien eine Zeitlang, Ende November 1923, als seien sie dem Ziel nah. Deputationen erschienen bei Herrn Tirard und verhandelten. In der Kammer erklärte Poincaré am 23. November: „... wir können also erwarten, daß über kurz oder lang in der politischen Verfassung des besetzten Gebietes — oder eines Teiles davon — Änderungen eintreten werden.“ Aber Poincaré irrte. Am gleichen Tag beschloß die Rheinlandkommission unter stärkstem englischem Druck, die Rentenmark im besetzten Gebiet zuzulassen. Das war die Wende, denn damit kam ein Kredit von 100 Millionen Rentenmark herein und bannte die Hungergefahr. Zugleich wurden die Pläne mit dem „Selbstverwaltungskörper“ bekannt. Nun schlug das rheinische Volk zu. Der Rest der Separatisten wurde vertrieben, und die Männer, die mit Tirard verhandelten, wurden unsicher. Die Schüsse in Speyer am 9. Januar, die den Separatistenführer Heinz-Orbis niederstreckten, brachten den Anfang vom Ende. Wieder war die „Rheinische Republik“ gescheitert, samt dem grandiosen Projekt der französischen Wirtschaft. Die Franzosen gaben das Spiel verloren, hielten sich nur im Youngplan letzte Möglichkeiten offen.

*

Nun blieb als Torso sozusagen nur noch das Saargebiet. Darauf verbissen sie sich nun. Aber sie mußten einsehen, daß auch da auf Separatismus nicht zu hoffen war. So konnte es 1929 im Anschluß an die Verhandlungen über den Youngplan zu Besprechungen über eine gütliche Verständigung kommen mit dem Ziel, das Saargebiet ohne Abstimmung und vor dem Abstimmungstermin dem Reich wieder anzugliedern. Leider zerschlugen sich die Verhandlungen. Auch ein Verständigungsvorschlag Hitlers blieb ohne Erfolg. So mußte es dann zur Abstimmung kommen. Zu einer Abstimmung, bei der eigentlich der Gegner fehlte: die von Clemenceau behaupteten 150000 Saarfranzosen. Aber es gab doch einen Wahlkampf: ein Rest blindfanatischer Kommunisten und Marxisten, kämpfte für „Status quo“. Das Groteske ist, daß sie imstande waren, fast das ganze Ausland zu bluffen. Das Ausland wollte nicht begreifen, daß hier sich wiederholen mußte, was 1918/19 und 1923 im Rheinland schon unter Beweis gestellt war: das selbstverständliche Bekenntnis deutscher Menschen zu ihrem Volk und Vaterland. Die alte monomane

Dummheit machte blind, sonst hätte man begreifen müssen: wenn 1919 das rheinische Volk trotz der Revolution, trotz der Arbeiter- und Soldatenräte, trotz der politischen Ohnmacht des Staates am Reich festhielt, und 1923 trotz Elend, Hunger und Bedrückung — so jetzt und nach all den bitteren Erfahrungen in den fünfzehn Jahren der Fremdherrschaft erst recht.

So ist nun das verhängnisvolle Spiel mit der „Rheinischen Republik" bis in die letzte Phase hinein durchgekämpft worden. Das rheinische Volk hat Gericht gehalten und dreimal se n Verdammungsurteil gefällt. So gründlich und hart, daß keinerlei Revision mehr zulässig sein kann. Angesichts eines gewissen Interventionsgeredes, das noch vor einigen Wochen umging, erscheint es notwendig, das mit aller Deutlichkeit zu sagen. Peter Weber.

Politische Rundschau

Die statischen Kräfte der französisch-kleinententistischen Außenpolitik haben in den Abmachungen von Rom eine Stärkung erfahren. Das Kraftfeld der Pariser Politik hat sich nach dem Südosten hin ausgedehnt und lagert jetzt mit seinen Hauptstützpunkten in Paris, Rom und Prag. Innerhalb dieses Dreiecks wurde in Rom zunächst der Aufbau einer politischen Stabilisierung angebahnt, dessen Gipfelpunkt der Garantiepakt für Österreich ist. Man hat das Deutsche Reich eingeladen, ihm beizutreten.

Neben dieses eigentliche Zentrum der statischen Kräfte hat man in Rom die erweiterte Raumabgrenzung gestellt, die durch den Ostpakt versinnbildlicht wird. Hier greift die Kraftlinie bis nach Moskau aus. Die Möglichkeit der Stabilisierung fehlt diesem unnatürlichen Raumgebilde so lange, wie nicht das Reich und Polen mit von der Partie sind. Wir dürfen uns allerdings nicht darüber täuschen, daß das Hinzutreten Italiens eine beachtliche Kräftigung für die französische Paktstatistik bedeutet. Man erkennt sie ohne weiteres daran, daß die Abrüstungsfrage in Rom im Sinne einer Stärkung der französischen Position behandelt wurde. Italien wird fortan mit Frankreich stimmen, die beiden Mächte werden in ihrem Meinungsaustausch die französischen Thesen für die Anwendung dem Deutschen Reiche gegenüber in einer Zielsetzung behandeln, die starken Druck erwarten läßt. England hat die Verhandlungen von Rom bestens gefördert, wir können es nur auf die Seite der wieder vereinten lateinischen Schwestern stellen. Marianne brachte das Geld, man spricht von 4 Milliarden Franken Anleihe, Rom gab dafür sein Ja-Wort für die Barthou-Lavalsche These zum Ostpakt und zur Abrüstungsfrage — ein klares Geschäft. Ob dieses Geschäft freilich per Saldo von Mussolini auf der Gewinnseite verbucht werden wird, darf bei der Ansehensminderung, die das faschistische Prinzip gegenüber dem demokratischen erlitten hat, bei der notwendigen Umstellung der gesamten italienischen Kolonialpolitik, bei der Preisgabe Ungarns durch Italien vorerst bezweifelt werden. Aber schließlich bedeutet dieser Pakt ja keine Bereinigung des vorhandenen Gegensatzes im Mittelmeer, die höchstens als vertagt angesehen werden kann.

Wir bemerkten bald nach der Romreise Lavals verstärkte Verhandlungsarbeit in Warschau. Wie man sich dort endgültig zum Ostpakt stellen wird, ist noch unbekannt. Für die Entwicklung in den nächsten Monaten hängt viel davon ab, welche Haltung Polen einnehmen wird. In eingeweihten Kreisen des Auslandes erzählt man sich von ähnlichen Vorverhandlungen wie vor dem römischen Besuch Lavals, der hier auch wieder unter Beistand Englands die Verhandlungsfäden in der Hand hält.

*

Die französischen Versuche, den Paktfrieden zu stabilisieren, sind im Augenblick erfolgreich. Auf die Dauer dürften sie von der Dynamik der lebendigen Volkskräfte ad absurdum geführt werden, da weder die jugoslawisch-italienischen Konflikte noch die ungarisch-tschechoslowakische Frage im Zustand der Erstarrung gehalten werden können. Die werden innerhalb des um Italien verstärkten französischen Kontinentalblocks — auf längere Sicht betrachtet — zu empfindlichen Störungen führen und demgemäß die Handlungsfähigkeit des Blockes nach außen hin mindern. Vorerst ist jedoch damit nicht zu rechnen.

*

Großbritannien, das den Paktfrieden in Europa braucht, um nebst den indischen seine Wirtschaftssorgen im Weltreich zu mildern, wird sich von europäischen Dingen weiter entfernen, sobald Laval-Mussolini in gemeinsamem Auftrag ihre Aktivität in allen Richtungen entfaltet haben. Die öffentliche Meinung bildet sich in Großbritannien nicht spontan, gefühlsmäßig, es waren immer führende Persönlichkeiten, die in Wort und Schrift die Richtung angegeben haben. Wir finden einen solchen Fingerzeig in einer Wahlrede Lloyd Georges,

in der er für eine starke Anlehnung an die Vereinigten Staaten eintrat. Die Presse hat die Rede freundlich kommentiert. Ob die amtliche Politik der Anregung des Ex-Premiers folgen wird, steht heute noch dahin. Wir zeichnen jedoch Rede und Pressehaltung auf, da sie künftige Entwicklungen andeuten. Sie werden sich weniger in Europa bemerkbar machen als in Ostasien, wo ja schließlich der Brennpunkt der Weltpolitik liegt.

*

Ein Wirtschaftsjournalist der Schweiz befaßte sich in diesen Tagen mit ostasiatischen Lohnfragen, einem Problem, das in der internationalen Politik seine große Bedeutung hat. Er stellt fest, daß der chinesische Arbeiter noch niedrigere Löhne als der Japaner erhält, und daß Japan deswegen heute schon anfängt, in China selbst in der Erzeugung Fuß zu fassen, um die Märkte zu halten, die es inzwischen erobert hat. In China sind heute bereits in großem Umfang amerikanische und britische Kapitalien industriell tätig. Setzen sich die Anregungen von Lloyd George durch und kommt es zu einer angelsächsischen Zusammenarbeit, so wird wohl bald auf chinesischem Boden der Wettlauf um Absatz und Produktion in verstärktem Umfang sichtbar werden, mit den üblichen Folgen außenpolitischer Natur.

*

Die Schweiz steht augenblicklich in einer Krise, deren Kernpunkt die Wehrfragen sind. Dadurch gewinnt sie außenpolitisches Interesse. Die Sozialdemokraten haben dagegen Stellung genommen, daß eine Verstärkung der Rüstungen vorgenommen wird. Der Vorstoß war töricht, denn die ganze bürgerliche Presse stellt sich geschlossen gegen den Marxismus, der recht unsanfte Angriffe über sich ergehen lassen muß. Ein in Genf errichtetes Institut zur wissenschaftlichen Bekämpfung des Marxismus scheint seine ersten Schritte in die Öffentlichkeit gelegentlich dieses innenpolitischen Konflikts getan zu haben; allerdings galt der Hauptkampf des Instituts dem Bolschewismus, der in Genf seinen eifrigsten internationalen Bekämpfer hat.

*

Die Beunruhigung in Sowjetrußland geht weiter. Sinowjew, Kamenew und Genossen wurden jetzt offiziell zu Gefängnisstrafen verurteilt. Erschossen hat man also nur zweite und dritte Garnitur, Mitglieder der ersten kommunistischen Gesellschaftsklasse kamen vor mildere Richter, sie werden vielleicht sogar bald begnadigt werden. Der Terror geht im Volke weiter, besonders viele Opfer hatte wieder die Ukraine zu beklagen. Die Einführung der Brotkarte scheint die Denunziationen verstärkt zu haben; auch innerhalb der GPU. bringt man sich gegenseitig ans Messer: Rationierung durch Verkleinerung der „Anzahl" der vorhandenen Brotkarten-Inhaber. Reinoldus.

Vor dem Schnellrichter

Der Völkerbundsrat hat, unter Mißachtung des bekannten Sprichwortes, sein Eigenlob als Treuhänder der Saarabstimmung beweglich gesungen. Die falschen Töne waren sofort hörbar. Wer die Rolle überprüft, die die Genfer Körperschaft bei früheren Abstimmungen spielte, wird feststellen müssen, daß die übertriebene Fürsorge, mit der die Saarländer „betreut" wurden, im Grunde der gleichen Tendenz entsprach, aus der heraus die internationalen Kommissionen bei den Abstimmungen in Schleswig, in Teilen Ost- und Westpreußens, in Oberschlesien, Kärnten oder Ödenburg die Dänen, Polen, Slowenen und Ungarn als die Abstimmungsgegner deutschen Volkstums bevorzugten oder gar die glatte Sabotage des Volksbefragungsrechtes der Eupen—Malmedyer in Genf als „Abstimmung" hingenommen und als Entscheidung gegen das Reich verbucht wurde.

An der Saar mußte ein Gegner erst gesucht werden, und die diesmalige „Objektivität" der völkerbundlichen Treuhänderschaft sollte zunächst einmal jener traurigen separatistischen Mißgeburt des „status quo" nützlich sein, ihr, wenn möglich, zu einem Erfolge verhelfen, auf Grund dessen die Lösung der Saarfrage im deutschen Sinne zumindest hätte verschleppt werden können.

Die Gesamteinstellung der Völkerbundsinternationale gegenüber deutschem Volkstumsrecht hatte sich also grundsätzlich nicht geändert, es sei denn, daß die zeitliche Entfernung vom Geisteszustande der Pariser Vororte den Willen zu allzu offensichtlichen Rechtsbrüchen zwangsläufig mildern mußte. Die besondere volkspolitische Bedeutung der Saarabstimmung liegt

darin, daß dies Bekenntnis eines deutschen Westlandes, genau so wie die früheren Abstimmungen, ob sie nun stattfanden und berücksichtigt, verfälscht oder verhindert wurden, noch einmal, und zwar nach fünfzehnjähriger „Übergangszeit", die doch vor allem der seelischen Zermürbung der Saarländer dienen sollte, klar das Gesamtunrecht der in den Diktatskonferenzen erlassenen „politischen Bestimmungen über Europa" aufzeigte. Und das um so mehr, als eine sogenannte Weltmeinung erneut auf die Propagandamethoden der Versailler Zeit zurückgegriffen hatte und vorzutäuschen suchte, daß es an der Saar zwei Fronten, eine für, eine gegen das Reich, gegeben habe.

Friedensdiktate und Weltmeinung erlitten eine vernichtende Niederlage. Der Volkstumsgedanke aber erwies seine unbezwingliche Macht, und die moralischen Auswirkungen der Saarabstimmung zeichneten sich sofort auch jenseits des „Abstimmungsgebietes Saarbecken" im Westraum ab, in dem ja Volkstumsfragen in verschiedenster Abwandlung bis zum reinen Kultur- und Sprachenproblem vorhanden sind. So hob die elsaß-lothringische Presse hervor, daß es nicht mehr geraten sei, fürderhin an das Poincaré-Wort vom Dezember 1918 zu erinnern: „Le plébiscite est fait." Denn wie ein wahres Plebiszit auszusehen habe, das sei den Elsaß-Lothringern jetzt in nächster Nachbarschaft vorexerziert worden. Diese elsaß-lothringische Feststellung offenbarte nicht nur den ungebrochenen Willen der Elsaß-Lothringer, ihre volkspolitische Eigenständigkeit durchzusetzen, sie bestätigte auch, welch schwerer Versäumnisse sich die französische Politik schuldig machte, als sie die deutsche Versöhnungsbereitschaft und die Möglichkeit, die Saarfrage unter rechtzeitigem Verzicht auf Abstimmung zu lösen, ihrerseits nicht aufgriff. Und wenn die belgische Regierung die selbstverständliche Freude der Eupen—Malmedyer über das Saarergebnis mit Verhaftungen im annektierten deutschen Grenzgebiet beantwortete, so zeigte sich hier wieder sowohl das schlechte belgische Gewissen über den Rechtsbruch von 1920 wie das Eingeständnis, daß die Selbstbestimmungsforderung der Eupen—Malmedyer nach wie vor besteht.

Die litauische Schande, von der die Not der Memelländer täglich erzählt, wurde zum peinlichsten Beispiel dafür, wie wenig Anlaß die Mitgliedsstaaten des Völkerbundes zum Eigenlob oder gar der Behauptung hätten, die internationalen Schutzgarantien für abgeschlossene Verträge hätten ihre Wirksamkeit bewiesen. Daß ein Staat wie Litauen überhaupt seit Jahr und Tag dieselbe Gewaltpolitik fortsetzen konnte, kraft deren er sich in den Besitz des Memelgebiets brachte (indes die französische Besatzung vor den litauischen Freischärlern schmachvoll kapitulierte und die allerhöchsten Weltmächte dann den üblen Handstreich als „vollzogene Tatsache" sanktionierten), besagt das gründliche Gegenteil. Man mag es den Litauern zugute halten, daß sie von Europens übertünchter Höflichkeit wenig wissen, daß sie, stolz auf ihre „Erfolge" von 1923, weitere „vollzogene Tatsachen" zu schaffen hoffen, daß sie glauben, sie könnten ihr trübes Ziel: die Zerschlagung der Memelautonomie, erreichen, während das Reich und Europa mit größeren Problemen beschäftigt sind. Auch die Litauer aber könnten gerade von der Saar lernen, daß Zermürbungsaktionen gegenüber selbstbewußtem deutschem Volkstum versagen, ganz zu schweigen davon, daß derartig unmögliche Verhältnisse, wie sie Litauen im Memelgebiet geschaffen hat, zu einer Lösung drängen, die es nicht mehr verstattet, daß ein kleiner Staat ohne gesicherte Rechtsauffassung einen internationalen Vertrag abschließt, um dann jede einzelne Bestimmung in ungeheuerlichster Weise mit Füßen zu treten.

Der Kriegsgerichtsprozeß in Kowno und das ihm zugrunde liegende Inquisitionsverfahren, das bis zur physischen Vernichtung unschuldig Verhafteter ging, haben gelehrt, daß die staatliche Pflege bolschewistischer Instinkte sich nicht auf die Grenzen Sowjetrußlands beschränkt. Wie konnten die Signatarstaaten die litauische Barbarei, ein Knüttelregiment ohnegleichen, diese groteske Verhöhnung des Memelstatuts zulassen, während sie gleichzeitig an der Saar mit majestätischer Gewichtigkeit europäische Grundsätze vertraten, die dort niemals gefährdet waren? Die litauische Schande ist so lange auch die Schande der Signatarstaaten, bis sie dem Recht im Memelgebiet zum Siege verholfen haben!

In Polen hat der Senat die vom Regierungsblock vorgeschlagene Verfassungsreform angenommen, mit 74 gegen 24 Stimmen der Opposition. Der Sejm hat der Reform bereits zugestimmt, wird aber nun noch einmal darüber beschließen, da der Senat einige Änderungen vorgenommen hat; er wird sie ohne Zweifel billigen. Es ist hier nicht der Ort, auf diese neue Staatskonstruktion Polens einzugehen, uns geht nur die Stellung der Minderheiten darin an. Da ist festzustellen, daß ihre Stellung nicht verbessert wird.

Bis jetzt ist es so: über ein Drittel der Bevölkerung des polnischen Staates ist nicht polnischer Nationalität. Ihr Einfluß und ihre Vertretung in Parlament, Senat, Verwaltung und Regierung entsprechen dieser Zahl bei weitem nicht. Sie sind von der Verwaltung und Regierung fast völlig ausgeschlossen, es gibt keinen nichtpolnischen Minister, nur je einen einzigen ukrainischen, weißrussischen und deutschen Staatssekretär. Ihre Vertretung im Sejm und Senat ist höchst gering, im Sejm verfügen sie über nur 32 Mandate, bei einem zahlenmäßigen Anspruch auf rund 150. Die Deutschen in Polen haben zur Zeit 5 Abgeordnete im Sejm und 3 im Senat; sie verdanken sie dem Proportional-Wahlsystem. Dieses aber wird durch die neue Verfassung abgeschafft. Die Folge wird sein, daß in Zukunft durch die Neukonstruktion die Deutschen in Polen ohne Vertretung in Sejm und Senat sein werden!

Im Banat

wurde zu Neujahr einer Anzahl „schwäbischer" Postbeamten mitgeteilt, daß sie bei den Sprachprüfungen „durchgefallen" seien. Das bedeutet in den meisten Fällen: Entlassung. Der Staat hatte vor Monaten schon diese berüchtigten Prüfungen durchführen lassen; Beamte und Lehrer, die den nationalen Minderheiten angehören, wurden im Rumänischen examiniert. Man muß diese Prüfungen im Zusammenhang sehen mit den sogenannten Schul- und Verwaltungsreformen, welche die Selbstverwaltung der Deutschen immer schärfer einengen, und mit dem Gesetz über den „Schutz der nationalen Arbeit", das die Unternehmungen der nationalen Minderheiten in rumänische Hände bringen will. Verdrängung der Deutschen und Magyaren aus Verwaltung, Schule, öffentlichen Organisationen, Wirtschaftsunternehmungen usw. ist das Ziel eines zur Zeit übersteigerten Nationalismus in Rumänien. Vergebens hat der rumänische Innenminister Jamandi sich gegen diese Kampagne gewandt; die nationalistischen Kreise haben ihn auf das schärfste angegriffen und zum Rücktritt gezwungen. Zwar hat der Ministerpräsident erklärt, er wolle die gleiche Linie der Loyalität den Staatsbürgern anderer Rasse gegenüber einhalten, aber in der Praxis kann er, wie sich zeigt, nicht allzuviel ausrichten. Man kann sich angesichts dieser Lage denken, wie die Sprachprüfungen gehandhabt wurden. Die schlimmsten Befürchtungen sind übertroffen. Fast die Hälfte aller geprüften Deutschen ist durchgefallen, z. B. von 300 Beamten im Banater Postbezirk 144, im Bahnpostamt im Temeswar 18 von 40. Das erste von Bukarest übermittelte Ergebnis war noch schlimmer; der Postdirektor schickte es zurück mit der Bitte, es im Interesse des Dienstes einer Revision zu unterziehen. Und wie es den deutschen Postbeamten erging, so ergeht es auch den anderen deutschen Beamten und den Lehrern. Katastrophal sind z. B. auch die Ergebnisse der Abiturientenprüfungen. Zu Dutzenden fallen die jungen Deutschen durch. Unmögliche Frage werden an sie gestellt, Fragen nach den Namen und Wohnungen französischer Minister und dergleichen; so geschehen in Temeswar.

Es war nicht immer so in Rumänien. Vor gut einem Jahr sah es noch anders aus, wie der Bericht einer vom rumänischen Unterrichtsminister eingesetzten Studienkommission beweist, die prüfen sollte, wie weit die Durchführung des Deutsch-Unterrichts in den Mittelschulen zu empfehlen sei. Die Kommission hat sich für die Notwendigkeit der Erlernung der deutschen Sprache ausgesprochen. Es heißt in dem Gutachten: „Die Rolle, die das deutsche Volk kraft seiner Zahl, noch mehr kraft seiner Arbeit und Kultur in der Welt und vor allem in Mitteleuropa spielt, ist so groß, daß jeder, der die deutsche Sprache kennt, im Vorteil ist ... In kultureller Hinsicht ist die Kenntnis der deutschen Sprache ein Kulturwerkzeug von unübertrefflichem Wert. Kein Mann der Wissenschaft, kein Mann der praktischen Betätigung entgeht den bösen Folgen der Unkenntnis der deutschen Sprache. In der jungen Generation stellt die Unkenntnis der deutschen Sprache einen für uns höchst schmerzlichen kulturellen Rückschritt dar ..." —

Die Deutschen in Siebenbürgen und im Banat haben jetzt einen Kampf auszufechten, der um ihre Existenzgrundlagen geht. Sie können ihn nur bestehen, wenn sie einig sind!

In Estland

wird zur Zeit sehr viel über eine zu schaffende eigenständige estnische Kultur geredet und gedruckt. Man ist schon so weit, auch eine arteigene estnische Religion zu fordern, eine Religion, die sich auf den Glauben und Kult der Ur-Esten aufbauen soll; die christliche Lehre — die Esten sind Protestanten — wird als fremd erklärt. Zu alledem äußert sich die estnische Zeitung „Postimens" in beachtenswerten Ausführungen. Sie schreibt u. a.:

„Bei uns hat man in letzter Zeit geradezu nach der Art einer Überschwemmung von Kulturproblemen zu reden und zu schreiben begonnen. Das ist an und für sich ja sehr gut, aber wie es

einen Hurrapatriotismus gibt, so kann an Stelle echter Kultur auch eine „Hurrakulturmacherei" entstehen. Ganz abgesehen davon, daß man echte Kultur überhaupt nicht „machen" kann. Echte Kultur muß aus der Volksseele herauswachsen. Aber alle Voraussetzungen dafür schaffen, daß dieses Wachsen mit Kraft und unbehindert vor sich gehen kann — das vermögen wir wohl.

Man spricht ununterbrochen von Kulturpolitik, Kulturprogramm, Kulturpropaganda, wobei man Worte gebraucht, die interessanterweise das Wörterbuch des estnischen Sprachschatzes und selbst die estnische Enzyklopädie überhaupt nicht kennen; allzuwenig wird aber von der Kultur selber gesprochen, obgleich das Wort Eigenkultur zu einem allgemeinbekannten terminus technicus geworden ist. Letzlich aber kümmert sich der Baum nicht viel darum, was der Gärtner über ihn zusammenphilosophiert, sondern für ihn ist es wichtiger, daß er orgentlich gedüngt und begossen wird. Der Baum unserer Kultur ist in derselben Lage — wenn er nur ruhig wachsen könnte! Daß er wächst — wer möchte daran zweifeln? Wir sind doch ein kulturwilliges und ein kulturfähiges Volk — das kann doch wohl niemand leugnen. Unsere Kultur ist allerdings noch ein junger Sproß, der sich noch in der einen oder anderen Richtung biegen läßt, wenn das nötig sein sollte; eines aber kann man allerdings nicht machen: man kann eine Birke nicht in eine Tanne verwandeln, noch weniger aber in irgendeine phantastische und im üblen Sinn „eigenartige" Pflanze, wie das so mancher „Kunstgärtner" gern möchte. Kultur kann man nicht ausdenken oder als Romantiker zurechtphantasieren."

In Ungarn

greift das Konzil von Chalzedon in die Tagespolitik ein. Dieses Konzil hatte sich im Jahre 451 mit der Lehre der Monophysiten zu beschäftigen, die behaupteten, Christus habe nur eine Natur, die göttliche, im Gegensatz zur allgemeinen christlichen Lehre, der Gottmensch habe zwei Naturen, eine göttliche und eine menschliche, Christus sei wahrer Gott und wahrer Mensch. Die extremste Form der Monophysiten behauptete sogar, Jesus, der auf der Erde wandelte, sei „unerschaffen". Das Konzil von Chalzedon verurteilte die monophysitische Auffassung als Ketzerlehre; sie erhielt sich aber in der Jakobitenkirche, der koptischen und armenischen Kirche bis heute.

Mit diesen alten Streitfragen über die wahre und falsche Lehre muß sich heute das ungarische Kultusministerium beschäftigen. Ungarn hat innerhalb seiner Staatsgrenzen Serben, Rumänen und Ukrainer, die sich zur orthodoxen Kirche bekennen. Ihre Patriarchen haben ihren Sitz in den Nachbarstaaten; die Kirchengrenzen entsprechen noch nicht den neuen Staatsgrenzen. Nun möchte Ungarn für seine orthodoxen Minderheiten eine eigene selbständige Kirche mit einem eigenen Patriarchen in Ungarn haben. Man suchte also nach einem orthodoxen Patriarchen, der bereit wäre, einen ungarischen orthodoxen Geistlichen zum Bischof zu weihen. Die Patriarchen der Nachbarstaaten lehnten aus politischen Gründen ab. Schließlich fand man einen, der die Weihe vornahm, und alles schien in Ordnung.

Bei Prüfung der Weiheurkunde aber mußte das ungarische Kultusministerium feststellen, daß der Patriarch, der den Geistlichen aus Ungarn zum Bischof geweiht hatte, der syrischen Jakobitenkirche angehört, also der in Chalzedon verdammten Ketzerkirche. Der neu geweihte Bischof kann also unmöglich kirchliches Oberhaupt der orthodoxen Serben, Rumänen und Ukrainer werden; Geistliche und Gläubige würden ihn nie als Patriarchen anerkennen. Das ungarische Kultusministerium konnte ihm darum das Amt eines orthodoxen Kirchenoberhauptes nicht übergeben. Da es nun in Ungarn Jakobiten überhaupt nicht gibt, so ist der Neugeweihte ein Hirt ohne Herde. Nach dem ungarischen Gesetz ist er als „konfessionslos" anzusehn. Aber das Ministerium hat ihm freigestellt, ein Gesuch einzureichen, eine jakobitische Kirche gründen zu dürfen. — Nun muß Ungarn weiter versuchen, einen nach dem Konzil von Chalzedon rechtgläubigen Patriarchen zu finden, der zur Weihe bereit ist.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Heinrich Franz, Köln. — Professor Dr. Paul Kirn, Leipzig. — Erich Otto Volkmann, Potsdam. — Dr. Cornelius Witt, Berlin. — Edzard H. Schaper, Haapsalu-Estland. — Dr. Fritz Schmitt, Feldafing bei München. — Joachim Günther, Hohenneuendorf bei Berlin. — Geheimrat Professor Dr. Maximilian Claar, Neapel. — Noemi Balaszeskul, Berlin. — Dr. Friedrich Pock, Graz. — Archivdirektor Professor Dr. Paul Wentzcke, Düsseldorf. — Wolfgang Goetz, Gütergotz, Kr. Teltow. — Heinz Grothe, Berlin. — Peter Weber, Berlin.

EUGEN DIESEL

Die Primitivierung

Moderner Kulturkampf

Das undeutliche Vorstellungsgemenge, welches durch das Wort „Primitivierung" umrissen werden soll, läßt in unserer Zeit verschiedene Gruppen in einer Art von Kulturkampf heftig aufeinanderplatzen. Der einen Gruppe stellt sich die Primitivierung dar als ein männlicher und heroischer Weg, auf dem es uns gelingen wird, die in Fäulnis geratene Kulturlast der Jahrtausende von uns abzuwälzen, um in siegfriedhafter Unbefangenheit auf eine neue geschichtliche Bahn zu treten. Die Primitivierung ist für solche Leute eine sittliche Vereinfachung. Die andere Gruppe aber will in solchem Aufbruch nichts anderes erblicken als eine rohe und überflüssige Vernichtung eines mühsam errichteten Kulturgebäudes und der wertvollsten erhaltenden Kräfte, die auch sie als sittlich bezeichnen. Das eine Mal stellt sich die große Vereinfachung dar als ein Durchstoß zu den grundlegenden Werten der Mannhaftigkeit, der Tapferkeit, als Rettung aller Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit, das andere Mal als roheste Leidenschaft, als Zerstörerin der durch die Kultur geknüpften, durch die Jahrtausende geheiligten Bande der Sitte und Sittlichkeit. Die einen greifen die Unklarheit, Knochenweichheit, Charakterlosigkeit eines zwischen veralteten Werten lavierenden Zeitalters an, bei welcher Gelegenheit sie selbst auf unklare Weise sehr vieles von dem, was sie hassen, als „Liberalismus" verschreien; die anderen fürchten die Diktatur des Untermenschen und den Rückfall in die Barbarei, die sich mit einem doch nicht zu vermeidenden Kulturspießertum bastardieren würde. Wer, nach höheren Entwicklungen Ausschau haltend, beide Fronten teilnahmsvoll beobachtet, wird feststellen, daß die besten Vertreter beider Lager, nämlich die, welche die Fähigkeit haben, sich über die sowohl hier wie dort wuchernde Spießbürgerei zu erheben, oft um die gleichen Werte ringen; daß aber die Begriffsverwirrung und die große Schwierigkeit der Verständigung in politisch und kulturell aufgeregten Zeiten sie um jedes gegenseitige Verständnis, um jede Möglichkeit der Annäherung bringen.

Erscheint es nicht angebracht, einmal aus einer in den kurzatmigen Lauf der Tage, Monate und Jahre eingeklemmten Betrachtungsweise und Parteinahme aufzutauchen und den Bogen der Gedanken über etwas größere Zeiträume auszuspannen? In einer so wirren seelischen Lage wie der heutigen vermag man einige Klarheit und Gerechtigkeit nur durch Abstand zu gewinnen, nur durch den Versuch, ganz große Entwicklungslinien wahrzunehmen.

Der Grundplan des Lebens

Alles, was sich im Laufe der Geschichte abspielte und ereignete, was je geleistet und geschaffen wurde, muß einmal einen Zusammenhang mit menschlichen Beweggründen besessen haben: die Kreuzzüge mit religiösen und politischen Gründen Einzelner und der Masse, die Dampfmaschine mit für James Watt geltenden Beweggründen, der russische Feldzug 1812 mit solchen in der Brust von Napoleon. Die Beweggründe bilden sich aus Kenntnissen, Erkenntnissen, Einsichten, Wertgefühlen und setzen, wenn sie sich zu dem, was man Entschluß nennt, verdichtet haben, den Willen und die Tatkraft in Bewegung. Der Mensch ist ein erkennendes und ein geistiges Wesen, das nicht nur wie ein Tier durch Triebe und sinnliche Eindrücke, sondern auch oder vorwiegend durch geistige Einsichten und Erkenntnisse zum Handeln gebracht wird. Wenn nun zu viele widerstreitende und sich mannigfach durchkreuzende

Erkenntnisse gleichzeitig auf Geltung und Wirkung Anspruch erheben, dann wird die Gesellschaft, die Politik, die Kultur wirr und das Handeln und Regieren erschwert. Das ist bei der heute in Europa herrschenden Kultur und Politik der Fall.

Trotzdem sind die Grundlinien des menschlichen Daseins sehr einfach. Es handelt sich seit je und immer und immer wieder um die Erfüllung eines Grundplanes des Lebens der Menschen: um Ernährung, Kleidung, Hausbau, Schmuck, Tanz, Nachrichten, Zerstreuung, Erziehung, soziales Leben, um Politik und Krieg, den Einsatz sittlicher Kräfte und einiges andere. Auch im wirrsten Gestrüpp der reichsten und ältesten Kultur führen die Fäden zu den Elementen dieses menschlichen Grundplanes und damit auf ursprünglich einfache Beweggründe und Notwendigkeiten zurück. Wenn wir diesen Grundplan auf reine Weise bei einem großen Dichter beleuchtet finden, ihn naiv zu erblicken vermögen und zugleich eine Sittlichkeit am Werk sehen, werden wir ergriffen. Kultur ist im Grunde die Sichtbarmachung und Anerkennung dieses Grundplanes: die Pflege der Idee des Menschlichen, die Möglichkeit, in der vorgefundenen und jedem als Schicksal zugewiesenen Lage, Mensch sein zu können. Der große Irrtum unseres Zeitalters war, daß wir die immer üppigeren und künstlicheren Mittel zur Darstellung menschlicher Zustände in Kunst und Geist als Kultur bezeichneten, nicht aber die sittliche Art und Weise, wie das Menschenleben selbst gelebt wird. Darum bleibt im Grunde doch Homer der größte Dichter, weil bei ihm der Grundplan des menschlichen Daseins in höchster Klarheit und Unmittelbarkeit und ohne wirren Überbau zur Anschauung gelangt.

Wirrwarr der Kultur und der Beweggründe

Aus sehr mannigfachen, aber durchaus einleuchtenden Ursachen entwickelten sich auf der Erde viele eigentümliche, erheblich voneinander abweichende Kulturen. Eine große Anzahl von Elementen wie Rasse, Geschichte, Kunst, Sprache, Volk, Staat, Religion, Technik usw. mischten sich in jedem Zeitalter, in jedem Kulturkreis zu einem anderen Gesamtbild zusammen. Im Laufe der Weiterentwicklung häuften sich immer mehr geistige und dingliche Güter an. Immer mehr Werte wollten anerkannt, immer zahlreichere gesellschaftliche und politische Situationen mußten berücksichtigt werden. Das fand nicht nur statt innerhalb eines Volkes und eines Kulturkreises, sondern das eine Volk oder der eine Kulturkreis wirkte auf die anderen Völker und Kulturkreise ein, und es ergaben sich psychologische Zustände seltsam gekreuzter Art, die kaum noch zu analysieren waren. Wer könnte in Wahrheit noch alle die Einflüsse und Zustände auf einen halbwegs begreiflichen Nenner bringen, die im deutschen Menschen beieinandersitzen? Im deutschen Menschen steckt auch der bayrische, preußische, nordische, ostische, dinarische, katholische, protestantische, europäische, der germanische und romanische, romantische und technische Mensch und der Mensch aller Parteien.

Die Folge dieser Anhäufung und Kreuzung von dinglichen, geistigen, politischen, religiösen, sozialen Erscheinungen war, daß zahlreichere Beweggründe vor die Seele des Einzelnen und der Masse traten. Damit wurde der Kampf der Beweggründe untereinander immer undurchsichtiger und wirrer. Das Erscheinungsbild der Menschheit wurde unklarer, der Grundplan des Lebens verschüttet. Jede geistige Einstellung, jede Wert- und Willensentscheidung hatte ja in stets zunehmendem Maße mit viel mehr Einflüssen von allen Seiten zu ringen. In jeder Seele wucherten die Beweggründe. Entscheidungen waren nicht mehr so eindeutig zu fällen wie früher. Das geistige und sittliche Netzwerk geriet in höchst widerspruchsvolle und mannigfache Verwicklungen. Die hieraus folgenden seelischen Vorgänge, die Neigung nach Vorwiegenlassen eines der vielen Leitbilder nannte man „Strömungen", mit deren Deutung sich dann die Wissenschaft emsig befaßte.

Schließlich konnte der durchschnittliche Mensch einfach nicht mehr durch die Wirrnis der Kultur und die zahllosen durch sie bewirkten Einflüsse, Erkenntnisse, Beweggründe hindurchfinden. Freilich, man kann sein Leben als Mann im Volke führen, einfachen sozialen und sittlichen Grundsätzen huldigen und doch von der bunten Decke einer widerspruchsvollen Kultur umhüllt sein, die man als etwas Gegebenes hinnimmt, ohne zu analysieren. Solange keine allgemeine Krise ihre Krallen bis zum wirtschaftlichen und seelischen Dasein des Mannes im Volke ausstreckt, mag alles ganz gut gehen. Aber wenn das ganze Gefüge erschüttert wird und der verschreckte Mensch Ausschau hält nach Bestätigung seines einfachen Grundplans, wenn seiner gesunden Auffassung der majestätische Überbau der Kultur nun plötzlich hemmend und feindlich entgegentritt und er ihm sichtlich nichts nützt, dann droht die Gefahr, daß die alten Wertetafeln zertrümmert werden. Daher zum Beispiel der ungeheure Erfolg des Christentums in der Zeit der hochentwickelten antiken Kultur; denn die Lehre Christi ist dadurch ausgezeichnet, daß sie frei von jedem kulturellen Überbau den Menschen wieder an die schlichtesten Tatsachen und Gebote des persönlichen und sozialen Daseins hinführt. Aber das Christentum geriet selbst in den bunten und widerspruchsvollen Wirbel der Kultur und der Politik, und sein einfacher Grundplan wurde mannigfach verhüllt, verbrämt, beschwert, verfärbt.

Die Dogmatisierung des Komplizierten

Wir haben es nicht allein mit den eigentlichen nationalen Kulturkreisen zu tun; auch das Dasein und Wirken etwa der katholischen Kirche und das Gewebe der internationalen Wissenschaften sind als eine Art von halb selbständigen Kulturkreisen anzusehen. Diese alle sind also auch als Quellgebiete von Beweggründen in psychologischer Wirksamkeit. Unerschütterlich besteht neben all dem das Bedürfnis des Menschen, den Grundplan seines Daseins unkompliziert mit klaren Beweggründen begreifen, gestalten und beherrschen zu können. Einer solchen Aufgabe gegenüber geraten dann die verschiedenen geschichtlich gewordenen Kulturkreise oft in die größten Schwierigkeiten. Sie sind natürlich bestrebt, sich in ihrem immer komplizierter werdenden Zustande zu bewahren, und ihre Führer suchen die Menschen im Bannkreis der sozialen, politischen oder geistigen Gebilde zu halten. Das führt zu großen Spannungen, denn unsere Kultur ist widerspruchsvoll und bastardiert. Sie ist, wenn man scherzen will, ein Mischling aus den verschiedenartigsten Kulturerbmassen. Das naturwissenschaftliche Weltbild ist ein anderes als das christliche, und doch besitzen wir sie beide; die technische Ethik ist eine andere als die des Handwerks. Unser Zustand schielt, und er schaukelt in einem Meer von Kompromissen.

Um die Zersetzung als Folge dieses Kompromißdaseins zu verhüten, müssen die Thesen religiöser oder nationaler Kulturkreise mit dogmatischer Wucht verkündet werden. Sonst leistet man dem Liberalismus Vorschub, der von der Kirche und vom Nationalismus aus in gleicher Weise gehaßt werden muß. Aus der Fülle der Widersprüche also flüchtete man zum Dogma. Das Dogma ist eine Einkapselung von Widersprüchen, eine Vereinfachung, eine Primitivierung.

Aber diese dogmatisch gefestigten Kulturkreise stoßen immer wieder mit den Problemen des Geistes und des Lebens zusammen, sind immer wieder den Anfechtungen der Erkenntnis, des Zweifels, der Not ausgesetzt. Jede Gruppe, die sich einem Dogma gebeugt hat, muß nun wieder von sich aus die Gesamtheit der menschlichen, sozialen, nationalen Erscheinungen deuten. Die Deutung der Welt und des Lebens vom Dogma her schaltet die Vielspältigkeit der Beweggründe aus. So etwa ist der Katholizismus aufzufassen, der alles nicht nur auf das Christentum, sondern auch auf die geschichtlich gewordene Kirche zu beziehen versteht, alles von hier aus deutet und

dann in eigentümlicher und oft ergreifender Farbgebung dem katholischen Menschen die geistigen und sittlichen Beweggründe liefert. So auch versuchen politische Lehren die Menschengruppen auszurichten. Auf diese Weise also wird der Zerfaserung und Wirrnis der Beweggründe entgegengetreten, und irgendeine Form von Diktat, von Diktatur, sei sie nun offen oder verborgen, ist offenbar nicht zu vermeiden. Auch die Engländer haben eine Diktatur, eine sehr eingekapselte und taktvolle Diktatur, welche die Aufspaltung des englischen Menschen verhindert: die Diktatur der gesellschaftlichen und politischen Konvention.

Die europäische Zersetzung

Wer uns bis hierher aufmerksam folgte, dem wird sich jetzt das ungeheure Bild unserer europäischen Krise auf einfache Weise darstellen. Jahrtausende solchen kulturellen Ringens nach Ausdruck und Form, der unglaublichsten Ansammlung von Kulturgütern und der Durchdringung der verschiedenartigsten Kulturkreise liegen hinter uns. Seit 150 Jahren lagerten sich zudem über die sich widerspruchsvoll kreuzenden Kulturkreise die Wirkungen einer hemmungslosen technischen, wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung. Die schlichten Kräfte des Charakters, die klare Einsicht des Geistes, ja selbst den Grundplan des Lebens hat man durch schillernde Kompromisse, durch ästhetische Gelüste, durch den Schutt unserer Kultur unsichtbar und ohnmächtig gemacht. Es brauchte schließlich nur ein großer Krieg zu kommen, um die Menschen in die größte seelische Not zu stürzen.

Dieser Katastrophe stand nichts entgegen, was Klarheit, Kraft und Halt zu bieten imstande war. Nur Parteien, Lesefrüchte, Kreise, Meinungen, Interessen waren da! Nichts, was den Grundplan im Seelischen und Politischen klarzurücken vermochte! Denn auch die größte Achtung etwa für die Kirche kann die Feststellung nicht verhindern, daß das ganze entfesselte Weltgeschehen selbst ihren Rahmen, ihre Möglichkeiten der Befestigung sprengte. Nur etwas hatte sich als für das Zeitalter bezeichnend herausgeschält: eine „liberalistische“ (wir greifen absichtlich das mißbrauchte Wort auf) Haltung, d. h. ein Lavieren zwischen den Werten, ein Zuhausesein in Kompromissen, eine gebildete, nachgebende, vielwissende, ästhetische Lebensführung, die vielfach eben nicht mehr das gute „Liberale“ (d. h. Freiheitliche) vertrat, sondern eher zu bezeichnen ist als eine Atmosphäre des halbgenießenden, nachgebenden, vermittelnden, hier und dort regelnden Handelns und Mittelns, eines symphonischen Mitschwimmens in Fortschritt und Zersetzung, das aber zum Grundplan des Lebens nicht zurückfand.

Empörung gegen die Aufspaltung der Beweggründe

Früher oder später mußte im Fortschreiten der Geschichte der Augenblick kommen, in welchem die Vorstellung von einem einfachen Grundplan des menschlichen Daseins so rettungslos verschüttet schien, in dem jedes klare Handeln so von Widersprüchen umwuchert war, daß es einen Aufruhr geben mußte. Bei einer solchen triebhaften Revolte, bei einem solchen Hange zur Primitivierung handelt es sich zunächst nicht um eine Heraufkunft des Untermenschen oder etwas Ähnliches, sondern um ein Verlangen nach Gesundung. Es stellt dar die Sehnsucht nach Vereinfachung der Beweg- und Erkenntnisgründe, nach der Möglichkeit klar gerichteten Handelns.

Unsere Betrachtung muß vor allem dem deutschen Bestreben nach Vereinfachung gelten. Zwar handelt es sich bei der Primitivierung im gewissen Sinne um eine Weltbewegung; aber bei uns liegen die Dinge noch in vieler Hinsicht anders als bei den anderen Völkern. In Deutschland erschien die Vermehrung, die Aufspaltung und schließlich die Zersetzung der Erkenntnis- und Beweggründe viel unerträglicher

als etwa in Frankreich oder in England. Unsere Kultur ist ja dadurch gekennzeichnet, daß sie besonders inhaltsreich, widerspruchsvoll, reichhaltig und unausgegoren ist. Von allen Seiten waren wir den mächtigsten Einflüssen ausgesetzt. Bildungseifrig, wie wir sind, haben wir alles und jedes in uns aufgesaugt. Fleißig und maßlos schufen wir für alles geistige Systeme, Glaubensbekenntnisse, Richtungen, Schulen, Organisationen, und alles wurde mit der uns eigenen Heftigkeit und Folgerichtigkeit verfochten. Nord und Süd, Ost und West, Protestantisch und Katholisch, Germanen-, Romanen- und Slawentum kämpften auf unserem Boden um die Vorherrschaft. Aber sie kämpften sich nie zur Entscheidung durch: deutsch sein hieß, viele Entscheidungen nicht getroffen zu haben. So war schließlich jeder Deutsche ein Gefäß abenteuerlicher Widersprüche. Zu solch geschichtlich gegebenem Zustand gesellte sich noch während des neunzehnten Jahrhunderts das Geschwader der sozialen und wirtschaftlichen Fragen, trat die furchtbare Spannung und Qual nach dem verlorenen Krieg.

Auf solcher Grundlage wurde mit parlamentarisch-demokratischen Grundsätzen regiert, d. h. mit ewigem Ausgleichen und Gewährenlassen. Bei allem aber blieb die Lebenskraft, der Wille, wenn man so will, das „Blut" unseres an sich robusten und frischen Volkes unverbraucht. So kam der Tag, an welchem die Deutschen das Gespinst der politischen und kulturellen Widersprüche zerrissen und sich der Vereinfachung, der Primitivierung hingaben. Triebhaft brach der Wille durch, die Dinge einfacher sehen und unmittelbarer handeln zu wollen. Eine Volksbewegung strebte gewaltig, zuweilen gewaltsam nach Vereinfachung, zur Verzweiflung getrieben durch den Überdruß am schillernden, relativistischen, ertraglosen Spiel der Politik und Kultur, das jede einfache Erkenntnis, jeden unzweideutigen Beweggrund, jede klare Tat, jede Gesundung verhindert hatte. Man wollte eine Partei, einen Führer, eine Rasse, einen Glauben, eine Kultur, ein politisches Ziel und das alles bezogen auf den Nenner „Deutsch".

Der sittliche Untergrund der Empörung

Während sich die politische Kulisse blitzschnell verschob, eine unbekannte Szene sich vor unseren Augen entfaltete und das neue Schauspiel anhub, war es schon klargeworden, daß bei solch heroischem Versuch, das Übermaß von vielspältigen Erkenntnissen, schwankenden Beweggründen, gegenläufigen Organisationen und lähmenden Relativismen zu vernichten und klare Bahn zu gewinnen, vieles überrannt und zerstört werden mußte. Darum vernahm man bei den anderen Völkern den entsetzten Schrei, daß über Deutschland die Barbarei hereingebrochen sei. Aber ein solches Urteil wäre nur berechtigt gewesen, wenn es sich im innersten Kern um eine bösartige Verneinung, um ein Zerstören um des Zerstörens willen gehandelt hätte. Das hieße aber die Bewegung verkennen, die nach ihrem Wesen nichts anderes bedeutete, als daß ein Verharren in den Unentschiedenheiten der inneren und äußeren Politik und in den Widersprüchen eines in Zersetzung geratenen geistigen und kulturellen Zustandes unmöglich war. Zumal der jungen Generation mußte dieses für das praktische und sittliche Leben so ertraglose Wundergespinst unserer übersättigten Kultur als ästhetisch, unpraktisch, auf die Mußestunden eines glücklichen, weniger gefährlichen Zeitalters berechnet erscheinen. Im geistigen und sittlichen Feld ging damals in Deutschland das Schlagwort von der „Totalität". In der Politik sprach man vom totalen Staat. So verwandt nun beide Bestrebungen nach Totalität erscheinen, so verschieden sind sie doch ihrem inneren Wesen nach. Die sittliche Totalität steht natürlich dem totalen Mechanismus der Staatsmaschine an sich zunächst ganz fremd gegenüber, es handelt sich um verschiedene Welten. Denn eine

sittliche Ganzheit kann ohne totalen Staat, ein totaler Staat ohne sittliche Ganzheit erreicht werden. Immerhin stehen beide Strömungen wenigstens geschichtlich und psychologisch in Beziehung. Unsere politische Evolution war nicht nur eine mechanistische Angelegenheit, sondern ein Bestreben, aus einem sittlichen Grundempfinden einfachere Elemente zu einem neuen Kulturbau zusammenzuzimmern. Man sage über das sich zurechtkämpfende Deutschland was man wolle; eines ist sicher, daß unter allem Schutt, aller Qual, allem Getöse die Sehnsucht wirksam war: wir wollen einfach wieder die Dinge bei ihrem Namen nennen, wir wollen ganz unmittelbar die Ehre als Ehre, das Recht als Recht, die Arbeit als Arbeit, die Männlichkeit als Männlichkeit erkannt und gewertet wissen, ohne den schillernden Zwischenbereich einer überall relativierbaren, von Geschichte und Literatur überwucherten Kultur. Wir wollen Geist, aber nicht Geistreichelei; freien Anstand, aber nicht den Zwang eines gekünstelten Systems. Wir wollen Männer, Menschen und Deutsche sein. Hiermit stoßen wir auf den großen „konservativen" Grundsatz: daß nämlich im Menschen ewig gegebene Eigenschaften angenommen werden, die sich behaupten und bewähren müssen, damit jenseits von allen Wandlungen der Geschichte, der Kultur, der Politik ein Maßstab im Bewußtsein des Rechten und Richtigen im Menschen anerkannt bleibe, der die Pforten zur Wahrheit, Schlichtheit, Ehre immer offen hält.

Gute und böse Einfachheit

Aber ein solches Streben steht heute genau so gut wie seit je vor wahrhaft tragischen Schwierigkeiten: die echten und einfachen Werte des großen, sittlichen Grundplanes, sie können ja nicht im leeren Raum schweben. Sie sind unweigerlich an den geschichtlich gewordenen Menschen, an das Land und die Landschaft mit ihrem Kulturzustand, an die Wirtschaftsweise, an die politischen Schicksale des Volkes gebunden. Durch das alles werden sie mannigfach im bösen und guten Sinne umgefärbt und gebrochen. Sie schweben in diesem Überbau wie eine Idee, an der sich die Staatsform und andere soziale Einrichtungen zwar bis zu einem gewissen Grade ausrichten können, ohne ihr, infolge der Mangelhaftigkeit aller irdischen Dinge, jemals ganz zu entsprechen. Umgekehrt kann aber die Macht eines bloßen politischen Mechanismus sehr wohl die Idee ganz und gar zerstören, daß sie nur wie eine höhnische Fratze durch den Aufwand und Pomp hindurchgrinst. In aller Kunst, Religion, Dichtung, Musik, Philosophie, im Soldatentum und in der Staatsführung hat sich indessen immer, sofern es als echt und groß anzusehen ist, eine Macht offenbart, die sich ganz unmittelbar auf das ewig Menschliche, auf die Idee eines sittlichen Grundplanes stützte. Aber die große erhaltende Idee ist in ihrer einfachen Kraft schwer zu bewahren. Denn ungeheuerlich greift stets die böse Macht des Irrtums, der Bosheit, der Blindheit, der Lüge mit Krakenarmen nach ihr und trachtet sie in das Räderwerk des niederen Mechanismus zu zerren. Einfachheit allein tut es nicht, denn es gibt böse und gute Einfachheit, eine solche, die zerstört, und eine andere, die sich selbst im Sturm des modernen Weltwirrsals zu behaupten vermag.

Erhaltende Kraft gegen intellektuellen Trug

Mit der Suche nach einer einfacheren deutschen Kultur ist grundsätzlich ein seelisch und politisch richtiger Weg beschritten worden. Aber auf solchem Wege gibt es kämpferische Auseinandersetzungen mit Kulturgebilden und Kreisen, die sich einst doch alle, jedes auf seine Weise, um jene Idee, jenen Grundplan herum gestaltet haben, und die sich somit als Hort und Hüter der großen konservativen Kraft betrachten. Und weiter: aus dem Hin- und Herspiel zwischen diesen geschichtlich gewordenen Kulturgebilden, die jeweils die Idee oder ein Teilbereich der Idee vertreten, ist ja gerade

in all seinem Reichtum das entstanden, was wir deutsches Wesen nennen, das allerdings noch nicht ausgereift ist.

Hiermit gelangen wir an ein entscheidendes Kriterium. Wenn man in einem raschen politischen Prozeß die Vereinfachung durchführen will, dann stößt dies ideale Bestreben, das Deutschtum zu retten und zu erhalten, unweigerlich mit vielen Mächten zusammen, die doch gerade zum Wesen dieses vielspältigen Deutschtums gehören. Es könnte damit manches zerstört werden, das aus dem deutschen Bilde nicht herauszulösen ist, wenn das Bild selbst nicht Schaden leiden soll. Zudem kann die Idee der großen sittlichen und politischen Vereinfachung nicht ohne Form und Leib bestehen. Also muß um sie herum, aus deutschen Elementen, eine Form geschaffen werden. Aber gerade hiermit begeben wir uns in die Gefahr, die große erhaltende Kraft, die sittliche Vereinfachung preiszugeben und bloße Einzelvorstellungen auf dem Gebiete der Rassenkunde, der Geschichte, der Politik zu einem Gedankensystem, zu einem intellektuellen Schema zusammenzustellen und dabei zu übersehen, daß wir nicht mehr um die Gnade der großen erhaltenden Kraft ringen. Wir stoßen dann etwa durch das ganze ungeheuerliche Netzwerk der historischen Schichten rückwärts, um irgendwo ein primitives Bild vom Deutschtum zu finden oder es allenfalls zu rekonstruieren. Ein solches Leitbild oder Leitmotiv in unseren wirren deutschen Gesamtprozeß einzuordnen, hat gewiß seine große Bedeutung, sofern wir auch diesem ehrwürdigen Anteil im deutschen Gesamtgeschehen aus der lebendigen Kraft der Idee heraus Achtung zollen, sofern wir nicht über der intellektuellen Primitivierung das Wesen der seelischen Vereinfachung vergessen. Überall, wo die Kraft der Idee herrscht, verlieren auch widerspruchsvolle Vorstellungen das Gift der Verwirrung. Wo aber die bloße Vorstellung ohne die Kraft der Idee und des Gemütes herrscht, da entartet sie in Intellektualismus.

Gefahr der intellektuellen Primitivierung

Jene erhaltende, jedem Intellektualismus und Relativismus abholde Macht des Gemütes, jenes Bekenntnis zum schlichten Grundplan des Lebens aus der Kraft der Idee wird nun freilich im Gewande der Kultur, des Geistes, der Politik auftreten müssen, wenn sie in allgemeinere Erscheinung und Wirksamkeit treten will. Wird also in einem Volk das Streben nach Vereinfachung zur Lebensfrage, werden die sich schneidenden alten Kulturkreise und Mächte als der Vereinfachung im Wege stehend empfunden, dann gibt es gleichwohl keine Rückkehr zum Rousseauschen Urbilde oder zur Barbarei, sondern ein neuer Kulturbereich fängt zu wachsen an und gesellt sich zu den übrigen, soweit sie nicht vernichtet wurden. Dieser neu heranwachsende Kulturbereich beginnt seinen Weg durch die Geschichte in einem fortgeschrittenen allgemeinen Zustande der Kultur, in der die einzelnen Gebilde bereits mit großem Beharrungsvermögen feststehen, welche für sich in Anspruch nehmen, die Hüter der Idee und der großen Einfachheit zu sein. Wird durch einen solchen Zusammenprall eines jungen Bereiches mit den zahlreichen alten Kulturbereichen die große Entscheidung zugunsten der Einfachheit herbeizuführen sein? Werden nicht unaufhörlich Einflüsse aus den alten Kulturkreisen in den jungen Bereich überströmen, und wird damit nicht das Spiel der Kulturkreuzungen von neuem beginnen? Werden hiermit nicht noch zahlreichere Beweggründe vor die Menschen hingebreitet werden, so daß sich schließlich der gesamte Lebensbereich noch komplizierter gestaltet als der Zustand, gegen den der große Feldzug der Einfachheit begonnen wurde?

Der Sieg der echten Vereinfachung

Wir haben die Wahl, entweder trotz der gewaltigsten Anstrengungen schließlich doch einem neuen Intellektualismus und Relativismus zu verfallen, dann nämlich,

wenn die Primitivierung nur mechanisch und organisatorisch aufgefaßt wurde und sich nicht auf die ewige Kraft echter Einfachheit zu stützen vermochte; oder aber von der Kraft des Gemütes her die Vereinfachung lebendig zu begreifen und, von ihr ausgehend und mit ihr fortschreitend, das nun einmal bestehende, stolz aufgerichtete Gebäude der deutschen Kultur zu stützen, die furchtbaren Irrwege und Zersetzungen der Vergangenheit zu vermeiden und zu einer neuen, dem Charakter entspringenden Einheit der Kultur und des Volkes vorzudringen. Das Ziel ist gegeben. Über die Wege werden die Meinungen im Laufe der Entwicklung noch schwanken. Sicher aber ist, daß die letzten großen Entscheidungen über das Schicksal der Deutschen nicht mit Konstruktionen und einer mechanistischen Primitivierung anheben werden, sondern mit dem Siege der kraftvollen und mannhaften Idee (die man eine soldatische Idee im höheren Sinne nennen kann), mit dem Bewußtsein der erhaltenden Einfachheit. Einzig und allein die Kraft des Gemütes ist gegen die große Wirrnis der Deutschen ins Feld zu führen. Nur aus ihr fließt das wahrhaft einigende Fluidum, das durch alle Kreuzungen und Überschneidungen der Kulturkreise und durch den Irrgarten der Beweggründe weht. Nicht aus dem Kampf der einen Form gegen die andere Form, der einen Meinung gegen die andere Meinung, des einen Dogmas gegen das andere Dogma gewinnen wir die Freiheit und Klarheit, sondern nur aus der Sicherheit des Gemüts, die man auch Glauben nennen mag.

Es handelt sich darum, die Welt zu sehen, wie sie ist, und in allen Kämpfen um Einfachheit, um Kultur, um die zutreffenden Bilder von Volk, Welt, Arbeit nicht in intellektuelle Gebilde abzugleiten. Die unmittelbarsten Kräfte des Gemüts, des Geistes und der Persönlichkeit in ihrem wahrhaft königlichen Herrscherbezirk müssen wach erhalten oder neu erweckt werden, um von ihnen her den Mut und den Glauben aufzubringen, durch die Wirrnis zersetzter Beweggründe, durch das Chaos der sich schneidenden Kulturkreise, durch die Hölle der Politik zu einem Zeitalter fortzuschreiten, in dem notgedrungen diese Kräfte zu höchstem Ansehen und zu höchster Ehre gelangen müssen. Einfach darum, weil es keine anderen Kräfte gibt, die berufen wären, mitten in der erdrückenden Wirrnis klar zu sehen und wissend zu leben.

Wir glauben, daß eine Epoche heraufzieht, in der diese Werte wieder gelten. Denn die Welt geht weiter, und sie duldet nicht die Verewigung des Chaos. Sie muß die Kräfte zur Wirksamkeit gelangen lassen, die allein der Wirrnis und der Zersetzung entgegenstehen.

WERNER VON DER SCHULENBURG

Macht und Kraft bei Jacob Burckhardt

Es ist an der Zeit, eine Untersuchung zu beginnen über den Begriff der Macht im Lebenswerk Jacob Burckhardts. Wir sagen ausdrücklich: „beginnen", denn eine Auseinandersetzung über diesen Begriff läßt sich in einem Aufsatz nicht erschöpfend vollziehen. Dazu ist der Begriff Macht bei Burckhardt einerseits zu verwirrt, andererseits aber, in seiner letzten Ausdeutung, zu religiös gebunden. Eine letzte Ausdeutung wird also tief hineingehen müssen in naturwissenschaftliche, philosophische und religiöse Welten und muß einer besonderen Arbeit vorbehalten bleiben. An dieser Stelle können

wir zunächst nur die Frage stellen und andeuten, in welcher Richtung die Lösung zu suchen ist. Die vorhandene große Literatur berühren wir nur kurz*).

Allen Publikationen über Burckhardts Werk fehlt eines: eine Untersuchung des Begriffes Macht bei Burckhardt. Das ist aber die Voraussetzung für das Verständnis des Burckhardtschen Lebenswerkes. Burckhardt selbst definiert die Macht nur im negativen Sinne, und zwar mit einem Satz des Historikers Fr. Chr. Schlosser: „Alle Macht ist böse an sich." Nur einmal versucht er eine Art von Definierung, in seinem gewaltigen Bekenntnisbuch, den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen", die uns in seinen Memorierblättern für seine Vorlesungen erhalten sind**). Dort sagt Burckhardt: „Die Macht ist kein Beharren, sondern eine Gier und eo ipso unerfüllbar, daher in sich unglücklich und muß alles unglücklich machen." Seltsamerweise stellt Burckhardt die Macht in Gegensatz zur Freiheit, anstatt, wie man erwarten sollte, die Freiheit der Notwendigkeit gegenüberzustellen. Aber die Macht ist das Böse, das die Freiheit beschränkt.

Nun ist jedoch Burckhardt an anderen Stellen der Macht wieder gar nicht so feindlich, wie er es sein müßte, wenn sein Begriff der Macht eindeutig wäre. Verabscheuend und bewundernd zugleich steht er vor den von ihm beschriebenen Individuen, die er als Extrakt von Zeiten und Völkern historisch ausgedeutet hat. Er sagt von Konstantin, er sei ein „furchtbarer, aber politisch großartiger Mensch . . . ein großer, genialer Mensch, der in der Politik von moralischen Bedenken nichts wußte." Oder aber von Renaissancetyrannen, „die so hochbedeutend sind, daß das sittliche Urteil schwer zu seinem Recht kommt", bei denen sich „mit tiefer Verworfenheit edelste Harmonie" verbindet. In seinen künstlerischen Betrachtungen findet sich die gleiche Erscheinung: er haßt den Barock, und seine letzte große Arbeit gilt dem Barockmeister Rubens, welchen er als Erzähler mit seinem geliebten Homer auf eine Stufe stellt. Viele Beispiele ließen sich geben, bei denen sein „Urteil zwischen Bewunderung und Abscheu in der Schwebe bleibt."

Es ist aber schon jetzt ersichtlich, daß mit Burckhardt der ungeheuere Umwertungsprozeß einsetzt, welcher heute noch nicht beendet ist, der Umwertungsprozeß des Begriffes Macht. Den Weg, welchen Burckhardts Freund und Schüler Nietzsche ging und der endete im „Willen zur Macht", verfolgte der ältere mit Grauen. Er stand diesen Versuchen fremd gegenüber, weil er fühlte, daß da etwas nicht stimme, nicht stimmen könne. Was, wußte Burckhardt vielleicht selbst nicht zu sagen — oder aber, er hat es nicht sagen wollen. Nietzsche selbst bezeichnete Burckhardts Zustand als „Verlegenheit" (an Peter Gast 25. Juni 1884).

Hier liegt also ein Geheimnis versteckt. Wir aber müssen, ob mit, ob ohne Schulpsychologie, versuchen, es zu lüften. Wir können es uns nicht leisten, einen Geist wie den Burckhardts bei der Neuordnung unserer Kultur unbefragt zu lassen.

*

Dürr stellt in seinem Buch „Freiheit und Macht bei Jacob Burckhardt" (S. 26) über Burckhardts Machtbegriff nur fest, daß er mit dem Begriff der Freiheit

*) Über seine geistesgeschichtliche Stellung hat Karl Neumann sich vielfach und erschöpfend geäußert (u. a. auch in der D. R. 1898, 1907 und 1918.). Über Burckhardt, den Geschichtsphilosophen, schrieb als erster Karl Joel in der Zeitschrift zur Feier des 450sten Bestehens der Universität Basel, 1910, „Jacob Burckhardt als Geschichtsphilosoph." Joel behandelte bei dieser Gelegenheit auch das Machtproblem. Weiter ausgebaut, aber im Verlauf seiner Untersuchung merkwürdig umgangen hat die Frage der Macht bei Burckhardt Emil Dürr, „Freiheit und Macht bei Jacob Burckhardt." Der Verfasser dieser Zeilen hat die Frage der Macht bei Jacob Burckhardt angeschitten in der Biographie: „Der junge Jacob Burckhardt" (Montana-Verlag). Als neueste Erscheinung haben wir zu vermerken „Kultur und Macht", eine Zusammenstellung aus Burckhardts Schriften, herausgegeben von Michael Freund und mit einer guten Einleitung versehen. (Alfred Protte, Potsdam, 1934.)

**) Karl Marx hat sie in der verdienstvollen Reihe der Krönerschen Taschenausgabe mustergültig herausgegeben.

kontrastiert wird, welche dadurch, als Gegnerin der Macht, zu einem negativen Wert wird; eine Verneinung jedes Zwanges auf die innere Folgerichtigkeit und Gesetzlichkeit; positiv gesprochen das Recht auf Folgerichtigkeit oder Charaktertreue des Individuums. Was aber Macht bei Burckhardt bedeutet, klärt auch Dürr nicht. Er stellt bei ihm jedoch drei Erscheinungsformen der Macht fest, welche uns an das Problem selbst heranbringen. Zuerst ist die Macht wesensgleich mit dem Staat; weiter erscheint sie als Tatsächlichkeit, als Besitz, als Fähigkeit oder Möglichkeit, sie zu brauchen, und drittens als selbständiger Wert, ein Wesen von eigener Art, jene Form, die Burckhardt als „Gier“ umschrieben hat.

Bereits bei der zweiten Erscheinungsform, der Macht als Besitz, muß ein Bedenken auftauchen, ob der konservative Burckhardt, der noch im Nachwort seines Lebens sich dankbar seines kleinen Vermögens erinnert, auch diese Form der Macht als „böse an sich“ hinstellte. Aber Dürr lehnt eine Untersuchung des Machtbegriffes überhaupt ab. Nicht die Wissenschaft, sondern das Leben fordert, daß diese bis heute unterlassene Arbeit nachgeholt wird. Denn es handelt sich dabei nicht um Gedankenspielereien, sondern um die Festlegung eines Maßes, eines entscheidenden Maßes, weitaus wichtiger als der in Paris lagernde zehnmillionenste Teil eines Erdquadranten, der als Meter unsere sichtbare Welt beherrscht. Es handelt sich hier darum, ein Maß zu finden, das gültig ist für unsere Kultur, nach welchem sie qualvoll sucht, das sich bis jetzt aber immer wieder ihren Blicken entzogen hat.

*

Wenn Burckhardt aus praktischen Erwägungen heraus in seinen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ die drei Potenzen Staat, Religion und Kultur zunächst einmal als gleichwertig nebeneinanderstellt, so steht doch, ähnlich der antiken Moira, über allem das Böse an sich, die Macht. Ihr Negativum ist die Freiheit, deren Formgebung die Kultur ist, vertreten durch die menschliche Gesellschaft. Um diese Kultur dreht sich Burckhardts ganzes Hoffen und Sehnen. Über sie möchte er schützend die Hände halten; sie soll befreit werden von jeder Macht, von jedem Zwange. Sie hat sogar ein Königsrecht, ein Recht zur Eroberung und zur Knechtung der Barbarei.

Jetzt wären wir also so weit, daß sich die Kultur, das Negativum der Macht, auch der Macht bedienen soll, um ihrer eigenen machtfeindlichen Zwecke willen. Wird damit Burckhardt doch zum geheimen Anbeter des Bösen, der Macht?

Nein. Er erkennt ihre Realität; er ist nicht der Ansicht, „daß eine auf tiefem Egoismus, auf Lüge und Gewalttat gebaute Herrschaft nicht solid sein könnte.“ Demosthenes, so sagt er, befinde sich mit seiner anderen Ansicht in einem „Generalirrtum“. „Als ob in der Regel die Mächte der Welt auf etwas anderem gebaut würden!“ Aber: Burckhardt bleibt jeder Gewalttat gegenüber unversöhnlich. Das Böse bleibt böse, auch wenn später Gutes aus ihm folgen sollte. Der Trost mit einem „höheren Weltenplan oder dergleichen“ sei schlecht. „Jede erfolgreiche Gewalttat ist allermindestens ein Skandal d. h. ein böses Beispiel.“ Demgegenüber steht aber wieder: „Die Macht kann auf Erden einen hohen Beruf haben. Vielleicht nur an ihr, auf dem von ihr gesicherten Boden, können Kulturen des höchsten Ranges emporwachsen.“

Schon aus diesen Beispielen wird ohne weiteres klar, daß Burckhardt den Begriff Macht mehrdeutig benutzt hat. Das fühlt auch Dürr. Nach dem soeben gegebenen Zitat bemerkt er: „Freilich scheint Burckhardt in solchen Zusammenhängen von der durch Willen und Vernunft gebändigten Macht, der Kraft zu sprechen.“ Aber auch dieser Versuch einer Deutung würde immer noch einen unlösbaren Widerspruch darstellen angesichts der Tatsache, daß Burckhardt radikal „jede gelungene Gewalttat

als böse und als ein Unglück" bezeichnet, daß also auch eine durch Willen und Vernunft gebändigte Macht in ihren Wurzeln immer noch Macht bleibt und damit das Gift des Bösen in sich trägt. Was böse ist, bleibt böse. Auf Kompromisse läßt er sich nicht ein. Die Lösung des Rätsels ist tiefer zu suchen: in Burckhardts geheim gehaltener, religiöser Welt, und da gibt Dürr den klugen Hinweis, daß „das für Burckhardts Charakteristik so wichtige Verhältnis vom Schönen zum Sittlichen in seiner reinsten, sublimen Form auf kunstgeschichtlichem Gebiet sich äußert".

*

Burckhardts Gesamtwerk ist als eine Einheit zu betrachten, welche einem einzigen Gesetz untersteht. In seinen kunsthistorischen Urteilen wird dieses Gesetz aber am deutlichsten. Burckhardt ist ein Augenmensch, und seine Wertungen sind zunächst einmal abhängig vom Sehen. Sie sind „ästhetisch" im Sinne des griechischen Wortes; sie nehmen wahr, mit den Sinnen oder mit dem Geist. Möglicherweise liegt auch gerade in dieser, seiner Grundveranlagung, die Tatsache beschlossen, daß er der Erkenntnis seines Gefühls nicht auch mit dem Verstand nähergekommen ist. Auf alle Fälle beurteilte Burckhardt die Künstlerpersönlichkeiten von einem ganz bestimmten Standpunkt aus. Er liebte die heitere, mit ihren Kräften spielende Anmut; er haßte die Übersteigerung, den Krampf und die Schwäche. In dieser Beurteilung ist er völlig eindeutig. Er liebte Homer, Rubens und Raffael; er haßte Pindar, Michelagniolo, Andrea del Sarto und die „Caravaggi-Henkermalerei". Er liebte, darin Nietzsche gleich, die süße, heitere und zarte Musik, Musik, „die man pfeifen kann", wie Nietzsche einmal sagte; er liebte Mozart und haßte Wagner. Seine der Öffentlichkeit noch unbekannten Äußerungen über Wagners Musik (in Gedichtform) übertreffen wohl alles, was er je an Empörung über einen Künstler geschrieben hat. Bei anderen Künstlern ist sein Urteil geteilt. Er mißtraute Rembrandt und Donatello; er mißtraute im Laufe der Zeit mehr und mehr auch Nietzsche, und zwar von dem Augenblick an, als er auch bei Nietzsche die Verkrampfung spürte, bis dieser dann endlich sein großes philosophisches Werk, das anfangs den Namen „Unschuld des Werdens" führen sollte, „Willen zur Macht" nannte. Damit schieden sich die Geister.

Das Reine, will sagen, nicht Übersteigerte, das seinem eigenen Urwesen immer Entsprechende, das organisch Weitergebildete erscheint ihm als sittlich. Es ist das Griechische in seiner frühen Form, wohlgemerkt, nur in der Kunst. Man denke etwa an die Nike von Samothrake. Es ist in jenen Werken das verkörpert, was wir in dieser Untersuchung Kraft nennen wollen. Sie ist gut.

Unsittlich dagegen ist für ihn die gewaltsame Übersteigerung, welche hinausgeht über das Maß der dem Künstler von Gott vorgezeichneten Kraft. Sie kann in vielen Formen erscheinen, schmeichlerisch, luziferisch, erschlagend, satanisch, auf gewöhnliche Instinkte spekulierend, sentimental oder, wie bei den Caravaggi, einfach gemein. Alles das, was diese Seelenlagen verkörpert, ist Macht. Sie ist böse.

Macht und Kraft werden immer in einem Individuum nebeneinander hergehen. Im allgemeinen werden Jugend und Alter, die noch nicht oder nicht mehr im Vollbesitz ihrer Kräfte sind, eher zur Macht neigen als das Mannesalter*). Denn Macht ist immer ein Anzeichen von Müdigkeit, von Schwäche. Der Ursprung der Kraft ist göttlich. Die reine Kraft, den Menschen unerreichbar, ist Gott selbst. („Im Anfang war die Kraft", Faust I.) Der Ursprung der Macht ist teuflisch. Die reine Macht ist Satan, von welchem Burckhardt sagt: „Der Fürst dieser Welt ist Satan."

*) Auch der Kranke neigt zur Macht. Schiller hat das einmal während einer Krankheit ganz kurz notiert. „Achtet zunächst auf Eure Gesundheit. Wer nicht gesund ist, kann auch nicht gut sein." Macht des Kindes: Euphorion in Faust II; Macht der Frau: Kriemhild im Nibelungenlied.

Was nun jene Künstler treiben, über die Burckhardt den Stab bricht, ist eine Macht gegen sich selbst. Aus welchen Gründen sie das tun, ist für die Auswirkung ihrer Werke auf die Menschheit gleichgültig. Ob ein Guido Reni aus Furcht vor der Inquisition von seiner künstlerischen Höhe herabsinkt, ob ein Michelagniolo die Sistina mit überspannten Muskeln füllt und in diesem Krampf den Ausdruck von Gottes Allmacht sieht, ob ein Nietzsche aus tausend Giftflaschen einen „Willen zur Macht" herausdestilliert: was diese Geister treiben, ist böse und macht böse.

Nicht also ist Kraft eine „vom Willen und von der Vernunft gebändigte Macht", sondern sie ist ein Eigengewächs, das mit der Macht ebensowenig zu tun hat wie Gott mit dem Teufel. Die Kraft wird immer in sich selbst schwingen, sie wird auf leisen Sohlen kommen; Heiligkeit und Heiterkeit gehen in ihr zusammen; ihre künstlerischen Erscheinungsformen sind Anmut und Güte. Die Kraft ist gesund wie ein griechischer Ephebe, wie der Läufer von Marathon; die Macht dagegen ist krank wie etwa der ulkige Herkules Farnese in Neapel, der melancholisch und überfressen seine Gladiatorenmuskeln präsentiert. Die Macht, das ist ihr Kriterium, lebt davon, daß sie ihre eigenen oder die Kräfte anderer stiehlt und mißbraucht. Sie beunruhigt. Sie äußert sich im Kunstwerk in zwei Formen: in der Brutalität und in der Schwäche. (Erregung des Mitleids, selbstsüchtiger oder gar quälerischer Momente.)

Während die Kraft in sich selbst ruht, erklärt sich das Wesen der Macht aus der Schwäche. So wird der Satz Burckhardts verständlich, daß die Macht „kein Beharren (Kraft), sondern eine Gier ist, die unglücklich ist und unglücklich macht." Denn sie kann die gestohlenen Kräfte nicht verarbeiten; sie wird vom Übermaß krank (Herkules Farnese), und sie erregt Empörung bei denen, welchen sie die Kräfte gestohlen hat. Denn es macht ebenso krank, sich ohne Gegenwehr bestehlen zu lassen, wie der Diebstahl den Dieb selbst krank machen muß. Die größte sittliche Gefahr liegt aber in der Möglichkeit, daß Macht mit Macht beantwortet wird. Dann reißt der Faden des Bösen nie ab.

*

Woher stammt aber die vereinfachte Nomenklatur Burckhardts; wie ist es zu erklären, daß Burckhardt jene deutliche Trennung von Macht und Kraft nicht selbst vorgenommen hat, wie sie auch Nietzsche nicht vorgenommen hat? Diese Tatsache ist relativ einfach zu erklären durch die Herkunft beider aus protestantischen Pfarrhäusern. In der Theologie wird das Wort Macht gebraucht sowohl für das satanische Prinzip („Der alt böse Feind . . . groß Macht und viel List sein grausam Rüstung ist" usw. Dazu dann: „Der Fürst dieser Welt . . .") wie auch für das göttliche Prinzip („Ich bete an die Macht der Liebe" oder „Allmacht" usw.). So hat Burckhardt das Wort immer in seiner theologischen Doppelbedeutung gebraucht, aber — zum mindesten gefühlsmäßig — einen ganz klaren Unterschied gemacht, ob er von Macht oder aber in unserem Sinne von Kraft sprach. Wenn er es gelegentlich in rein juristischem, sei es in staatsrechtlichem, sei es in privatrechltichem Sinne braucht, dann fehlt der kritische Unterton.

Seine Geisteswelt war durchsetzt mit Schopenhauerschen Gedanken, welche den ihm angeborenen und in der Jugend weiter ausgebildeten Pessimismus stärkten. Aber eine tiefe Ehrfurcht vor dem Christentum blieb ihm sein Leben lang, während die griechischen Götter nach seiner Ansicht sterben mußten, weil sie schön waren, aber nicht gut. Christus war nicht so weich, wie man ihn später aus kirchlichen Gründen hingestellt hat. Er begegnete jeder Macht mit Schärfe. („Ihr Otterngezüchte!" „Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen?" Er sah im Geld, dem großen Helfer der Macht, den Feind jeder Höherentwicklung; er verachtete das lüstliche Mitleid, denn die Rechte soll nicht wissen, was die Linke tut. Ja, die ganzen, uns oft seltsam anmutenden

Lehren der Bergpredigt kann man ansehen als ein Entgegenstellen der Kraft gegen die Macht.) Er war aber gütig, wenn er auf eine Kraft stieß, und half ihr zum Blühen, wenn sie noch so zart war. („Weib, Dein Glaube ist groß. Dir geschehe, wie Du gesagt.")

Burckhardts Maß, vom Christentum und Schopenhauer beeinflußt, wurde von ihm zunächst an der feinsten menschlichen Äußerung, der Kunst, erprobt und dann in seine geschichtlichen Urteile, sowohl über Menschen wie über Völker aufgenommen. Denn für ihn sind die Völker vertreten durch große Individuen, nach welchen dann ganze Zeitalter benannt werden („Zeitalter Konstantins", aber auch Napoleons oder Ludwigs XIV.).

Wenn wir diese Maße von Macht und Kraft anlegen, dann bekommt die Geschichtswissenschaft Burckhardts ein ganz anderes Gesicht. Wir brauchen uns zu ihrer Beurteilung nicht mehr in die Annahme zu retten, daß Burckhardt, dessen Geschichtswerk ein einziger Protest des europäischen Individuums gegen den Geist oder Ungeist des asiatischen Absolutismus ist, Weltgeschichte nach Wünschbarkeit geschrieben hätte, daß er sie geschrieben hätte, nicht wie sie ist, sondern wie sie sein sollte. Freilich, Rankes grandiose und beängstigende Objektivität hat er nicht. Er will sie auch nicht haben, ja er darf sie gar nicht haben. Wenn er sie sich anzüchten würde, so wäre das gegen seine eigenste Natur, wäre eine Macht gegen sich selbst und damit böse.

Es war ihm durchaus klar, daß reine Kraft nicht auf Erden existiert. In viel reinerer Form existiert die Macht auf Erden. Der Wille zur Macht aber ist die Erbsünde. Auch der Kraftvollste hat in sich jene Gier, welche allzuleicht an die Stelle der Kraft die viel bequemere Macht treten läßt. Diese kann sich dann mit physischer Gewalt, mit all ihren allmählich hochentwickelten Hilfsmitteln, mit Geld gegen die Kraft wenden und ihrer bösen Natur nach in kürzester Zeit die feinste Blüte der Menschheit, die Kultur, zertreten.

Aber milde wird Burckhardt, der tiefe Kenner der menschlichen Seelen, wenn parallel zur Macht in ihnen noch die Kraft läuft; wenn wenigstens — wie bei den Renaissancefürsten — die Kultur gedeiht. Dann „erscheint in der Macht an sich ein geistiges Wesen, ein ursprünglicher Genius, der sein eigenes Leben hat ... so daß im Völkerleben geistige (Kraft-) Werte nicht ohne Machtwerte (will sagen: politische Kraftwerte) und dauerhafte Machtwerte nicht ohne geistige Werte erzeugt werden." — Wenn man die Definition der Macht: „böse an sich" im Auge behält, dann wird das Wort „Machtwert" an dieser Stelle wohl jeden Zweifel an der Doppeldeutigkeit des Begriffes Macht nehmen. Wenn aber reine, wirkliche Macht ausgeübt wird, dann, so verlangt Burckhardt, solle sie wenigstens „naiv" ausgeübt werden. Denn damit ist sie ein Stück Natur; sie steht außerhalb der ethischen Gesetze, die durch solche Naivität nicht verletzt werden. Für ihn ist die „Militärmacht", die nichts für sich persönlich gewinnen will, ein Ausdruck der Kraft, ebenso wie die Abwehr eines Machtangriffes ein Ausdruck der Kraft ist. (Tell.) An eine Entsühnung des Machtentstandenen glaubt er nicht. Möglich ist aber, daß im Kampf mit der Macht die Kräfte die Oberhand gewinnen. Davon gibt er uns Beispiele, die man zusammenfassend werten muß, um zu erkennen, daß sich nie aus der Macht die Kraft entwickeln kann. Immer bleibt bestehen, daß der ursprüngliche „Räuber" durch die „spätere, wirklich erreichte Amalgamierung des Geraubten nicht sittlich losgesprochen wird, wie überhaupt nichts gutes Folgendes ein böses Vorangegangenes entschuldigt." Erfolgsanbetung ist Götzendienst; das große Gewollte hat immer Wert; das gemeine Erreichte bleibt immer gemein. Ein Dschingiskhan bleibt eine Ausgeburt der Hölle; einfach, weil ihm das „Gran Güte" fehlt, als Ausdruck der Kraft.

Als klärendes Beispiel mag ein Hinweis noch gestattet sein: Burckhardts Stellung zum Pathos. Hier unterscheidet er ganz deutlich das Pathos der Macht und das Pathos

der Kraft. Das Pathos der Macht verachtet er; als Pathos der Macht betrachtet er auch „das vorherrschende Pathos unserer Tage, das Besserlebenwollen der Masse.“ „Königs- und Volkspathos“ ist ihm gleich unangenehm; abstoßend ist es, wenn es bei Volksrednern zum Geschäft wird, „plump“, „roh“, „verlogen“. Aber – den Athenern der Perserkriege gibt er das Recht zum Pathos; seine geliebten Athener und Florentiner empfindet er als pathetisch; seinen Liebling Alexander sogar als „hochpathetisch“. Er ehrt das Pathos großer Männer, vorausgesetzt, daß es aus der Kraft stammt. Wir können zunächst nur ahnen, wie sich unser Urteil auf Grund dieser Wertungsgesetze verschieben muß. Oft wird ein abschließendes Urteil nur auf Grund langer Prüfungen möglich sein, wie Burckhardt selbst dem Barock erst kurz vor seinem Tode gerecht werden konnte. In anderen Fällen wird ein gerechtes Urteil überhaupt kaum möglich werden, weil uns die Kenntnis der seelischen Motoren fehlt. Für die meisten Fälle haben wir aber ein Maß. Man lege dieses Maß beispielsweise an den Frieden von Versailles an. Wilsons Bestrebungen, große Gedanken in einem kleinen Kopf, wurden durch Clemenceaus satanischen Machtwillen vernichtet. Kein Nietzschescher „Wille zur Macht“ kann diese Gemeinheit sanktionieren. Form gewann Clemenceaus Machtwille im Friedensvertrag, dem diabolischsten und ekelerregensten Ausdruck von Macht, den die Welt je erlebt hat.

Burckhardt ist sich aber völlig darüber klar, daß die Macht nicht aus der Welt zu verbannen ist. Ihr Kampf mit der Kraft wird dauern, solange die Welt besteht. Die Erbsünde ist unausrottbar. Aber er glaubt an eine Mäßigung. Der Staat soll von Zeit zu Zeit an seine Funktion als „Notinstitut“ erinnert werden; Burckhardt hofft auf eine langsame, europäische Erkenntnis, etwa im Sinne des heiligen Augustinus, der in Hinsicht auf die bekannten Worte der Bergpredigt gesagt hat: „Bemüht Euch wenigstens, nicht mehr Schläge zurückzugeben, als Ihr erhalten habt.“ Dieser Heilige hatte eine volle, gefühlsmäßige Erkenntnis von Macht und Kraft. Und nichts anderes als die Verbreitung dieser Erkenntnis wollte auch Burckhardt.

*

Ein scharfes Auge hatte Burckhardt auf Versuche, Macht in Kraft umzufälschen. Das erschien ihm als das gefährlichste Machtmittel, die bedrohlichste Irreführung von Individuen und Völkern. Er weist darauf hin, daß heute ein Krieg nie mehr aus naiver Eroberungslust, sondern – selbst wenn er ein ganz gewöhnlicher Angriffskrieg ist – unter dem Vorwand der Verteidigung, also der Kraft, begonnen wird. Immer wieder zeigt er, wie das Gespinst der Macht in ungeheuerer, immer enger werdender Fadenführung über die Welt gezogen wird; geistig durch die Presse, verfälschte Kunst, zerfaserte Wissenschaft; wirtschaftlich durch Trusts, Banken und anonyme Geister; in religiöser Beziehung durch kirchliche, das Reich dieser Welt ergreifende Ansprüche; durch Geheimverbindungen, Interessensphären und okkulte Verknüpfungen. Dieser Kampf um die Macht geht bis zur letzten Zerfaserung des Machtbegriffes, dem „Markten um Macht“, wie Nietzsche es einmal nennt. Er geht bis zur Verlagerung der Macht in Dinge hinein („Geld ist Macht“, „Maschine ist Macht“), die in Wahrheit erst durch Mißbrauch zu Machtmitteln werden. Aber jede dieser geheimen Machtzentralen erklärt, daß gerade sie die menschliche Freiheit erhalten wolle. So erblickt denn Burckhardt als furchtbare Vision die Leiche des erstickten Europa,' auf welche der asiatische Absolutismus den Fuß setzt.

Dagegen kennt er nur ein Mittel: den Herrenaufstand der Kraft, den Kampf europäischer Kraft gegen die Dämonen asiatischer Macht. Denn die sind bereit, Europa, das Herz der Welt, in einen Trümmerhaufen zu verwandeln, wenn nicht ein Sieg auf geistiger Wahlstatt den Ansturm dieser satanischen Horden zurückschlägt.

Hans Grimm, Zum sechzigsten Geburtstag

Am 22. März wird Hans Grimm sechzig Jahre alt. Es wird an diesem Tage nicht an Ehrungen fehlen für den Dichter des Volkes ohne Raum; man wird den alten Afrikaner preisen und den Autor, der die große Formulierung der Idee von der gerechten Verteilung des Raumes fand – jener Idee, mit der 1914 das deutsche Volk hätte in den Krieg ziehen müssen. Das Entscheidende an der Gestalt Hans Grimms aber ist trotz dem großen Dichter der Mann, und daß dieser Mann in seinem Leben und Handeln nie andere Wege geht als in seinem Schreiben und Sprechen. Hans Grimm, der viele Jahre seines Lebens draußen zugebracht hat, in England, in Südwestafrika, der Deutschland von drinnen und draußen kennt und schon als junger Mensch Politik als das gemeinsame Schicksal eines Volkes erleben gelernt hat, ist aus erlebter Erfahrung ganz von selber von Jugend auf Nationalist geworden, das heißt ein Deutscher bis zum tiefsten Grund. Grimm hatte das Deutsche als Wesen von Anbeginn in sich und erwarb es draußen als bewußten Besitz: so wurde er einer der wenigen, denen, als sie im reifen Alter zu schreiben begannen, ihr Dichten von selber ohne Pathos, ohne Phrase und ohne Übersteigerung natürliches Bekenntnis zu Land und Volk wurde. Aus diesem Bekennen wuchsen schon die Olewagensage und die Geschichten aus Südafrika; aus diesem Empfinden empfing er die große Dichtung vom Volk ohne Raum, die einzige, die wir den Angelsachsen und ihrem Kipling ernsthaft entgegenzustellen haben. Sie hält den Vergleich mit dem großen Imperialismus des Engländers aus, weil sie ohne Imperialismus von der gleichen selbstverständlichen, stolzen Volksüberlegenheit, vom gleichen natürlichen Herrentum erfüllt ist wie Kiplings Erzählungen von den Knabengeschichten bis zu den indischen Soldatenlegenden. Im Werk Hans Grimms spricht ein Mann, in dem die besten Züge des deutschen Wesens Gestalt und Ausdruck zugleich gewonnen haben, ein aufrechter, nur auf sich selber stehender Mann voll berechtigtem Bewußtsein seines Wertes und zugleich voll feinster Bescheidenheit vor den großen Mächten des Lebens – einer, der die Welt seines Volkes im tiefsten liebt und in dieser Liebe nicht das Recht, aber die Verpflichtung zur herbsten Kritik fand, wo sie nötig ist. Es ist keinerlei Abstand zwischen den Worten des Dichters und den Worten und Taten des Mannes Grimm: der den Cornelius Friebott und den Hermanus Olewagen, den Hauptmann Erkert und all die Gestalten von drinnen und draußen in das Dasein stellte, lebt sein Leben in derselben Welt, aus der sein Dichten wächst: zwischen Tag und Traum ist kein Abstand und kein Unterschied. Grimm hat noch das deutsche Lebensgefühl aus dem großen Reich vor 1914 mitgebracht, jenes selbstverständliche Herrengefühl, das die führenden Männer des Landes wie des Heeres mit der gleichen Natürlichkeit von Hause mitbrachten wie er: er weiß, daß die andern ein Recht haben, solches von den Männern der Führung und des Vorbilds zu fordern. Er gab das Vorbild in seinem Werk und gab es in seinem Leben mit dem Sinn für Takt, der nicht erworben wird, sondern eingeboren ist. Er hat die Welt gesehen und in der Welt gelebt; dann ist er zurückgekehrt, in die Heimat, der sein Vater entstammte, hat in dem Klosterhaus auf dem Lippoldsberg sich eine Welt geschaffen, die in der Enge der Weserberglandschaft etwas von der Freiheit und Weite der großen Welt des Draußen behalten hat. Das ist das andere Vorbild, das Grimm der Nation gegeben hat: an beides zu denken und auf beides zu sehen, auf das Drinnen und auf das Draußen, das Kleine und das Große, auf das Zuhause und die Welt. Hans Grimm ist einer der ersten Führer unserer Literatur zum Weltdeutschen, der aus dem Leben draußen den gleichen großen Blick auf die Zusammenhänge mitgebracht hat, wie ihn der Engländer in seinem Imperium lernt, und gerade von da aus ist er wichtigster Besitz für dieses Land der Binnenhorizonte geworden. Denn das wirkliche Wesen der deutschen Nation wird erst Gestalt werden, wenn ihre repräsentativen Männer den innern Reichtum des Volkes mit dem Weitblick solcher Welterziehung nicht nur zu vereinen, sondern zu verschmelzen wissen. D. R.

BERNHARD POLL

Die Tragödie Hentsch

Wir veröffentlichen hier den erstmalig vollständig in Faksimile wiedergegebenen Bericht des Oberstleutnants Hentsch über seine Fahrt zur Front vom 8.—10. Sept. 1914 und bringen zum Verständnis eine kurze Schilderung der militärischen weltgeschichtlichen Zusammenhänge. Die Schriftleitung.

Männer machen die Geschichte. Ihre Führerentschlüsse finden ihren Niederschlag in den Urkunden, die die Archive bewahren. Mit innerer Ergriffenheit betrachtet der Nachfahre diese stummen und doch beredten Zeugnisse großen Geschehens. Eindruck und Nachwirkung, vom unmittelbaren Anschauen solcher Dokumente ausgehend, sind in der Regel stärker und nachhaltiger als die lebendigste Geschichtsschreibung. Der Bericht des Oberstleutnants Hentsch gibt Kunde von der tragischen deutschen Schicksalswende 1914.

*

Mit dem Scharfblick des Sehers hatte der zweite Nachfolger des Sedansiegers die Situation des deutschen Kaiserreiches gesehen. „Im gegebenen Augenblick", so hatte er noch 1909 in seinem Aufsatz über den Krieg in der Gegenwart geschrieben, „sollen die Tore geöffnet, die Zugbrücken herabgelassen werden und die Millionenheere über die Maas, die Königsau, den Njemen, den Bug, sogar über den Isonzo und die Tiroler Alpen verheerend und vernichtend hereinströmen." Durch schnelles Niederwerfen zunächst des Westgegners wollte Schlieffen in die konzentrisch gegen die Reichsgrenzen vorgehenden Scharen der Feinde Bresche schlagen. Der für ewige Zeiten mit seinem Namen verbundene Plan sah jene gewaltige Operation mit dem rechten deutschen Heeresflügel vor, der stark genug sein sollte, daß er nicht nur Paris von Westen her umfaßte, sondern auch in Flanke und Rücken des französischen Heeres stieß, um dieses vernichtend zu schlagen.

Noch die Reste Schlieffenscher Kriegführung bewiesen 1914 die Schlagkraft der gewaltigen Konzeption. Sie sicherten den Deutschen die Initiative und warfen den Aufmarsch des Gegners durcheinander, sie ließen während der großen Grenzschlachten die Angriffe des französischen Generalissimus kaum zur Entfaltung kommen, trugen die deutschen Fahnen vor die Tore von Paris. Auf der ganzen Front geschlagen, wich der Gegner in das Innere seines Landes zurück. Es mehrten sich die Zeichen, daß auch das moralische Gefüge seines Heeres ernstlich erschüttert war.

Immer mehr entfernten sich die lichter werdenden Reihen der deutschen Verfolgungsarmeen von ihren Stützpunkten. Drei Korps des Schwenkungsflügels lagen vor Antwerpen und Maubeuge fest. Zwei weitere rollten auf der Bahn der Weichsel zu. Noch über den Aufmarschplan hinaus hatte Moltke seinem linken Flügel in Lothringen die 6½ Ersatzdivisionen aus der Heimat zugeführt. Die Lothringer Schlacht war zwar geschlagen, hatte aber nicht die erhoffte strategische Bedeutung gehabt. In opferreichen Kämpfen nutzten sich die Bayern ab. Mehr als ein Drittel der deutschen Wehrkräfte stand jetzt auf diesem Nebenkriegsschauplatze. Gleichwohl konnte der Feind Verstärkungen an seine geschlagene Nordfront werfen. Anders als der Generalstabschef in Luxemburg gewünscht hatte, verliefen hier nunmehr die Operationen der deutschen Armeen. Am 30. August fürchtete man bereits ein Zerreißen

VI. 3 Luxemburg 15. 9. 14. 5

Bericht über meine Reise zur
1. bis 5. Armee am
8. – 10. September.

Ich wurde am 8. September
etwa 10° vorm. zur 1. – 5. Armee
geschickt. In meiner Begleitung
befanden sich Hauptmann Koeppen
und Hauptmann König. Meine
Entsendung wurde vom Herrn Chef
des Generalstabes des Feldheeres
angeordnet, weil aus den Meldungen
der 1. und 2. Armee vom
7. abends hervorging, daß an der
Marne beiderseits Château-Thierry
die Gefahr eines Durchbruchs vor-
1 lag und ferner aus der Meldung
der 3. Armee – [illegible] eingegangen am
frühen Morgen d. 8. – hervorzu-
gehen schien, daß die 2. Armee
auch auf ihrem linken Flügel in
einer schwierigen Lage sei. Mir
wurde von dem Herrn Chef des Gene-
2 ralstabes die Ermächtigung er-
teilt im Notfalle meine Anord-

6

Vorwärtsbewegung der 1.–5. Armee hin-
2 ter die Vesle und in Höhe des Nordran-
des der Argonnen anzuordnen.

Bei der 5. Armee fand ich alles im Aufschwung zu einem Angriff, man hoffte dort nach Wegnahme der Forts Troyon und Les Paroches einen entscheidenden Erfolg errei-chen zu können. Ich orientierte Genstb. v. Knobelsdorf daraufhin nur kurz über die Lage und sagte nur, daß ich nach Umstän-den der Vorgänge auf unserem rechten Flü-gel zur Armee zurückkehren würde.

Auch bei der 4. Armee war man in einem wenn auch langsamen Ostwärts- [seit] über den Rhein-Marne Kanal begriffen. Ich hörte, daß es auf dem linken Flügel der 2. Armee günstig stünde und gab Stimmungs-[illegible] Meldung nach Luxemburg.

[illegible] V

Bei der 3. Armee wurde mir mitgeteilt, daß der Angriff am Morgen gelungen sei und die Armee im Anschluß an 4. (XIX. 1/2 XII) und 2. Armee (1/2 XII. XII. R.) fortschreite. Es solle aber auf dem rechten Flügel der 2. Armee nicht günstig stehen, da eine Um-fassung drohe.

Um 8° Abends traf ich im A.H.Q. der 2. Armee Montmirail ein. Das A.O.K. war nach

Auf dem Gefechtsstand der 2. Stelle hatte Be-
fehl zum Quartierwechsel gegeben, aber Abr. Wei-
sung erhalten, zu bleiben. Kurz darauf traf
der Stab der 2. Armee ein. Ich wurde über die
Lage orientiert und mir gesagt, daß die Ar-
mee auf ihrem linken Flügel Fortschritte
gemacht habe, auf ihrem rechten aber, der
sich über Montmirail auf Chézy erstreckte,
nur mühsam in der Verteidigung den Gegner
abgewehrt habe. Die Armee wolle am näch-
sten Tage ihre Stellungen halten, würde es
auch können, wenn sie nicht umfaßt wür-
de. Das schlimmste sei, daß die 1. Armee soweit
abstände und eine weite, nur mühsam
mit Kav. (H.K.K. 1 und 2 und Jäger) ausgefüllte Lücke
zwischen beiden Armeen sei. A.O.K. 1
müsse auch wieder fest darauf hingewiesen
sich näher heranzuziehen und die Lücke
zu schließen. Während dieser Orientierung
kam eine Meldung, daß der rechte Armeeflü-
gel umgangen sei (oder zurückgedrängt) und hinter den Abschnitt
der Dordouelle zurückgenommen werden
müßte. Die Lücke zwischen 1. und 2. Armee
vergrößerte sich somit weiter um 15 km,
außerdem standen der 2. Armee nicht mehr zur
Verfügung. Ich [illegible]

Am 9.9. gegen 6° morg. sagte mir Genlt.
v. Lauenstein in Gegenwart des Oberst-
leutnant Matthes, die 2. Armee wür-
de sich in ihren Stellungen halten. Grund-
3 bedingung sei aber, daß die 1. Armee
sofort das Gefecht abbräche und sich an
die 2. Armee heranziehe. Auf meine
Einwendung, daß die 1. Armee hierzu
vielleicht nicht in der Lage sei, wurde
der dann erforderliche Rückzug hinter
die Marne und später hinter die Vesle
von Exc. v. Lauenstein und auch von mir
für notwendig gehalten. Es wurde aus-
gemacht, daß ich nach Kenntnis der Lage beim
A.O.K. 1 die 1. Armee auf die allgemeine
Richtung Fismes hinweisen sollte.

Ich fuhr sodann zur 1. Armee nach Ma-
reuil. Unterwegs hörte ich, daß der Gegner
unsere Kav. von der Marne vertrieben
4 und den Fluß bereits überschritten hatte.
Ich mußte über Neuilly St. Front ausho-
len, da ich südlicher nicht mehr durch-
kam. [Ich traf Gen. v. Kuhl auf der
Straße. Der ganze Generalstab empfing mich,

5 [illegible] Armee mit den Worten: „Ja, wenn die 2. Armee ihren Flügel zurückgezogen hat, können wir uns auf die Dauer hier nicht halten." Gen. v. Kuhl sagte mir dann, daß das Gefecht in der Front gegen die Franzosen gut stünde und daß IX. A.K. zum Angriff über Crépy auf Nanteuil angesetzt sei. Ich sagte ihm, wie es bei der 2. Armee stünde und daß man dort zurück müsse, wenn die 1. Armee nicht sofort den Anschluß fände. Als Linie, in der dieser Anschluß gesucht werden

4 müsse, gab ich Fismes–Soissons an. Während ich dem Herrn General die Lage der 2. und 1. Armee eingehend [illegible], kam eine Meldung, daß die Engländer in drei Kolonnen die Marne überschritten hätten und bereits in einer Linie [illegible] stünden. Wenn

?! wir nicht [illegible] ~~[illegible]~~ [illegible] ständen, so [illegible] müsse es [illegible] werden. Daß das A.O.K. 1 in Mareuil sich bedroht sah, dem der O. Qu. sagte: „Dann ist es aber Zeit, das A.O.K. zu verlegen." Gen. v. Kuhl bemerkte noch, daß die [illegible] einen [illegible] auf die [illegible] Offensive [illegible] folgen würde. Der [illegible] 5 [illegible] nachgesehenen Gedanken.

10

wegen der Lage bei der 2. Armee

Ich bin der Überzeugung, dass die 1. Armee am 9.9. den Rückzug antreten musste, um nicht durch die Engländer in westlicher Richtung ganz abgedrängt zu werden. Diese Überzeugung hat auch der H.K.K. 2 und der O. Qu. des A.O.K. gehabt. Ich kann nicht beurteilen, wie weit die Fortschritte der 1. Armee in der Linie Nanteuil und südlich [illegible] gewesen waren, die Zuversicht und Ruhe im A.O.K. ließen auf einen Erfolg hoffen, aber ein Rückzug war nötig. Die von mir erteilte Weisung war auf Grund der Lage erforderlich geworden.

Ich weiß nicht, wie ich diese Überzeugung gewonnen haben sollte; ich wusste [illegible] Flügels [illegible] war die Lage allerdings nicht günstig war. vm.

Rückzug der Armee? Man konnte doch den linken Flügel zurückbringen! vm.

Ich sandte den Hptm. Koeppen zum A.O.K. 2 mit der Meldung über die Verhältnisse und fuhr selbst zur 3. und 4. Armee. Am 10.9. fuhr ich dann zur 5. Armee.

Als ich am 10.9. 3° Nachm. hier eintraf, meldete ich dem Herrn Chef des Generalstabs folgendes:

1. Armee geht auf Linie Soissons - Fismes zurück.

2. Armee hinter Marne und allmählich hinter Vesle

3. Armee zunächst weiter Anschluß an 2. und 4. Armee gestaffelt beiderseits ~~Suippes~~ Châlons.

4. und 5. Armee können sich meiner Ansicht und den Überzeugungen der A.O.K. nach halten, wenn bei 3. Armee XIX. A.K. im Anschluß bleibt und für 5. Armee Maas-Forts genommen werden. Letzteres ist allerdings Bedingung für Halten der 5. Armee.

4. und 5. Armee setzen auch den Angriff am 10. 9. mit Erfolg fort.

Ich meldete nochmals, daß Herr General von Kuhl schon auf der Dorfstraße in Mareuil gleich als ich ankam sagte:

Ja, wenn die 2. Armee ihren rechten Flügel zurückgenommen hat, können
5 wir hier nicht bleiben (fest und halten). [Der Ausdruck ist mir nicht mehr genau erinnerlich.] Aus dieser Äußerung geht hervor, daß zu dieser Zeit – etwa 12^{30} nachm. – das A.O.K. 1 schon an eine Rückwärtsbewegung dachte, daß somit die Armee nicht auf Befehl der Obersten Heeresleitung

12

zurückgegangen ist. Zeugen dieses Ausspruchs sind Hauptmann König und vermutlich auch Hauptmann Köppen. Ich

5 glaube, es ist auch den H. K. K. 1 und 2, die an der Marne den Gegner aufhielten, unschwer zu beurteilen, ob tatsächlich die 1. Armee am 9. 9. durch die Ereignisse veranlaßt zurückgehen mußte, oder ob sie es nur auf Befehl der Obersten Heeresleitung tat.

Hentsch

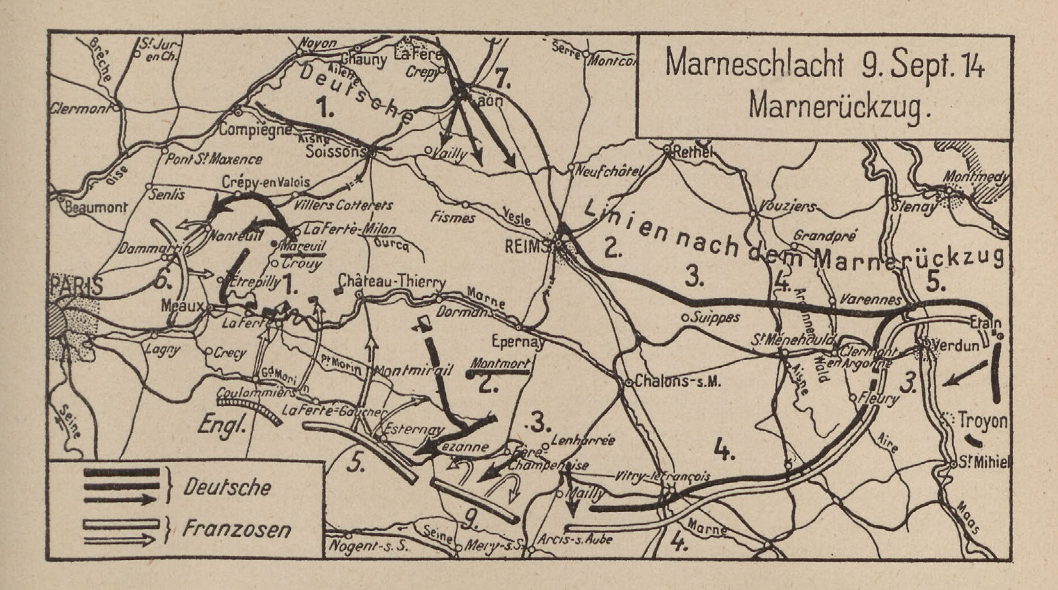
Oberstleutnant und

Abteilungschef.

U. an O.

H.





des Flügels und verzichtete auf den großen Gedanken, die äußerste Flanke des feindlichen Heeres zu gewinnen. Auf die Landeshauptstadt gestützt, wurde der verstärkte französische linke Flügel frei und bedrohte die östlich von Paris vorstoßende 1. Armee Klucks in der Flanke.

*

Marschall Joffre gelang es, seine Armeen von den verfolgenden Deutschen abzusetzen. Er war entschlossen, bis hinter die Seine zurückzugehen, dort noch einmal das Kriegsglück zu versuchen. Der zweiundsechzigjährige willensstarke Mann überwand die schwere moralische Krise des französischen Heeres. Er stellte nicht weniger als zwei Armeeführer, zehn kommandierende Generäle, zweiundvierzig Divisionsgeneräle zur Disposition, führte planmäßig die Reserven heran, schloß die Lücken in den Formationen. „Der Kampf, der im Begriff ist, sich zu entspinnen, kann die Entscheidung bringen, er kann aber auch im Falle eines Mißlingens für das Land die schwerstwiegenden Folgen haben. Ich bin entschlossen, meine sämtlichen Truppen mit vollster Kraftentfaltung einzusetzen, um den Sieg zu erringen", so teilte Joffre der Regierung seinen Angriffsentschluß mit, als er aus der plötzlich sich ergebenden günstigen Lage auf Anregung Galliénis nun doch schon für den 6. September den Befehl zum allgemeinen Gegenangriff gab. Dieser traf das deutsche Heer unerwartet und in wenig glücklicher Gruppierung, hatte eine um so größere Wirkung, da Generaloberst v. Moltke die Führung der Schlacht seinen Armeeführern völlig überließ, in diesem Augenblick der Entscheidung, wie das Reichsarchiv feststellt, „eine an Selbstausschaltung grenzende Zurückhaltung übte."

Der deutsche Vormarsch stockte. Im Raum Paris—Verdun kam es zur Begegnungsschlacht, zu jenen gewaltigen Kampfhandlungen, die unter dem Namen der Schlacht an der Marne in die Weltgeschichte eingegangen sind. Auf deutscher Seite fochten etwa 900000 Streiter, auf französisch-englischer 200000 Mann mehr.

*

Am 5. September läßt Kluck gegen Moltkes Weisung seinen Übergang über die Marne noch auslaufen (zwischen Meaux und Chateau-Thierry). General v. Gronau

steht allein mit seinem schwachen IV. Reservekorps als Flankenschutz nördlich des Flusses. Durch kühnen Angriff zerreißt er um einen halben Tag und eine Nacht zu früh für Joffres Plan das Geheimnis der französischen Kräfteverteilung und erkennt die durch Maunourys 6. Armee drohende Überflügelungsgefahr. Noch in der Nacht macht Kluck kehrt, kommt dem bedrängten Reservekorps zu Hilfe und bringt die Lage allmählich wieder ins Gleichgewicht.

Generaloberst v. Kluck ist entschlossen, die Aufgabe des Flankenschutzes für das deutsche Heer offensiv zu lösen, der Gefahr, umfaßt zu werden, durch eigenes nördliches Überflügeln der nordsüdlich verlaufenden französischen Ourcq-Front zu begegnen. Er holt zu diesem Zweck den letzten Mann heran, zieht auch seine beiden letzten Korps von Bülows (2.) Armee weg. Dadurch entsteht die Lücke, die das 1. und 2. Kavalleriekorps nur unzulänglich sichern. Zwischen den beiden Nachbararmeen fehlt fast jede Verbindung.

Langsam fühlen die Engländer in der Lücke vor. Als es am 8. September Abend wird, ist noch kein Brite auf dem nördlichen Marneufer. Aber die 2. deutsche Armee hat schwere Tage hinter sich. Ihr fehlt der rechte Flankenschutz. Die Franzosen dringen in Richtung Château-Thierry vorwärts. Der rechte Flügel Bülows ist vom Petit-Morin bis hart an die Marne zurückgedrängt. Doch bahnt sich eine Besserung an, als sein linker Flügel gemeinsam mit der rechten Hausen-Gruppe (3.) der französischen 9. Armee (Foch) eine ernste Niederlage beibringt. Das geschieht bei Fère-Champenoise und Lenharrée in den ersten Nachmittagsstunden des 9. September. Auf dem östlich anschließenden Kampfgelände (4. und 5.) ist in diesem Augenblick die Entscheidung noch nicht gefallen. Die Deutschen gewinnen aber Boden und stehen vor allem südöstlich von Verdun (vor Troyon) in aussichtsreichem Angriff.

*

Ein gütiges Geschick fügte es, daß der Tagesbefehl Joffres, sein Aufruf zur Entscheidungsschlacht, am ersten Tage der Gegenoffensive in deutsche Hände fiel. Noch am Abend des 6. September erfuhr Moltke in Luxemburg den Wortlaut, den er sogleich an alle Armeeführer weitergab. Dabei aber blieb es. Während sein Gegenspieler Joffre den modernen Alexander spielte, mit Hilfe der neuzeitlichen Nachrichtenmittel die Leitung der Gesamtschlacht in der Hand behielt, wies kein Wort des deutschen Generalstabschefs auf die Wendung in der operativen Gesamtlage hin, befeuerte kein zündender Aufruf den Siegeswillen des kämpfenden Heeres, zwang kein einschneidender Befehl die Armeeführer zu einheitlichem Handeln. Am Morgen des 8. September aber griff der unglückliche Moltke, der Feldherr wider Willen, entscheidend in die Schlacht ein.

Ein Funkspruch Bülows berichtete über die schwierige Lage der 2. Armee am Petit-Morin. Moltke konnte sich kein klares Bild machen, glaubte an einen bereits gelungenen Durchbruch durch die Lücke. Oberstleutnant Hentsch, Abteilungschef in der Obersten Heeresleitung, wurde daher zur Front entsandt, um die 1. und 2. Armee zum Durchhalten zu veranlassen. Wenn jedoch der Rückzug notwendig würde, diesen zwischen den beiden Armeen in Übereinstimmung zu bringen und in Richtung Soissons—Fismes—Reims zu leiten.

Die 5., 4. und 3. Armee machten auf Hentsch einen günstigen Eindruck. Am Abend des Tages kam der Abgesandte der Obersten Heeresleitung bei der 2. Armee an und traf auf Schloß Montmort mit Bülow zusammen, führte auch mit den ersten Beratern des Oberbefehlshabers (v. Lauenstein und Matthes) seine Unterredungen. Hentsch schilderte die Lage der 1. Armee als sehr schwierig. Bülow stand unter dem Eindruck des schweren Schlachttages, betrachtete ebenfalls die Situation der 1. Armee als ernst. Kluck müsse an seiner (Bülows) Armee Anschluß suchen, die Ourcq-Schlacht

abbrechen. Er selbst werde am nächsten Tage seine Stellungen halten. Freilich mache ihm die Lücke in seiner Flanke Sorge. Hentsch war für Zurücknahme beider Armeen. Die pessimistische Beurteilung der Schlacht am Ourcq durch die Oberste Heeresleitung, die durch den Mund ihres Vertreters bereits Weisungen für die Ausdehnung und Richtung des Rückzuges gab, verfehlte auf Bülow ihre Wirkung nicht. Schließlich vereinbarte man, daß Bülow seine Armee nur bei einem Übergang stärkerer englischer Kräfte über die Marne hinter den Fluß zurückführe. Als eine solche Meldung am nächsten Tag eintraf und Bülow in einem in Wirklichkeit nur taktischen Zurückbiegen des linken Flügels der Kluck-Armee den mit Hentsch vereinbarten allgemeinen Rückzug zu erkennen glaubte, erteilte er in der Mittagsstunde der 2. Armee den Rückzugsbefehl. Mit seinen siegreichen Nachbararmeen setzte er sich nicht darüber vorher in Verbindung.

Als der Unglücksbote Hentsch um die gleiche Stunde auf der Landstraße in Mareuil mit General v. Kuhl, dem Chef des Generalstabes der 1. Armee, zusammentrifft, steht die Schlacht am Ourcq gut. Die nördliche Überflügelung Maunourys durch die hier stark überlegenen deutschen Kräfte beginnt sich auszuwirken. Kuhl stellt einen vollen Sieg in nahe Aussicht. Die wiederholt geschlagenen Engländer in seiner linken Flanke fürchtet er nicht. Kuhl und Hentsch begeben sich in das Geschäftszimmer des Oberkommandos. Oberquartiermeister Oberst v. Bergmann ist zugegen.

Nach dem Überschreiten der Marne durch englische Truppen rechnet Hentsch jetzt bestimmt mit dem Rückzug Bülows, entwirft ein pessimistisches Bild von der Gesamtlage und befiehlt schließlich unter Berufung auf seine Vollmacht den Rückzug. Kuhl ist für „Durchführung des Kampfes bis zum endgültigen Sieg“ und will die Lücke nach vorwärts schließen. Hentsch macht Mitteilung von dem Rückzug Bülows. Sein rechter Flügel sei nicht freiwillig zurückgenommen, sei vom Feinde geworfen: „Die 2. Armee ist nur noch Schlacke.“ Dieses kaum zu erklärende Wort des Oberstleutnants Hentsch schließt jeden Zweifel aus. Schweren Herzens gibt Kluck den in der Geschichte der preußischen Armee auffälligen Rückzugsbefehl als Sieger auf dem Schlachtfelde.

*

Die Deutschen gaben die Marneschlacht auf. Der ganze Schwenkungsflügel wurde in das Unglück verstrickt. Moltke brach seelisch und körperlich zusammen. Nur zögernd folgte der Feind, der nicht viel aus seinem Erfolg zu machen wußte. Hat er doch erst später aus der Literatur die für seinen Sieg entscheidenden Vorgänge auf deutscher Seite erfahren. Aber Frankreich war gerettet.

An der Marne zerbrachen die deutschen Hoffnungen. An der Marne scheiterte nicht nur der operative deutsche Kriegsplan, sondern auch der jenem innewohnende nicht minder geniale wirtschaftliche Gedanke. Das deutsche Heer wurde in die Verteidigung gedrängt. Die Gefahr eines langen Krieges stieg auf. Es konnte nur eine Frage der Zeit sein, und die Blockade mußte ihre Wirkung tun.

Wer rief die deutschen Truppen aus ihrem atemberaubenden Vormarsch? Wer wandelte Sieg in Niederlage? Sechs Tage nach dem ewig denkwürdigen 9. September 1914 erstattete Oberstleutnant Hentsch dem Chef des Generalstabes den folgenden selbstgeschriebenen Bericht.

Gegenüber der in diesem Hentsch-Bericht zum Ausdruck kommenden Behauptung, die Kluck-Armee habe nicht auf Befehl der Obersten Heeresleitung, sondern durch die Ereignisse veranlaßt (Lage der 2. Armee) den Rückzug angetreten, stellt das Kriegswerk des Reichsarchivs nach eingehender Klärung der Sachlage fest, daß es dem Oberstleutnant Hentsch vorbehalten blieb, zuerst das Wort Rückzug in die Kampffront zu werfen und so eine verhängnisvolle Rolle zu spielen: das deutsche

Heer wurde aus dem Siege in dem Augenblick zurückgerufen, „als es im Begriff stand, die Früchte der vorangegangenen Kämpfe zu ernten." Auch andere Punkte entsprechen, wie schon der vorstehende kurze Überblick erkennen läßt, nicht den Ergebnissen der Forschung, wenn sich auch alle Fragen nicht mehr einwandfrei beantworten lassen. So bestehen vor allem Meinungsverschiedenheiten über den Wortlaut des Auftrages, den Moltke am Vormittag des 8. September an Hentsch übertragen hat. Es steht nicht eindeutig fest, wer über die Notwendigkeit eines Rückzuges der 1. Armee entscheiden sollte. Hentsch hat den nur mündlich erteilten Auftrag offenbar als Vollmacht aufgefaßt. Keiner der vier Teilnehmer an der Besprechung in Luxemburg machte sich unmittelbar nachher darüber Aufzeichnungen. Es muß auch mit der Wahrscheinlichkeit einer zweiten Besprechung Moltke—Hentsch unter vier Augen unmittelbar vor der Abfahrt des Oberstleutnants zur Front gerechnet werden. Als sich das Reichsarchiv um Klärung der verworrenen Fragen bemühte, weilten die beiden Hauptbeteiligten nicht mehr unter den Lebenden.

Moltke starb 1916. Er wird in der Geschichte fortleben als der Feldherr, der die Marneschlacht verlor, weil er glaubte, sie nicht gewinnen zu können. Hentsch starb Anfang 1918 in Bukarest als Chef des Stabes der Militärverwaltung in Rumänien.

Einige Monate vor seinem Tode erreichte er eine Rehabilitierung durch die dritte Oberste Heeresleitung, die nach einer von ihm beantragten Untersuchung feststellte, daß ihn ein persönlicher Vorwurf, über seine Befugnisse hinausgegangen zu sein, nicht treffe. Er habe lediglich nach der von Moltke erteilten Weisung gehandelt. In seiner jüngst erschienenen Broschüre „Das Marne-Drama, der Fall Moltke-Hentsch" schreibt General Ludendorff, daß er das, was er 1917 auf Vortrag unterschrieben habe, heute nicht mehr aufrechterhalten könne. Er habe erst aus dem amtlichen Kriegswerke eine gewisse Klarheit gewinnen können.

Den unvergleichlichen Leistungen des kämpfenden Heeres, denen auch der Feind die Anerkennung nicht versagte, hat das Reichsarchiv ein würdiges Denkmal gesetzt: „Es gibt kein glänzenderes Zeugnis für das deutsche Heer von 1914 als die Tatsache, daß auch so, unter diesen unglücklichsten Umständen und trotz der großen zahlenmäßigen Überlegenheit des Feindes auf dem Entscheidungsflügel der Sieg errungen wurde. Hatten in den Grenzschlachten vor allem kriegerische Begeisterung und hoher seelischer Schwung sowie der leidenschaftliche Drang, an den Feind zu kommen, der Truppe ihre Siegeskraft verliehen, so waren es in der Marneschlacht nach den so blutigen Opfern des ersten gewaltigen Zusammenpralls mit dem Feinde und nach den übermenschlichen Anstrengungen und Entbehrungen der unmittelbar anschließenden, wochenlangen Verfolgung andere Kraftquellen, die den deutschen Soldaten unüberwindlich machten: tief eingewurzeltes Pflichtgefühl, sittliche Selbstzucht, zäher Wille zum Siege und starkes Verantwortungsbewußtsein gaben jedem einzelnen die Kraft, selbst in den schwierigsten Lagen seinen Mann zu stehen!"

R. P.

Soldatischer Choral

Vertraue Gott / Dich tapfer wehr / Darin besteht / Dein Ruhm und Ehr /
Denn wers auf Gott / Herzhaftig wagt / Wird nimmer / Aus dem Feld gejagt!
Fahnenspruch des Regiments Treffenfeld.

Aus sechs vorliegenden Büchern erheben sich sechs Stimmen von Soldaten, von denen auf den ersten Blick zunächst jeder einmal sein eigenes Lied singt, bei denen man aber beim genauen Abhören sehr bald die einheitliche Dominante, die alle Stimmen zur Gemeinsamkeit vereint, heraushört. Da spricht der Generalmajor a. D. Max van den Bergh (Das Deutsche Heer vor dem Weltkriege, Sanssouci Verlag, Berlin); der Frontsoldat, der noch der Reichswehr lange Jahre angehörte, Generalleutnant a. D. Horst von Metzsch (Die Weltangst vor dem Kriege, Ferdinand Hirt, Breslau), unseren Lesern nicht unbekannt. Da schreibt der Militärhistoriker Eugen von Frauenholz in dem 1. Bande der großangelegten „Entwicklungsgeschichte des deutschen Heerwesens" über: Das Heerwesen der germanischen Frühzeit, des Frankenreiches und des ritterlichen Zeitalters (C. H. Beck, München). Da berichtet in einer schlechthin meisterhaften Zusammenfassung auf fünfundsiebzig Seiten der Archivar im Reichsarchiv Dr. Bernhard Poll über die entscheidenden Tage aus August/September 1914 in der Schrift: „Schicksalswende 1914" (C. Heymanns, Berlin). Es schreibt der Major im Reichswehrministerium H. Foertsch über „Die Wehrmacht im nationalsozialistischen Staat", mit einem Geleitwort von Generaloberst v. Blomberg, und mit Orgelton erbraust ein „Preußischer Choral", in der Sammlung von Kurt Ihlenfeld. (Eckart Verlag, Berlin-Steglitz).

*

Die deutsche Wehrmacht, die seit dem Ende der alten Armee und dem Zusammenbruch 1918, in ihrer Ehre unverletzt, aber von kurzsichtigem Haß verkannt, durch Jahre dindurch angefeindet und mit Beschimpfungen überhäuft wurde, steht heute mehr denn je im Mittelpunkt aller Gedanken des gesamten Volkes. Es ist kein Zufall, wenn so viele bedeutsame Stimmen, die etwas zu sagen haben, sich auch zeitlich vereinen. Auch hierin wollen wir das soldatische Pflicht- und Verantwortungsgefühl sehen, das den Fragenden dann antwortet, wenn es nottut.

*

Generalmajor a. D. van den Bergh hält in soldatischer Klarheit und Knappheit das Wesen der alten Armee in zehn gut gegliederten, eindringlichen Abschnitten fest. Das Buch ist bis in die letzte Zeile von innerer Wahrheit erfüllt und getragen von dem Willen, als einer von denen, der in der Front, im Kriegsministerium, im Kriege an verantwortungsvoller Stelle, das Heer in seinem Wesen und Aufbau bis ins letzte kannte, Zeugnis abzulegen, wie es wirklich war, für die, die es nicht selber mehr gekannt haben. Die Vorzüge, die tragenden Ideen, kommen einleuchtend heraus; von Fehlern und Schwächen, wie sie schicksalsmäßig allen menschlichen Einrichtungen anhaften, wird nichts beschönigt. Hier ertönt das Hohe Lied von soldatischer Pflicht und Verantwortung. Ein Wort sei herausgegriffen: „Und das großartigste Beispiel einer sinnvollen Zuwiderhandlung gegen den Befehl des Königs unter furchtbarer eigner Verantwortung stammt auch aus der preußischen Armee und ist die Tat des

Generals v. York am 30. Dezember 1812 bei Tauroggen, durch die er seinem Vaterland die Befreiung vom Tyrannenjoche ermöglichte!"

*

Ihm gegenüber steht der Reichswehroffizier von heute, der das Schreiben in dem vorbildlichen soldatischen Stil in der alten Armee gelernt hat, dem — wie van den Bergh hervorhebt — die besondere Sorge des Graf Schlieffen galt. Wir kennen Äußerungen, selbst aus Reichswehrkreisen, die einen gewissen Gegensatz zwischen dem alten Heer und der Reichswehr sichtbar machen zu sollen glauben. Nicht so Foertsch, dessen Schrift, von einer Tagesnotwendigkeit bedingt, die Wehrmacht als eine Staatseinrichtung sieht, die organisch nach dem Zusammenbruch wieder zu einem lebendigen Körper wuchs und eine so starke Tradition in sich birgt, daß sie bei allen Wandlungen doch stets ihr eignes Gesicht behielt und behalten wird. Diese Schrift soll jeder lesen, der über die Möglichkeiten und den Willen der deutschen Wehrmacht nicht in die Irre gehen will. Aus beiden Schriften zusammen ergibt sich die Gemeinsamkeit der alten Armee und Reichswehr auf den unveränderten Grundlagen deutschen soldatischen Denkens und deutscher Wehrhaftigkeit: Pflicht und nochmals Pflicht, Hingabe bis zum letzten Einsatz, Ehre, ein strenges Rechtsgefühl, das sich nach dem Gesetz und nicht nach der Willkür ausrichtet, Sauberkeit im Denken und nüchterne Klarheit, Zielsetzung nicht nach Konjunktur, sondern Einstellen des Kompasses auf die Verpflichtung gegenüber dem Gesamtvolk. Die größeren Rechte bedeuten nur höhere Pflichten. Das Ganze ist bedingt durch die innere Haltung. Sie ist bestimmt durch Mannheit und Kraft ohne Hysterie, kurz durch den Charakter, der Lauterkeit der Gesinnung, Rechts-, Ehr- und Pflichtgefühl in sich trägt. Im deutschen Soldaten der Vorkriegszeit fand der deutsche Mensch seine haltbarste Prägung: geistige Freiheit dank strengster innerer und äußerer Zucht.

*

In den schweren Jahren nach dem Kriege wurde es auch den Schichten des Volkes, die unter ständiger Verhetzung standen, klar, daß in der deutschen Wehrmacht die einzige Konstante unseres staatlichen, ja auch unseres politischen Lebens lag. Immer stärker sah das Volk in der deutschen Wehrmacht die organische Fortsetzung der deutschen Geschichte, den Hort der Ordnung und des Rechts. Man darf aber nun nicht gleich alles vom Soldaten erwarten. Das Soldatentum trägt seine Grenzen in sich selbst, und Einseitigkeit, wenn sie Größe hat, ist ein Vorzug. Trotzdem ist es nicht abwegig, wenn in allen Völkern immer stärker der Gedanke hervortritt, daß bei dem kläglichen Versagen der Nachkriegsdiplomatie der gequälten Welt der Friede gesichert werden könnte durch den Zusammenschluß der Soldaten der verschiedenen Völker. Man hofft, daß dann eine sachliche Erörterung auch der verwickeltsten Probleme in solchem Verein vielleicht überraschend schnell auch die Lösung ergeben würde. In diesem Zusammenhange verdient das Buch von Generalleutnant von Metzsch besondere Beachtung. Hier wird mit Freimut und Klarheit, dazu in geistvoller, anregender Form die ganze Problematik der gegenwärtigen Weltlage aufgezeigt. Metzsch sieht die Gefahren, aber er sieht auch die großen Möglichkeiten, die aus dem militärischen Denken und Empfinden für eine Neuordnung der Welt gewonnen werden können.

*

Die soldatischen Möglichkeiten und ihre Grenzen kann der nicht verstehen, der nicht begreift, daß das Heerwesen niemals ein Gebilde für sich gewesen ist, sondern immer der stärkste und klarste Ausdruck des Wesens eines Volkes und Staates überhaupt. Hier setzt die grundlegende Arbeit von Eugen von Frauenholz ein, der die Entwicklung der besonderen Eigenart des deutschen Heeres, die Abwandlungen

der großen strategischen und taktischen Gedanken und die Beziehungen zwischen Heer, Staat und Volk darstellt. In seiner, auf gründlichstes Quellenstudium gestützten Arbeit (die Quellen sind lückenlos beigefügt) schildert er die Heere der germanischen Frühzeit und des Frankenreiches, sowie die des ritterlichen Zeitalters. Dies Buch dient in hervorragendem Maße dazu, die letzten Wesensquellen deutscher Wehrhaftigkeit und deutschen Wehrwillens aus der Geschichte der deutschen Soldaten abzuleiten.

*

Die gewaltigste militärische Großtat, der Angriff 1914 nach dem Schlieffenschen Feldzugsplan und sein Scheitern, durch das Versagen nicht des unvergleichlichen Heeres, aber seiner Führung, zeigt auf dem Höhepunkte letzter militärischer Kraftentfaltung Bernhard Poll. Dieser schlechthin meisterhafte Auszug aus dem großen Werke über den Weltkrieg gibt auch dem militärischen Laien die Möglichkeit, das gewaltige und tragische Geschehen bis in seine tiefsten Gründe zu verstehen.

*

Wie eine letzte Sinngebung alles dessen, was die anderen Soldaten unserem Volke zu sagen haben, ertönen die Stimmen aus der Sammlung: „Preußischer Choral". Sie umfaßt Dokumente, beginnend mit alten Fahnensprüchen des Regiments Treffenfeld, kurbrandenburgisches und preußisches Kriegsrecht, Auszüge aus den Testamenten der Preußenkönige, Briefe, Schilderungen von Zeitgenossen über die Zeit der Befreiungskriege bis ins Kaiserreich des ersten Wilhelm, ausklingend in den Weltkrieg und bis in die Potsdamer Garnisonkirche.

Eins wird mit letzter Deutlichkeit klar: wahres Soldatentum ist ohne tiefste und echte Frömmigkeit nicht zu denken! Gehorsam, Vertrauen und Demut gegen Gott befähigen erst den rechten Soldaten zum letzten Dienst an Reich und Volk. Der soldatischen Forderung nach Glaubensgehalt wird kein Mythos irgendeines Jahrhunderts gerecht, sondern da muß schon Gottes Wort selber dran. Symbolisch liegt bei der Titelvignette die Bibel auf einem preußischen Offiziersdegen.

Lebendige Vergangenheit

Aus G. Chr. Lichtenberg. Aphorismen und Schriften

Die Lüftung der Nation kommt mir zur Aufklärung derselben unumgänglich nötig vor. Denn was sind die Menschen anders als alte Kleider? Der Wind muß durchstreichen. Es kann sich jedermann die Sache vorstellen, wie er will; allein ich stelle mir jeden Staat wie einen Kleiderschrank vor und die Menschen als die Kleider desselben.

*

Das Einreißen bei gewöhnlichen Anstalten ist ein großes Verderben, vorzüglich in der Politik, Ökonomie und Religion. Das Neue ist dem Projektmacher so angenehm, aber denen, die es betrifft, gemeiniglich sehr unangenehm. Der erste bedenkt dabei nicht, daß er es mit Menschen zu tun hat, die mit Güte unvermerkt geleitet sein wollen, und daß man dadurch sehr viel mehr ausrichtet als mit einer Umschaffung, deren Wert denn doch erst durch die Erfahrung entschieden werden muß. Wenn man

doch nur das letztere bedenken wollte! Man schneide die Glieder nicht ab, die man noch heilen kann, wenn sie auch gleich etwas verstümmelt bleiben; der Mensch könnte über der Operation sterben. Und man reiße nicht gleich ein Gebäude ein, das etwas unbequem ist, und stecke sich dadurch in größere Unbequemlichkeiten. Man mache kleine Verbesserungen!

*

Unser Weltsystem ist ein monarchistischer Staat. Die Sonne hat ihren Hofstaat, sie hält aber doch die Großen etwas entfernt. Sie erlaubt ihnen aber ihre Nebenplaneten. Hieraus ließe sich vielleicht eine Fabel machen, die auf die jetzigen politischen Revolutionen passen würde. Die Satelliten rebellieren und wollen gerade um die Sonne laufen.

*

Darf ein Volk seine Staatsverfassung ändern, wenn es will? Über diese Frage ist sehr viel Gutes und Schlechtes gesagt worden. Ich glaube, die beste Antwort darauf ist: Wer will es ihm wehren, wenn es entschlossen ist? Allgemein gewordenen Grundsätzen gemäß handeln ist natürlich, der Versuch kann falsch ausfallen, allein es ist nun einmal zum Versuch gekommen. Diesem Versuche vorzubeugen, müssen die Weisesten die Oberhand haben, und diese Weisesten müßten eine Menge der Weisesten oder der Unweisesten, gleichviel, kommandieren können, um die Vernunft der Besseren und den Gehorsam der Schlechteren immer nach derselben Seite zu lenken.

*

Ich sehe nicht, was es schaden kann, dem Patriotismus, für den nicht alle Menschen Gefühl haben, Liebe des Königs unterzuschieben, wenn der König so herrscht, daß alles aus Liebe zu ihm und Treue gegen ihn geschieht. Liebe und Treue gegen einen rechtschaffenen Mann ist dem Menschen viel verständlicher als die gegen das beste Gesetz.

*

Die besten Gesetze kann man bloß respektieren und fürchten, aber nicht lieben. Gute Regenten respektiert man, fürchtet man und liebt man. Was für mächtige Quellen von Glück für ein Volk!

*

Der Mensch ist nur da, die Oberfläche der Erde zu bauen; den Bau und die Reparaturen, die mehr in die Tiefe gehen, behält sich die Natur selbst vor. Erdbeben, die Städte umkehren, kann er nicht machen, und wenn er sie könnte, würde er sie gewiß am unrechten Ort anbringen. Ich bin sehr geneigt zu glauben, daß es mit unseren ...archien und ...kratien ebenso gehe.

*

Wenn Freiheit, wie man sagt, dem Menschen natürlich ist, ist es ihm denn minder natürlich, sich dem Schutze eines andern zu unterwerfen, wenn er nicht Stärke oder nicht Tätigkeit genug hat? Da man sich über Könige weggesetzt hat, wird es nicht immer Menschen geben, die sich über Gesetze wegsetzen? Tugend in allen Ständen ist die Hauptsache; wo die nicht ist, da ist alles nichts, und Wechsel wird stets stattfinden. Alles, wofür ein Staat zu sorgen hat, ist, richtige Begriffe von Gott und der Natur in Umlauf zu bringen. Man hat sich über Könige weggesetzt, nicht weil sie Tyrannen waren, sondern man nannte sie so, weil man sich über sie wegsetzen wollte. Und wie, wenn es nun nie an Ehrgeizigen fehlen wird, die die Gesetze für die Tyrannen halten?

*

Es scheint fast, als wenn es mit der Erkenntnis gewisser Wahrheiten und ihrer Anwendung im Leben ginge wie mit Pflanzen; wenn sie einen gewissen Grad von Höhe erreicht haben, so werden sie abgeschnitten, um wieder von vorn anzufangen. Der höchste Grad von politischer Freiheit liegt unmittelbar am Despotismus an. Wie schön ist es nicht bei der englischen Konstitution, daß sie republikanische Freiheit mit der Monarchie schon vorläufig gemischt hat, um den völligen Umschlag aus einer Demokratie in reine Monarchie zu verhindern.

*

Ich kann freilich nicht sagen, ob es besser werden wird, wenn es anders wird; aber soviel kann ich sagen, es muß anders werden, wenn es gut werden soll.

*

Ich glaube, ohne deswegen richten zu wollen, man wird ewig und ewig durch Revolutionen von einem System in das andere stürzen, und die Dauer eines jeden wird von der temporellen Güte der Subjekte abhängen.

*

Da man beim Frieden das Te Deum laudamus anstimmt, so wäre doch nichts natürlicher, als wenn man beim Anfang des Krieges Te Diabolum damnamus anstimmte. Wäre es nicht eines Dichters würdig, ein Te Diabolum zu dichten, und eines Musikers, zu komponieren?

HEINRICH ZILLICH

Drei Freunde

Erzählung

In einer siebenbürgischen Stadt, die mitten in den Karpathen liegt, von deren Steilhängen die Buchen ins Gassengewirr herunterrauschen, in dem alten Kronstadt, leben Deutsche, Ungarn und Rumänen. Der Herzschlag der Siedlung pocht in dreifach gesondertem Takt, je nachdem wie einer spricht und empfindet; und so zwängen sich eigentlich drei Städte in die eine; jede führt ihr Eigendasein, wenn es auch verflochten ist dem Gewese der anderen und nur der Einheimische die Grenzen spürt, über die jedes Volkstum wacht.

Als 1914 der Krieg ausbrach, ergriff daher ein verschiedenes Erleben die Bewohner der Stadt, die damals etliche Meilen weit von den rumänischen Grenzpfählen am Saume Ungarns lag. Den Deutschen pochte das Herz nicht anders als den Menschen am Rhein, den Ungarn spukte der Traum der Unabhängigkeit im Blute, die Rumänen sahen nach Osten.

Auf einem Hügel, der aus den Häusern emporragt, steht ein altes Gebäude, von Bäumen teils verdeckt; es blickt weit in die alte Vorstadt hinein und darüber hinaus mit breiten Fensterbogen in die Hochebene. Wer von weither die Landstraße nach der Stadt fährt, sieht das Haus und wünscht, dort oben zu hausen, über den Dächern, über dem Flachland und den Bergen nicht fern, deren Spitzen von allen Seiten herblauen.

In dem Hause lebte zu jener Zeit ein alter, aus dem Dienste getretener Gerichtsrat, dessen Kinder schon flügge waren bis auf den einen Sohn Thomas, der bei Kriegsausbruch sechzehn Jahre zählte und das deutsche Gymnasium besuchte. Der Bursche hatte wenig Heiterkeit. Er trug seinen mächtigen Schädel,

von dunklem Haar bedeckt, immer etwas vornübergeneigt und leicht wiegend, barg aber darin an Denken und Sinnen mehr, als mancher meinte, dem das ungeschlachte Gesicht finster erscheinen mochte und finster die Augen. Thomas ging seine eigenen Wege, ging sie sicher. Mit Schulgenossen sprach er selten. Er hielt sich noch immer zu den Gespielen der Kindheit, mit denen er oft auf der Bank vor dem alten Hause saß und ins Land blickte, wobei des Gesprächs nicht viel zu hören war, außer einigem Knurren von seiner Seite und den lebhaften leisen Worten des ungarischen Schusterjungen, dessen Vater den Gärtnerdienst im Garten versah und darin in einer kleinen Hütte hausen durfte. Sein Hämmern klang durch die Abendluft herauf. Der dritte Junge hieß Peter Lasca, und wohnte seit Jahren während der Schulzeit im Hause des Gerichtsrates, der Kostkinder aufnahm, um seine Einkünfte zu steigern. Lascas Vater war Pope auf einem Dorfe und hatte den Sohn zum Gerichtsrat gegeben, damit er deutsch lerne, um später ein leichteres Fortkommen zu haben. An den Gesprächen, die János Imre im Gange hielt und die Thomas mit seiner Baßstimme unterbrummte, beteiligte sich der junge Rumäne nur, wenn sie ihn wirklich fesselten. Seine Besonnenheit, sonst der des Thomas ähnlich, flackerte ständig im Geheimen und konnte jäh einreißen, so daß die Freunde verstummten, während er seine Ansicht fast wütend hinausrief. Da sie einander gut kannten und alle vom Wesen des Thomas einiges in sich gesogen hatten, Verhaltenheit und Treue, kamen solche Ausbrüche selten vor.

*

Als der Krieg die Stadt mit Soldaten füllte, liefen die drei auf die Bahnhöfe hinaus, sangen die wilden ungarischen Sturmlieder mit und die „Wacht am Rhein“. Die beiden Schüler setzten die Mützen schief auf und János seine Schustergesellenkappe. Sie steckten Blumen in das Mützenband und benahmen sich etwas kriegerisch, doch bei Beginn der Schulzeit war die Stille wieder da, durch die man jetzt mitunter glaubte den Totenvogel streichen zu hören, der sich hier und dort in ein Haus einnistete. Die Kriegsschauplätze lagen sehr fern, die Kriegsberichte wurden zur Gewohnheit, und die nahe Grenze schien unbedroht.

Das Jahr 1915 ging vorbei. Eines Tages im Februar wurden alle drei zur Stellung befohlen. Thomas nahm es knurrend zur Kenntnis, und als er an jenem Wintertag, wo er mit den beiden anderen auf der Treppe zusammentraf, die durch den Garten zum Hause führte, den Schein vorwies, da lachte in seiner Stimme ein dunkler Schrei. Der Ungar meinte, es schade ja nichts, daß er nun auch losgehen müsse, aber leider trennten sich fortan ihre Wege, denn die Herren Gymnasiasten würden doch bald Offiziere werden, und er könnte ihnen dann die Stiefel putzen. Die beiden anderen blickten ihn an, als schlüge ihnen ein Wasserguß kalt ins Gesicht. Thomas begann nach einer Antwort zu bohren.

Da stieß Peter mit einer sich irrsinnig hinausschraubenden Stimme hervor: „Ich werde dir ganz gewiß nichts befehlen!“ sprang die zwanzig oder dreißig Stufen wie ein polterndes Scheit Holz empor und verschwand im Garten. Der Ungar sah betreten hinauf.

„Laß ihn“, knurrte Thomas und erstieg langsam die Treppe. Nach einigen Schritten drehte er sich um und sagte:

„He, was stehst du noch da?“

Als sie weiter Seite an Seite schritten, setzte er hinzu:

„Ich melde mich zum gleichen Regiment wie du.“

Sie traten zusammen von der letzten Stufe auf den Gartenweg und sahen, daß von ihm frische Fußspuren abbogen, tief in den Schnee hineingestampfte Löcher. Sie folgten ihnen und fanden Peter auf der beschneiten Freundesbank sitzen. Er hielt das Haupt in den Händen vergraben.

Thomas schob den Schnee mit dem Fuß vom Sitz und ließ sich etwas steif darauf nieder, der Ungar stand unschlüssig davor. Die Stille des kalten Tages summte in ihren Ohren. Endlich sagte János Imre:

„Jetzt rede doch. Was ist mit dir los! Sitzt hier wie ein Haufen Unglück."

Es wurde noch stiller. Schlittengeklingel zitterte aus der Stadt hastig und dünn herauf.

„Ich darf euch nichts sagen", ließ sich Peter plötzlich hören und bewegte den Kopf in den Händen. „Ihr könntet mich doch nicht verstehn."

Er hob das Haupt. Fassungslos vor Staunen sahen die Freunde, wie er mit einer raschen Bewegung Tränen aus den Augen rieb und mit zuckendem Gesicht zu lachen versuchte. Er sprang auf, streckte sich entschlossen und ging ins Haus; auf halbem Wege begann er ein Lied zu pfeifen, das einen heftigen, aufpeitschenden Schwung hatte.

„Kennst du das Lied?" fragte der Ungar finster.

Der deutsche Junge nickte. Sie kannten es beide, den rumänischen Ruf zur Tat.

An einem der nächsten Abende zog Peter Lasca die Bergschuhe an, packte einen großen Rucksack mit warmen Kleidungsstücken voll, steckte auch Bücher und Briefe hinein und allerlei Dinge, die ihm lieb waren aus seinem kleinen Eigentum. Thomas, der mit ihm ein Zimmer bewohnte, sah schweigend zu. Nach einiger Zeit trat er schwer atmend an ihn heran, schob einige Kerzen, die er aus einer Lade nahm, in den Rucksack, ging aus dem Zimmer und kehrte mit einer großen Tüte Würfelzucker zurück, mit einem Brotlaib und Schokolade. Auch dies steckte er in Peters Sack. Leise wandte er sich nun und setzte sich auf die Kante seines Bettes.

Ebenso schweigend, aber mit hart und zitternd aufeinandergepreßten Lippen, kam da der Rumäne und legte Thomas, ohne ihn anzusehen, ein Buch in die Hand. Dann drehte er sich trocken schluchzend um, griff rasch nach einem anderen Buche, steckte es in die Rocktasche und ging aus dem Zimmer. Nach etlichen Minuten kam er wieder herein. Er rieb sich die kalt gewordenen Finger, aus denen er zuerst ein kleines Bündel Schusterzwirn in den Rucksack gelegt hatte. Dabei lächelte er und sagte über die Achsel zu Thomas:

„Imre riecht immer so nach Leder."

„War er nicht zu Hause?" fragte Thomas.

Peter schüttelte den Kopf.

Mitten in der Nacht kam der Gerichtsrat ins Zimmer der beiden Burschen.

„Macht Licht an", sagte er mit rascher Stimme, „ich hörte etwas aus dem Garten. Es schien mir, als weinte jemand vor dem Fenster."

Thomas war mit einem Satz neben dem Vater:

„Sehen wir nach!" Dabei drängte er ihn aus dem Raum.

„So kannst du nicht ins Freie! Schläft Peter?"

Thomas zuckte die Achseln, lief zurück und kam gleich wieder mit Schuhen an den Füßen und notdürftig bekleidet. Sie gingen mit einem Lichte um das Haus. Sie fanden nichts. Sie stiegen die Treppe hinunter. Nichts, bloß das Gartentor stand offen. Sie schlossen es wieder.

Als Peter am nächsten Tag beim Frühstück fehlte, da meinte man im Hause, er sei irgendeiner Ursache wegen früher als sonst aufgestanden und zur

Schule gelaufen. Zu Mittag sagte Thomas, der Rumäne sei wohl wie viele seiner Volksgenossen über die Berge nach Osten gegangen, um nicht für Ungarn kämpfen zu müssen. Der alte Gerichtsrat erschrak heftig. Er wartete noch in einer immer mehr schwindenden Hoffnung bis zum folgenden Tag auf Peters Rückkehr, dann verständigte er die Polizei. Man verhörte ohne Erfolg einige verdächtige Bergführer in den Grenzdörfern.

„Hat dir Peter etwas von seinem Plan verraten?“ fragte János Imre nach einigen Tagen heimlich den Freund.

Thomas wiegte den Kopf: „Ich ahnte es; und als er den Rucksack packte, wußte ich es. Ich hätte ihn nicht aufhalten können, selbst wenn ich ihn angezeigt hätte. Wie hätte ich meinen Verdacht beweisen können! Und einmal wäre er doch über das Gebirge gegangen!“

Der Ungar rief: „Du hättest ihn anzeigen müssen, Thomas, Thomas!“

Thomas blickte Imre ruhig in die Augen und fragte: „Und du – warum bist du an dem Abend, als dir dein Vater das Buch Peters gab, nicht zur Polizei gelaufen?“

„Ich wußte ja nicht –“ versuchte János Imre zu lügen. Seine Stimme erstarb. Er gab sich einen Ruck:

„Vielleicht schießen wir noch einmal auf ihn.“

Thomas antwortete nicht.

*

Einige Monate später, als Rumänien Ungarn den Krieg schon erklärt hatte, deutsche und ungarische Truppen die rumänischen Heere aus Siebenbürgen zurückdrängten, im Oktober 1916, ging Fußvolk durch die Gärten von Kronstadt vor. Die rumänische Gegenwehr erlahmte im Straßenkampf. Von den Hängen heulte das Hurra laut in die verängstigte Stadt. Laub flog über die Kämpfer in roten, lockeren Kreisen. Von den Bäumen rissen die Vorstürmenden vergessene Äpfel und bissen hinein. Manchmal, wenn der Lärm der Schlacht nachließ, sogen die Soldaten den faulig betäubenden Duft des Herbstes in die keuchenden Lungen und schritten noch rascher vorwärts, über die Zäune weg, mit wilden Sprüngen über die schußfreien Straßen und wieder hinauf durch die Gärten. Da und dort stand noch der Gegner. Einmal schoß es aus einer Laube, bald hinter einer Bodenwelle, aus einer Dachluke, von einem Birnbaum. Die schweren Geschütze sandten ihre bellenden Tode schon weit über die Stadt hinauf ins Gebirge.

Die vordringenden Ungarn lachten, da sich bei jedem Schritt das prachtvolle Bild der Stadt, durch die sie eindrangen, breiter öffnete. Wenig Verluste lichteten die Reihen. Aber es war zu spüren, daß sich um das alte hochgelegene Gebäude in einem Garten vor dem Kern der Stadt ein letzter Widerstand sammelte, dessen Schüsse noch nicht trafen, den man bloß erst hörte. Ohne Weisung richtete sich der Vormarsch nun auf dieses Getöse. Unter den Vorschleichenden, die von Baum zu Baum huschten, atmeten zwei, die kein Wort zu sagen wußten, die jeden Strauch kannten und denen das rote Herz verzehrend in der Brust peitschte.

Nur einmal schrie der Dunkle dem Kleinen zu:

„Die Kerle schießen aus meinem Fenster!“

Als die Ungarn in den Garten eindrangen, ratterte in der Flanke ein Maschinengewehr. Schreiende Körper fielen, zuckten und rollten den Hang hinab. Das Haus schien zur Festung ausgebaut. Die beiden Freunde schlichen weiter. Sie trennten sich nicht, obwohl der Ungar am liebsten zur Gärtnerhütte gelaufen wäre. Sie kamen hinter herbstlich dürren Gartenhecken so weit vor,

daß sie ihre alte Bank erblicken konnten. Da wurden sie entdeckt. In dem Fenster über der Bank tauchte ein Kopf auf. Sie schossen. Und dann erhob sich Thomas plötzlich wie geistesabwesend. Sein Mund öffnete sich, ohne zu sprechen. Er stand und starrte auf das Fenster, das Gewehr fiel ihm aus den Händen. So empfing er vor seinem Vaterhause den tödlichen Schuß.

Der aus dem Fenster geschossen hatte, schrie wie von Sinnen. Er warf das Gewehr ins Freie. Mit beiden Händen hielt er sich die Augen zu. János Imre versuchte nochmals zu schießen. Die Hände zitterten ihm zu sehr. Dann sprang er auf. Ohne auf die tobende Nähe des Feindes zu achten, das Gewehr mit dem Bajonette darauf zum Stich gehoben, fegte er bis an das Haus. Wie er oft von der Bank ins Fenster hinaufgeklettert war zu den wartenden Freunden, so drang er auch jetzt ein.

Man fand, als die Höhe nach einigen Augenblicken in die Hand der Ungarn fiel, in einem Zimmer, das offensichtlich die Studierstube von Schülern gewesen war, die Leiche eines erstochenen rumänischen Soldaten. Daneben hockte mit wirrem Gesicht ein Ungar, der ein Bündel Schustergarn in der Hand hielt, das er dem Toten aus der Brusttasche gezogen hatte. Man rief ihn an. Er erhob sich langsam. Er ging mit wankenden Schritten durch das Haus, das Schustergarn noch immer in der Hand.

In den Lärm der siegeslauten Soldaten mischten sich Stimmen, die ihn aufhorchen ließen. Der Gerichtsrat kam mit bleichen Wangen aus dem Keller, wo er sich während des Gefechtes verborgen gehalten hatte, herauf, es kam das Gesinde, kam auch der Schuster hervor. Der junge Soldat ging ohne Eile auf sie zu. Er grüßte nicht. Er ergriff seinen Vater und den Gerichtsrat an der Hand; er merkte nicht, daß man ihn umfaßte, mit hastiger Stimme fragte, ihn küßte, ihm erzählte. Er zog die beiden alten Männer rücksichtslos in den Garten hinaus.

Sie kamen nach einer Weile zurück und trugen schwer. Der junge Soldat lief seiner Truppe nach. Ein weiter Weg war ihm nicht bestimmt. Am nächsten Tag brachte man auch ihn zum alten Haus auf die Höhe hinauf.

PAUL FECHTER

Der zwiefache Ring

Die Versuche der Rückkehr zum Urbaren, die wir heute auf sehr vielen Gebieten unseres geistigen und kulturellen Daseins erleben, haben naturgemäß auch vor dem Gebiet nicht haltgemacht, in dem die Formen des menschlichen Lebens ihre entscheidenden Wurzeln haben: vor den Beziehungen der Geschlechter zueinander. Zwischen den Betrachtungsweisen von 1930 etwa und denen von heute ist ein Abstand wie zwischen den Ideen von 1789 und denen von 1933: das, was das Jahrhundert der Individuation seit den Tagen der Romantik gebracht hat, ist in seinen Grundzügen mit einem negativen Vorzeichen versehen, das Streben nach Emanzipation (im weitesten Sinne) ist durch die Tendenz zu neuer Bindung in die naturgegebenen Beziehungen abgelöst worden, und diese Beziehungen selbst wurden ebenfalls wieder auf das Ursprüngliche zentriert, von den Außenbezirken, die allmählich mehr und mehr in den Vordergrund gerückt waren, abgebogen. Wie die männliche Welt wieder auf die ihr von Hause aus zukommenden Obliegenheiten zurückgeführt werden soll, auf Tat, Arbeit, körperliche Schulung — unter Verzicht auf übersteigerte Geistigkeit

und Bildungsbetonung, so soll die weibliche aus Arbeit und Beruf heimkehren in die Familie, in das Haus, in die unmittelbare Beziehung zu Mann und Kind — unter dem gleichen Verzicht auf das allzu Individuelle, der Entwicklung der persönlichen Besonderheit Dienende. Für beide soll sich aus dieser Besinnung auf die ursprünglichen Grundlagen des Lebens eine neue bessere Gemeinsamkeit ergeben, die helfen kann, die neu erstrebte Gemeinsamkeit des Ganzen zu tragen.

Daß sich gegen den Zivilisationsbetrieb gerade auf diesem Gebiet eines Tages eine Reaktion erheben mußte, war für jeden, der hier etwas Einblick in die Zeitvorgänge hatte, selbstverständlich. In die wichtigsten Bereiche des Lebens hatte sich soviel an Phraseologie aller Art, von falscher Romantik bis zu ebenso falscher Sachlichkeit eingeschlichen, hatten soviel Unverantwortliche ihre auf keine Erfahrung des Lebens gegründeten, dafür aber desto lebensgefährlicheren Maximen und Grundsätze der Grundsatzlosigkeit geschleppt, daß einmal ein Versuch der Reinigung und Klärung erfolgen mußte. Wer seinem schlechten Zeitgedächtnis etwas aufhelfen will, braucht nur einmal ein paar Jahrgänge der gelesensten Nuditäten-Magazine aus dem vergangenen Jahrzehnt hervorzuholen und die tiefsinnigen Belehrungen für junge Menschen über ihre Rechte an sich selber und auf die Freiheit ihres Lebens nachzulesen. Dieser Thesis mußte die Antithesis einmal folgen — sogar ohne daß man hier die Notwendigkeit einer Synthesis einzusehen vermag. Der Gegenschlag und der Versuch eines Neubaues waren gerade hier nicht zu vermeiden — ebensowenig aber, daß der bloßen Verneinung und Beseitigung des Bisherigen eine wirkliche Klärung in den Voraussetzungen und der Versuch folgen mußten, die Beziehungen zwischen der männlichen und der weiblichen Welt einmal wenigstens auf die elementaren Grundlagen zurückzuführen. Dazu mußte man zunächst diese Grundlagen einmal feststellen und von diesen Feststellungen aus die Betrachtung des Ganzen regeln.

So merkwürdig das klingen mag: um zu einer wirklichen guten Fundierung des Lebens auch auf diesen Gebieten und zu einer Einigung über die Betrachtungsweisen zu kommen, müßten wir uns entschließen, einmal die Wirklichkeit von Männlich und Weiblich und die wahre Art der Beziehungen zwischen beiden Welten festzustellen. Wir müssen uns entschließen zuzugeben, daß wir das bisher niemals generell, sondern immer nur von Einzelfall zu Einzelfall getan haben. Es gibt keine wirklich auf Erfahrung aufgebauten Untersuchungen der Wesensart des Mannes oder der Frau; es gibt keine Darstellung ihrer wirklichen Kraftverhältnisse, ihrer tatsächlichen Beziehungen. Es gibt auf männlicher Seite von Schopenhauer bis Weininger und Nietzsche tausend Pamphlete gegen die weibliche Welt; es gibt leider erheblich weniger Antworten von der weiblichen Seite. Niemand aber hat einmal die ungeheuren Vorgänge des Lebens, das Mit- und Gegeneinander der Kräfte auf diesem reichsten Gebiet unseres Daseins zunächst einmal rein feststellend, berichtend zu fassen versucht. Jedes Jahr treten neue Millionen junger Menschen in die Welt, beladen mit Kenntnissen in Fußball und Mathematik, Leichtathletik und Rassenkunde, Latein und christlicher Religion: keiner von ihnen hat die leiseste Ahnung, was ihm da im Trainingsanzug oder Tenniskleid, im Skidreß oder Abendgewand entgegentritt, was für besondere Kräfte ihm da gegenüberstehen — und was sich im großen Theater der Seelen, das zuletzt doch das eigentlich Entscheidende für unser aller Leben ist, wirklich abspielt. Unvorbereitet, ahnungslos treten sie in die gefährliche Welt, um jeder für sich allein immer von neuem die gleichen, immer wieder als Erfahrung verlorengehenden Erlebnisse zu haben.

Man wird hier einwenden, das wäre auf diesem Gebiete auch völlig richtig: wenn es irgendein Reich gäbe, in dem das Individuum mit Recht verlangte, allein auf sich gestellt zu sein und sein Leben abseits von jeder anderen Gemeinschaft nur allein mit dem Partner der wesentlichsten menschlichen Gemeinschaft zu haben, so

wäre es das der Auseinandersetzung zwischen Männlich und Weiblich, der Bezirk des Gefühls, in dem das Leben gipfelnd sich selber weiterreicht. Hier aufklärend, unterrichtend einzugreifen, wäre grober Unfug, hieße Ratio und Erkenntnis in Regionen tragen, wo sie nicht das mindeste zu suchen hätten, und wo man sie mit Feuer und Schwert ausrotten muß, wenn sie es wagten, sich hereinzudrängen. Irgendwo müsse der Mensch allein auf sich gestellt, der Wirklichkeit in sich und außer sich gegenüberstehen, wenn er ein Mensch werden wolle.

Dies ist ohne weiteres zuzugeben und sogar zu unterstreichen: nichts wäre verkehrter, als das hemmungslose Reden und Aufklären womöglich in noch weitere Gebiete zu schleppen, wo es nichts zu suchen hat – und nun gar in dieses. Es handelt sich hier aber weder um Reden noch um Ratio, sondern um Feststellen. Um das vorsichtige Festlegen der wirklichen Voraussetzungen, die Beseitigung der falschen – um eine Andeutung dessen, was sich jenseits alles persönlich Besonderen im allgemeinen zwischen Menschen zu vollziehen pflegt. Es hat sich im Laufe der Zeiten herausgestellt, daß fast alle durchschnittlichen Vorstellungen und Begriffe der Geschlechter über einander von Grund auf unwirklich, dem Tatsächlichen widersprechend sind – und es hat sich weiter ergeben, daß es über den wirklichen Ablauf des Lebens zwischen den beiden Welten, in denen es sich verwirklicht, überhaupt keine Vorstellungen gibt. Die Menschen sehen einander wie durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort, und das dunkle Wort ist noch obendrein in den meisten Fällen ein Wort abseits vom Wirklichen.

Am schlimmsten sind in dieser Beziehung die männlichen Wesen dran. Sie sind seit alters die eigentlichen Träger des Phantastischen, Unwirklichen: sie sehen nicht, was ist, sondern eine Projektion ihrer gewollten Vorstellung – und rächen gegebenenfalls nachher den Widerspruch der Realität gegen diese Vorstellung an dem Objekt, auf das sie ihr Phantasiebild warfen. Die Frauen haben es im allgemeinen besser: sie legen die Phantasie mit ihrem Mädchentum ab und treten mit mehr oder weniger Resignation auf die Seite des Wirklichen, sehen keine Vorstellung mehr vor sich, sondern ein Wirklichkeitsbild und rechnen damit. Ihre Phantasie verwandelt sich, weil sie den stärkeren Glauben haben, in Sehnsucht und Hoffnung, aus der heraus sie von dem Gegenüber trotz aller anders gearteten Erfahrungen das erwarten, was sie zur Erfüllung brauchen. Sie können das, denn ihnen ist in dem Herüber und Hinüber von Nehmen und Geben, im Ringkampf der Geschlechter die königlichere Rolle zugefallen – was in einem seiner lichtesten Momente sogar Nietzsche begriff. Denn der Ring des Lebens schließt sich zweifach; Nehmen und Geben sind beiderseitig. Der Mann, so sagt in diesem Falle wenig philosophisch und noch sehr primitiv die Sprache, nimmt die Frau; sie empfängt von ihm das Kind. Die Frau ihrerseits aber gibt in gleicher Weise, nur auf einem anderen Gebiete, nämlich dem seelischen. Während das männliche Wesen sich Herr und überlegener Führer des Lebens dünkt, empfängt es seinerseits in dem viel subtileren und viel wesentlicheren Bereich des Lebens von innen, nimmt es von der Frau Seele entgegen, bekommt es mindestens soviel zurück, wie es gab. Nicht Gefühl, nicht Empfindungen, nicht Geist – sondern Wesen, Substanz des Lebens, wie es sie allein von sich aus in dieser Gedoppeltheit, die die Durchbrechung des Ichrahmens ermöglicht, sich nie schaffen kann. Es ist genau das gleiche wie beim Kind – damit es entstehe, sind ebenso zwei notwendig, wie damit im Manne das seeliche Äquivalent zum Kinde, die von der Frau empfangene, die erworbene Seele entstehe. So rundet und schließt sich die Welt: am Ende steht das Paar, stehen die beiden, die die Ringe beider Welten, der leiblichen und der seelischen, schließen zu der einzigen Totalität, die das Leben überhaupt gestattet.

Heinrich Goesch hat diese Grundstruktur des Lebensvorgangs zwischen den Geschlechtern des öfteren sehr fein und schön im Gespräch formuliert und hingestellt.

Von diesem Grundriß aus ist es nun ein Leichtes, eine wirkliche Darstellung, nicht eine Psychologie der Liebe zu geben, zu zeigen, welches allgemeine Gesetz zuletzt auch den persönlichsten, besondersten Schicksalen zugrunde liegt, wofern diese Schicksale wirklich bis auf den Grund reichen, auf dem man beginnen darf, von Leben zu sprechen. Von hier aus ergibt sich nämlich die Betrachtung, die von selbst das innere, das entscheidende Kraftverhältnis aufzeigt — und aus diesem Verhältnis die innere Wesenheit ablesen läßt. Diese Relation der inneren Kräfte bleibt, auch wo das Geschick das äußere Sinnbild des Vereinigungsversuchs, das Kind, versagt: die Frau, als die an Wesen reichere, gibt, auch wenn sie nicht empfängt. Der Vorgang enthält das Schema für die Kraftverteilung auf beiden Seiten, wofern man die Möglichkeiten des männlichen Nehmenkönnens zu den Formen des Gebens auf der weiblichen Seite in die rechte Beziehung setzt. Von diesem Grundgesetz aus läßt sich ohne Schwierigkeit weiter zeigen, wie die wirklichen Kraftverhältnisse innerhalb der einzelnen Konstellationen zu werten sind, worauf die so oft festgestellte Überlegenheit der Frauen beruht, die schon die alten Germanen genau so ahnten wie der Kreis der Jenaer Romantik. Der Wirrwarr des Vielfältigen ordnet sich von diesem Prinzip aus wie die Eisenfeilspäne im Kraftfeld des Magneten: das Chaos wird durchsichtig, und das Leben empfängt ein Licht, von dem aus auf den Einzelnen so viel zurückstrahlt, daß jetzt von diesem Bild des Kraftgefälles aus ohne weiteres auch über ihn viel mehr für den Partner erhellt als sonst. Gewiß muß, damit etwas geschieht und entsteht, zunächst einmal gelebt werden, mit dem Einsatz der Person, selbst auf die Gefahr hin, daß es schief geht: das Gelebte aber wird nicht erst viel später, wenn es Vergangenheit und nicht mehr Leben ist, durchsichtig, sondern vollzieht sich gewissermaßen bereits im Licht der Transparenz.

Aus solcher Möglichkeit, den Ablauf so transparent zu machen, ergibt sich vielleicht die zweite, schon in dem Heranwachsenden das Leben nicht auf sich selber, sondern ein wenig auch auf den anderen zu orientieren. Die Menschen, die das Dasein nicht mehr für sich, sondern im täglichen Zusammenstoß mit einem Nebenleben haben, kommen zuletzt von den mehr oder weniger schweren Erfahrungen, wofern sie solche zu machen in der Lage sind, zu Erkenntnissen, die auf das Verhalten zurückwirken und wenigstens nachträglich die Schwierigkeiten der erfahrungslosen Anfänge zu erleichtern geeignet sind. Die anderen aber, die noch vor dem Leben stehen, haben eigentlich ein Recht darauf, daß man sie nicht in völliger Ahnungslosigkeit in Welten und Kämpfe hineingehen läßt, von denen ihr Leben wie ihre eigene spätere Form in höchstem Maße abhängt. Eine töricht-rationalistische Zeit glaubte alles getan zu haben, wenn sie mit plumper Aufklärung im Biologischen die kindlichen Seelen verwirrte und belastete. Eine kluge Zeit mit Instinkt für das Wirkliche und dafür, daß das Leben keine biologische, sondern eine Angelegenheit der Seele ist, würde von Menschen, die um die wirklichen seelischen Vorgänge und Schicksale wissen, den Versuch machen lassen, schon in jungen Menschen eine Ahnung von dem wunderbaren Drama und dem Gegenspieler lebendig zu machen. In Hauptmanns College Crampton heißt es einmal: „Ihr jungen Leute hier in der Provinz, ihr liebt wie die Gorillas." — Das Wort gilt nicht nur von der Provinz; es gilt — mit den nötigen Einschränkungen — vom ganzen Reich und gilt noch heute. Es ist nie der, zugegeben, sehr schwierige Versuch unternommen worden, mit der Aufklärung (die keine Aufklärung, sondern etwas viel Tieferes sein müßte) ins Seelische zu gehen und dort eine leise vorsichtige Vorarbeit für das Leben zu leisten. Sie ist sehr schwer, erfordert unendlich vorsichtige Hände — würde aber am Ende vielleicht Ergebnisse der Lebenssteigerung haben, die nicht abzusehen sind — einer Lebenssteigerung nämlich in die Bereiche, in denen das Dasein (jenseits des Gorillas) beginnt, menschliches und menschenwürdiges Dasein zu werden.

Wird es das aber und wird die Rolle erkannt, die den Frauen von den Mächten nun einmal im Leben zugewiesen ist, so ergibt sich von da aus für die männliche Welt ganz von selbst etwas von der Haltung, die einst schon Tacitus mit leisem Gefühl für das Transzendente des Vorgangs bei den Germanen feststellte. Die Sachlichkeit, die sich nicht erst in dem letzten Jahrzehnt in das Leben zwischen den Geschlechtern eingeschlichen, sondern lange vordem mit der Zerstörungsarbeit ihrer Roheit begonnen hatte, ist von hier aus am ersten aus dem Sattel zu heben, in dem sie immer noch sitzt. Die Erziehung junger Menschen auf diesem Gebiete ist unendlich schwer und unendlich diffizil: vielleicht aber liegt hier ein Weg, dem Problem beizukommen, wie man langsam auf diesem Gebiete vom primitivsten fort zu einem zugleich urbar wesentlichen und vergeistigten Leben gelangen kann. Es wäre hübsch, wenn die heutigen Bestrebungen, auch die Beziehungen zwischen der männlichen und der weiblichen Welt wieder auf das Ursprünglich-Natürliche zurückzuführen, da und dort wenigstens dazu helfen würden, einige Erkenntnis über den wirklichen Ablauf des Lebens zwischen den Geschlechtern zu verbreiten und zu weiterer Wirksamkeit zu bringen.

DIETRICH SECKEL

Literaturwissenschaft als Kunstwissenschaft

I.

Die Menschen, die Dichtungen in sich aufnehmen, ohne sich aber beruflich mit Literatur zu beschäftigen, teilen sich im wesentlichen in zwei große Gruppen: die einen, und das ist bei weitem die Mehrzahl, halten sich vor allem an das Gegenständliche, den Inhalt, und darüber hinaus vielleicht auch an den tieferen Gehalt, die Welt- und Lebensanschauung oder die Gefühlserlebnisse, die hier Gestalt gewonnen haben. Die andern, und das sind ziemlich wenige, empfinden in erster Linie die Reize der Form, des „Gewandes“, in das jener Gehalt gekleidet ist, und kümmern sich um die Inhalte nur ganz nebenher. Beide Arten des Aufnehmens aber sind dem eigentlichen Wesen der Dichtung unangemessen, verharren in einer Einseitigkeit, die ein volles Wesensverständnis unmöglich macht. Diese Doppelung der Wege sehen wir aber nicht nur bei den „laienhaften“ Lesern, sondern auch in der Literaturwissenschaft, und sogar das quantitative Verhältnis beider Gruppen dürfte hier ungefähr das gleiche sein. Seitdem die Erforschung der Dichtung über die Grundstufe der philologischen Tatsachenermittlung hinausgestiegen war — deren Arbeit aber auch heute noch nicht abgeschlossen, geschweige denn entbehrlich oder „überwunden“ ist — hat sich vor allem Eine Richtung stark entwickelt: die geistesgeschichtliche Literaturwissenschaft, die „Problem- und Ideengeschichte“, die schon vor dem Kriege und dann besonders nach seinem Ende hervorragende Leistungen vollbracht hat (ich nenne etwa die Namen Korff und Unger). Hier wird ganz ausschließlich der Gehalt erforscht, beispielsweise das Todesproblem oder die Schicksalsidee, und der einzelne Dichter wird gern in enge Verknüpfung mit einer großen Reihe von historischen oder zeitgenössischen Denkern gebracht, z. B. „Goethe und Plotin“ oder „Hölderlin und der deutsche Idealismus“ — um nur wahllos ein paar Titel zu nennen. Wie man aus ihnen schon ersieht, spielt die Philosophie eine besonders wichtige Rolle, und diese Forschungsrichtung ist nicht

immer der Gefahr entgangen, die Dichtung nur als Quelle für die Philosophiegeschichte oder wenigstens für die Problem- und Ideengeschichte zu benutzen, die Literaturwissenschaft also zur „ancilla“, zur Magd der Geistesgeschichte zu machen. Der eigentliche Held ist überall nicht der Dichter, sondern das weltanschauliche Problem, für das die Dichtungsgeschichte nur wandlungsreiche Belege und eine Folge von Variationen bietet.

Unvermittelt neben dieser geistesgeschichtlichen Literaturwissenschaft hat sich nun in der letzten Zeit die Stilforschung sehr stark entwickelt, bleibt aber rein zahlenmäßig immer noch erheblich hinter der Gehaltforschung zurück. Sie ist jetzt besonders damit beschäftigt, ihre Methodik beträchtlich zu verfeinern und hat die bloße Statistik über Wortschatz und Satzbildung und Bildgebrauch schon weit hinter sich gelassen; vor allem aber beginnt man einzusehen, daß da noch die allerwichtigsten Aufgaben für weitere Arbeit liegen. Freilich: auch hier ist man, wie es bei einer so jungen Wissenschaft nicht anders zu erwarten ist, vorwiegend auf dem streng umgrenzten Gebiet der reinen Stilfragen geblieben und wird da auch noch lange bleiben müssen. Aber man darf sich nicht darüber täuschen, daß auch dies nur eine einseitige Sicht ist.

II.

Denn da alle Dichtung ganz unzweifelhaft Kunst ist, und da es zum Wesen der Kunst gehört, gestalteter Gehalt zu sein und beide Elemente, Gehalt und Form (die ja nur in unserer Abstraktion „Elemente“ sind, die getrennt werden können!) in einer vollkommenen, ganz ursprünglichen Einheit zu verbinden, deshalb müßte eigentlich auch alle Erfassung von Dichtwerken, zum mindesten aber ihre wissenschaftliche Erforschung, von dieser Grundtatsache ausgehen. Aber wie tausendfältige Erfahrung lehrt: es hält schwer, die Anschauung auszurotten, als ob die künstlerische Form ein bloßes Gewand sei, das sich einem isolierbaren Gehalt mehr oder weniger gut anpasse und allenfalls auch für sich genommen eine Betrachtung lohne, daß der Gehalt aber doch das eigentlich Entscheidende sei. „Der gedankliche Inhalt kann unter Umständen die Hauptsache sein, in der Regel ist er es *nicht*. Und überall da, wo es auf das ‚Gestalten‘ ankommt, reden die Philosophen Unsinn. Es fehlt ihnen ganz das Organ für das, was die Hauptsache ist.“ Diese Worte Theodor Fontanes beleuchten das besonders drastisch. Die Einsicht ist leider noch wenig verbreitet, daß sogar jede kleinste Veränderung der Form in irgendeiner Weise den Gehalt mitbetrifft und eine so enge Beziehung zwischen beiden besteht, daß das eine nicht ohne das andere gedacht werden kann — und zwar in einer einmaligen, einzigartigen Verbindung. Sowie diese Verbindung sich ändert, ändert sich auch das Sein und Wesen des Kunstwerks, in dem selbst das „Äußerlichste“ noch eine hohe Bedeutsamkeit für das „Innere“, ja für die gesamte Existenz des Werkes besitzt. Man stelle sich — um nur ganz grobe Beispiele zu geben — „Über allen Gipfeln ist Ruh“ als Prosasatz vor oder man denke sich in Eichendorffs „Mondnacht“ den Gang der Verse aus einem jambischen in einen daktylischen gewandelt oder man versuche sich den „Prinzen von Homburg“ als Roman zu vergegenwärtigen: dann bleibt der isolierbare weltanschauliche Gehalt zwar vielleicht bestehen, aber es ist nicht mehr dasselbe Kunstwerk. Denn dessen spezifische Qualitäten haften eben an der einmaligen Form, in der ein bestimmter Gehalt gewachsen ist. Binding hat das einmal sehr schön so ausgedrückt, daß jedes Kunstwerk einem Diamanten zu vergleichen sei, der nur in der Form des Kristalls überhaupt denkbar ist — sonst ist er eben kein Diamant, sondern amorpher Kohlenstoff. Freilich, das sagt ein Dichter, und die Künstler selber sehen diese Dinge von jeher als eine Selbstverständlichkeit an — aber Allgemeingut ist es noch nicht geworden, geschweige denn die fundamentale Voraussetzung aller Literaturforschung.

Nun ist allerdings zu bedenken, daß in der Dichtung, anders als in der bildenden Kunst oder Musik, das Gedankliche immer eine gewisse Rolle spielt, schon weil ihr Werkstoff, die Sprache, zwiegesichtig ist: nicht nur Klang, sondern auch Begriff. Und damit ist die Dichtung notwendigerweise auch zur direkten Aussprache von Gehalten, von weltanschaulichen Gedanken etwa, geeignet und berufen – ganz im Gegensatz zu den anderen Künsten, bei denen niemand versucht sein wird, einen fest umschriebenen Gehalt herauszudestillieren, einfach weil das sachlich unmöglich ist. Die geistesgeschichtliche Literaturwissenschaft, die Gehaltforschung, sah sich also in der Lage und konnte sich auch berechtigt fühlen, gedankliche Gehalte aus der Dichtung zu isolieren und auf eine Stufe neben rein begriffliche Äußerungen etwa von Philosophen zu stellen – nur übersah sie dabei den grundsätzlichen Unterschied, der zwischen theoretisch-abstrakter Darlegung und gestaltender Schöpfung besteht. Die Gehalte mögen beim Dichter und beim Philosophen die gleichen sein, und grundsätzlich kann sogar jeder gewöhnliche Mensch dieselben Gedanken oder Gefühlserlebnisse haben wie der Künstler, nur daß ihm die Gestaltungskraft versagt ist. Diese gerade ist aber das Entscheidende und für die Kunst Charakteristische, und darum heißt es am eigentlichen Kern der Sache vorbeisehen, wenn man an der Dichtung nur die Gehalte prüft.

III.

In die Mitte ihrer Problemstellung muß eine kunstwissenschaftliche Literaturforschung stets die Frage nach den spezifisch künstlerischen Eigenschaften des Dichtwerks rücken; und es ist klar, daß sie – der Eigenart der Kunst gemäß – sowohl den Gehalt wie auch die Gestalt zu betrachten hat, nicht isoliert nebeneinander, sondern in ihrer gegenseitigen Verknüpfung. (Vgl. O. Walzel, „Gehalt und Gestalt".) Es müßte also systematisch erforscht werden, wie sich diese oder jene einmalige Stilform zu dem in ihr gestalteten Gehalt verhält (dies Verhältnis ist zweifellos höchst kompliziert und teilweise sogar paradox), und erst damit stieße man ins Zentrum des betreffenden Kunstgebildes vor, erst dann hätte man es als Kunstgebilde verstanden. Man müßte sich etwa fragen, in welcher Beziehung die sprachlichen Wandlungen, die ein Dichter in seinem Leben durchläuft, zu der Wandlung seines Lebensgefühls und seiner Weltanschauung stehen – oder vielmehr zunächst, ob es überhaupt solche Beziehungen gibt; die Antwort, je nachdem sie ja oder nein lautet, würde wesentliche Klärung in einer solchen Frage, die eine künstlerische Kernfrage ist, zu schaffen vermögen. Vor allem aber höre man damit auf, große Dichter nur oder jedenfalls vorwiegend nach ihrer theoretisch faßbaren Weltanschauung zu fragen, wie das kürzlich etwa bei Hölderlin geschehen ist, wo ein Forscher ein dreizehnhundert Seiten starkes Werk verfaßt hat, in welchem von dem Künstler Hölderlin nur in einigen Randkapiteln höchst Unzulängliches gesagt ist – ein Buch, das nun aber als die Monographie über Hölderlin dasteht.

Eine andere Forderung, die sich aus der kunstwissenschaftlichen Grundeinstellung ergäbe, wäre die, daß die Gestalten der deutschen Literaturgeschichte eine ihrem Wesen entsprechende Ordnung erfahren. Wie sieht denn eine deutsche Literaturgeschichte etwa von 1730–1830 aus? Da liegt bei der Aufklärungszeit alles Gewicht auf der poetischen Theorie und Kritik (denn hier spielten sich die entscheidenden Kämpfe und Entwicklungen ab, die das Kommende vorbereiteten), dann springt sie – über die Brücke Herder hinweg – zu den wesentlich vital-schöpferischen Vertretern des Sturm und Drang hinüber, dann kommen die eigentlich künstlerischen Genies Goethe und Schiller, an ihrer Seite vielleicht Hölderlin und Jean Paul; auf sie folgt die wieder vorwiegend theoretisch eingestellte Frühromantik (Schlegel, Tieck, Novalis), und den Schluß bilden, im Gegensatz zu dieser Gruppe, abermals große Künstler, die eigentlich schöpferischen Gestalten der Romantik: Brentano, Hoffmann, Eichendorff. Kleist widerstrebt

meist der „Einordnung“, ist sozusagen das fünfte Rad am Wagen. Es fehlt jeder einheitgebende leitende Gesichtspunkt, oder wenn einer da ist, erfaßt er nicht das ganze Gebiet, sondern schneidet nur schmale Längsstreifen heraus. Stellt man aber die Dichtung als Kunst in den Mittelpunkt, so ordnen sich alle jene verschiedenen Bezirke organisch ein: alles was „Gehalt“ ist (im Sinne jener ideen- und problemgeschichtlichen Richtung), tritt in diejenige Beziehung zu dem künstlerischen Gebilde, die ihm nach dessen Struktur gebührt; alles was „Theorie“ ist (literarische Kritik, Poetik usw.) bildet die denkerisch-abstrakte Umrahmung für die schöpferischen Leistungen und erhält durch seine Beziehung zur künstlerischen Praxis seinen Sinn. Und auch die Verknüpfung des Dichtwerks und des Künstlers mit der kulturellen Umwelt: die Einflüsse, literarischen Beziehungen, Bildungserlebnisse — und schließlich vor allem die Funktion des Kunstwerks als Ausdruck seiner Zeit und ihrer Kultur: dies alles wird in seiner wahren Bedeutung nur dann erfaßt werden können, wenn man die Dichtung als Kunst betrachtet, als Kunst in dem besonderen und umfassenden Sinne, den wir hier meinen.

IV.

Nun erheben sich aber einige Einwände allgemeiner und grundsätzlicher Art gegen unsere Forderung nach einer kunstwissenschaftlichen Literaturbetrachtung. Der erste betrifft das Wesen der Literatur: sie sei nämlich nicht auf das rein Künstlerische einzuschränken, sondern besitze auch noch andere Funktionen, z. B. soziologische, moralische, religiöse, didaktische. Allerdings, diese Seiten des Phänomens „Dichtung“ sind nicht zu übersehen, aber auch sie können in die kunstwissenschaftliche Anschauungsweise einbezogen werden, ja sie müssen es sogar. Die Literatur als soziologischer Faktor, ihre Rolle in der Kultur einer Zeit, ihre Wirkung aufs Publikum, ihr belehrender Wert — das alles widerspricht durchaus nicht ihrer Eigenart als Kunst, sondern gehört sogar mit zu ihrem Wesen und ist in dem Begriff „Kunst“ schon enthalten.

Der zweite Einwand könnte darauf hinweisen, daß eine Periode wie die Romantik sich nicht im Dichterischen oder Literarischen erschöpft, sondern in Philosophie, Religion, Psychologie, Politik, Naturbetrachtung, Forschung, Musik und bildender Kunst spezifische, überall gleichgerichtete Leistungen hervorgebracht hat und daß ein einzelner Zweig wie die Dichtung nicht aus diesem Baum herausgebrochen werden könne. Das ist von einem sehr weiten und umfassenden Standpunkt aus gewiß richtig; aber all jene anderen Zweige können und dürfen von einer Wissenschaft, deren Aufgabe die Literaturerforschung ist, nur so weit berücksichtigt werden, wie sie eine wesentliche Funktion innerhalb der Dichtung haben. Wenn die Literaturwissenschaft ihre eigentliche Tätigkeit auch auf diese Gebiete ausdehnt, überschreitet sie ihre Grenzen, verliert sie sich in das Reich einer allumfassenden Kulturforschung und Geistesgeschichte und gibt die feste Bindung an einen bestimmten, sachbedingten Standort auf. Die Dichtung würde dann bloß eine Quelle unter vielen sein, was sie zwar für den Kulturhistoriker sein darf, ja sogar muß, da für ihn alle Quellen gleichwertig sind — nicht aber für den Literaturforscher, für den die Dichtung überhaupt nicht „Quelle“, sondern Forschungsgegenstand ist.

Nun könnte weiterhin jemand sagen: gut, für die Dichtung, für die künstlerische Leistung mag das alles zugestanden werden — aber wie steht es mit den großen schöpferischen Gestalten, die über das rein Dichterische hinausragen, deren Leistung auch auf anderem Felde liegt? Wie steht es etwa mit Goethe? wie steht es mit Lessing, Hamann und Herder oder mit Novalis? — Hier müssen wir dem Eindruck vorbeugen, als ob wir mit unserer Forderung eine Einschränkung der Literaturwissenschaft befürworten wollten — im Gegenteil, die kunstwissenschaftliche Betrachtung hat die ausgesprochene Aufgabe und, wie wir meinen, auch Fähigkeit, eine Synthese der verschieden-

artigen Blickrichtungen zu vollziehen. So werden also bei den großen, weitausgreifenden Persönlichkeiten auch die außerdichterischen Bezirke ihres Wesens und Schaffens mit in die Forschung einbezogen werden. Doch ist von Fall zu Fall eine Differenzierung nötig, je nachdem, wo das eigentliche Schwergewicht des betreffenden Mannes liegt. Goethe etwa läßt sich sehr stark auf das Künstlerische konzentrieren, da seine entscheidende Wesensgrundlage und Lebensleistung eben doch wohl das Dichtertum war, auf das alle seine wissenschaftlichen Arbeiten, welt- und lebensanschaulichen Gedanken, seelischen Erlebnisse, auf das auch seine gesamte Daseinsformung und Persönlichkeitsgestaltung sich wie auf einen gemeinsamen Mittelpunkt beziehen lassen, ohne daß ihnen Gewalt geschieht. Anders liegt es schon bei Lessing, dessen Dichtertum nicht unterschätzt werden soll (er hat immerhin eine Minna von Barnhelm geschaffen), das aber doch nicht in dem gleichen Grade grundlegend für seine Persönlichkeit war wie sein Gelehrten- und Kritikertum. Und ähnlich bei Herder, wo das Dichterische noch weiter zurücktritt und eigentlich nur in seinen Übersetzungen lebt, dessen Wesenszentrum aber die Kulturphilosophie und schöpferische Geschichtsschau bildet, freilich mit besonderem Gewicht auf dem dichterischen und sprachlichen Gebiet. Lessing und Herder haben wenigstens noch einen erheblichen Anteil an der kommenden Dichtung durch die neuen Vorstellungen von Kunst, die sie schufen; ganz ohne Wesensbeziehung zum Dichterischen im strengen Sinne ist aber Hamann – eine Lieblingsgestalt der Geistesgeschichtler – dessen geistiges Schwergewicht im Religiösen liegt, von da aus allerdings zum Teil auch bis in ästhetische Bezirke hineinwirkt. Auf dies Schwergewicht, auf den Kern der Persönlichkeit aber kommt es jeweils an, und es hat wenig Sinn, Hamann der Literaturgeschichte zuzuweisen, weil er Herder angeregt hat und dieser wieder Goethe ... Sondern solche Gestalten sollten einer allgemeinen, umfassenden Kulturwissenschaft und Geistesgeschichte (die sich als eigene Disziplin ja schon herauszubilden beginnt) überlassen bleiben, die dann auch mit viel mehr Erfolg die weitreichende Bedeutung dieser Geister erforschen und würdigen kann als der Literarhistoriker, der doch nur von außen und von einer vielleicht recht nebensächlichen Seite an sie herantritt. So ist es auch mit Novalis, dessen dichterische Leistung ja so problematisch ist, daß man gelegentlich an seiner Künstlerschaft zu zweifeln geneigt ist, dessen Schwergewicht aber an ganz anderer, an außerkünstlerischer Stelle liegt: in dem großartigen kulturphilosophischen und wissenschaftstheoretischen Steinbruch seiner Fragmente. Die Literaturforschung wird natürlich auch bei kunstwissenschaftlicher Grundeinstellung einen Mann wie Novalis nicht einfach übergehen und beiseitelassen; sie wird ihn aber nur so weit ins Auge fassen können und dürfen, wie er – von seiner eigenen poetischen Leistung abgesehen – durch seine gedanklichen Anregungen und seinen genialen Tiefblick die Romantik begründen half und damit indirekt auf die romantische Dichtkunst einen Einfluß gewann. Aber Novalis gleichberechtigt und gleichgeordnet an die Seite etwa von Eichendorff zu rücken (und ebenso Herder an die Seite von Goethe) ist für unser Empfinden eine innerlich-sachliche Unmöglichkeit – jedenfalls vom kunstwissenschaftlichen Standpunkt aus.

Den Vorwurf des Ästhetizismus, den man vielleicht gerade heutzutage gegen eine solche vom Künstlerischen ausgehende Betrachtungsweise rasch bei der Hand haben wird, scheuen wir wenig. Denn erstens zeugt die Vorstellung, daß alle Beschäftigung mit künstlerischen Gestaltungs- und Formproblemen auf entwurzeltem Snobismus und Literatentum beruhe, ohnehin schon von erheblicher Beschränktheit; außerdem aber würde ein solcher Vorwurf gerade an dem, was uns wesentlich ist, völlig vorbeischießen: denn wir haben schon genugsam betont, welches Gewicht wir auch auf die Probleme des Gehalts legen als eines Hauptfaktors bei der Gestaltung jeglichen Kunstwerks. Freilich wird – bei der heutigen Lage der Literaturwissenschaft – die Gestaltforschung besonders gepflegt werden müssen, weil von ihr noch wichtige Aufschlüsse zu erwarten

sind. Vor allem kann die intime Untersuchung der Sprache eines Dichters die allertiefsten Einblicke eröffnen; gerade bei ihr aber berührt man die Schicht, wo die „Gestalt“ ganz fest und unlöslich mit dem „Gehalt“ verschmolzen ist! Wenn wir etwa im Rhythmus, in der Sprachbewegung das dynamische Lebensgefühl eines Dichters in seiner Eigenart fassen, sind wir ja schon aus dem Bereiche des Ausdrucks in das der hinter und in ihm liegenden Gehalte hinübergeschritten.

Ein letzter Einwand, auf den wir gefaßt sind, ist einer der beliebtesten, die überhaupt gegen alle wissenschaftlichen Versuche erhoben werden, das Wesen der Kunst zu ergründen: daß es nämlich ein völlig vergebliches Bemühen sei, das Geheimnis des Schöpferischen zu durchschauen und den eigentlichen Kern eines Kunstwerks, der ja nur dem Erleben zugänglich sei, wissenschaftlich zu fassen. Daß die Grundvoraussetzung jeder Kunstbetrachtung — auch der wissenschaftlichen! — das tiefe und warme Erleben sein sollte, braucht heute wohl kaum noch eigens betont zu werden. Seit wann aber wird die Berechtigung einer Wissenschaft dadurch in Frage gestellt, daß sie dem letzten Geheimnis, das sich in den von ihr erforschten Dingen birgt, nur in unendlicher Ferne sich nähern kann? Bezweifelt irgend jemand die Berechtigung der Biologie oder Astronomie oder Anthropologie, weil sie das Rätsel des Lebens oder des Weltalls oder der Entstehung des Menschen wahrscheinlich niemals ganz wird lösen können? So will auch die Kunstwissenschaft keine letzten Geheimnisse entschleiern, sondern sie will das Kulturphänomen und Geistesgebilde „Kunst“ in den Gesetzlichkeiten seiner Struktur, seiner Entstehung und seiner Wirkung zu erfassen und bewußt zu verstehen suchen, soweit das eben überhaupt möglich ist. Daß es in ziemlich hohem Grade möglich ist, hat sich an manchen Punkten schon gezeigt und wird sich wahrscheinlich bei fortschreitender Verfeinerung der Mittel später noch deutlicher zeigen. Voraussetzung dafür ist aber eine sachgesetzlich begründete Basis, ein fester Standort, von dem aus eine alle Fragen und Probleme umgreifende Synthese glücken kann: da die Sache, um die es sich hier handelt, „Kunst“ heißt, muß das Sachgesetz, das die Blickrichtung und die Arbeitsmethode bestimmt, „Kunstgemäßheit“ lauten, und die zu leistende Synthese wird — ein fernes, aber schönes Ziel! — eine Geschichte und Systematik der Dichtung als Kunst sein müssen.

HELMUTH VON GLASENAPP

Die indische Auswanderung nach Übersee

Seit vier Jahrhunderten ist der vorderindische Kontinent das Ziel der kolonisatorischen Betätigung der verschiedensten europäischen Nationen, seit hundertfünfzig Jahren steht das gewaltige Gebiet zwischen dem Himalaja und dem Kap Komorin unter britischer Herrschaft. Diese Tatsachen lassen uns vielfach vergessen, daß die Inder in der Vergangenheit selbst Träger einer großen kolonialen Expansion gewesen sind. Indische Kaufleute, indische Priester, schließlich indische Fürsten, Krieger und Siedler ließen sich in Ceylon, in Hinterindien und Indonesien nieder, und heute noch zeugen gewaltige Bauwerke, wie die Tempel von Angkor in Kambodscha und der Borobudur in Java, von der Macht und dem Kunstsinn einer indischen Herrenschicht, die ihre Kultur und ihren Glauben einem fremden Volke aufprägte. Auch Afrika war frühzeitig das Reiseziel unternehmungslustiger Inder: die Insel Sokotra

soll ihnen ihren Namen verdanken, und die Puranas, die heiligen Texte der Hindus, enthalten geographische Angaben über Ostafrika. „Als die Engländer Speke und Grant zu Beginn der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zur Entdeckung der Nilquellen auszogen, diente eine nach den Angaben der Puranas entworfene Karte als bester Führer“*). Gegen Ende des ersten Jahrtausends nach Christus hörte dieser Drang in die Weite allmählich auf; zwar besuchten indische Händler nach wie vor die asiatischen Nachbarländer und die afrikanische Küste, aber zu bedeutenden Staatengründungen und hervorragenden kulturellen Leistungen in überseeischen Gebieten kam es nicht mehr. Das immer starrer werdende Kastensystem untersagte es dem orthodoxen Hindu, das „schwarze Wasser“ zu überqueren, und belegte den, der den geheiligten Boden Bharatavarshas (Indiens) verließ, mit der Strafe der Exkommunikation.

In den letzten Menschenaltern ist dieser Bann gebrochen worden. Wirtschaftliche Notwendigkeiten veranlaßten immer mehr Inder, in der Ferne den Lebensunterhalt zu suchen, den ihnen die Heimat verweigerte, mochten sie darum auch gegen die Gesetze der Kaste verstoßen. Die indische Auswanderung der Gegenwart unterscheidet sich von derjenigen der alten Zeit in zwei sehr wesentlichen Punkten: in der Vergangenheit waren die Träger aller kolonialen Unternehmungen die kulturell hochstehenden Schichten, Priester, Krieger und Handelsherren, gewesen, jetzt gewinnt die Auswanderung, dem Zuge unserer Zeit entsprechend, einen durchaus proletarischen Charakter: arme Bauern und Arbeiter entschließen sich unter dem Druck der Not dazu, die Heimat zu verlassen; erst wenn sie in großer Zahl eine auskömmliche Existenz gefunden haben, folgen ihnen Rechtsanwälte, Ärzte, Priester und Großkaufleute. Die Organisatoren der indischen Auswanderung von heute waren nicht indische Fürsten, sondern europäische Unternehmer, die billige Arbeitskräfte brauchten. Es ist eine seltsame Ironie des Schicksals, daß die Inder in die meisten Länder, in denen sie heute den Weißen Konkurrenz machen, von diesen selbst, teilweise sogar mit fragwürdigen Mitteln, gebracht worden sind, und daß sie gerade zu einer Zeit, in der ihr eigenes Land völlig fremdem Willen untertan ist, weite Gebiete für ihr Volk auf friedlichem Wege eroberten.

Die durch europäischen Unternehmungsgeist veranlaßte Auswanderung indischer Kulis begann zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, als die Pflanzer in Ceylon und Straits Settlements für ihre Plantagen Arbeiter anwarben. 1830 brachte der Franzose Joseph Argaud hundertfünfzig Inder nach Bourbon (heute Réunion), der wichtigsten Zuckerkolonie seines Vaterlandes. Die Abschaffung der Sklaverei in den britischen Kolonien (1833) und der dadurch bedingte Mangel an Arbeitskräften veranlaßte dann auch die überseeischen Besitzungen Englands, sich das unerschöpfliche Menschenreservoir der Gangeshalbinsel nutzbar zu machen. 1834 begann eine Auswanderung größeren Umfangs nach Mauritius, 1838 folgte Britisch-Guayana, 1844 Trinidad, 1845 Jamaica, 1860 Natal, 1879 Fiji. Als die Sklaven in Surinam (Holländisch-Guayana) 1863 ihre Freiheit erhielten, setzte auch dort eine Rekrutierung indischer Kontraktarbeiter ein. So entstanden nach und nach in allen Erdteilen Inderkolonien von zum Teil sehr beachtlichem Ausmaß. Die folgende Tafel, der die Angaben des „Indians abroad Directory“ (Bombay 1933)**) zugrunde gelegt sind, gibt eine ungefähre Vorstellung von der Verbreitung des Indertums in der Welt (die Zahlen in Tausenden):

*) Alfons Väth, S. J. „Die Inder“ (Geschichte der führenden Völker, 28. Band), Freiburg 1934, S. 96.

**) Die umfangreiche Literatur über die indische Auswanderung findet man ebenfalls dort, S. 508—519, angegeben. Ich selbst habe über meine in den einzelnen Ländern gewonnene Erfahrungen in folgenden Aufsätzen berichtet: Süd- und Ostafrika: Kölnische Ztg. 21. Nov., 11. Dez. 1929, 2. Jan. 1930 (wieder abgedruckt: Koloniale Rundschau 1930, Nr. 4—6); Canada und Californien: Königsberger Allg. Ztg. 25. Nov. 1930; Fiji: Berliner Lokal-Anzeiger 1. Dez. 1932, Woche 7. Jan. 1933; Guayana und Westindien: Ibero-amerikanisches Archiv VII 3 (1933).

Ceylon	700
Hinterindien: Birma 1018, Siam 5, Franz.-Indochina 6, Britisch-Malaya 624	1653
Niederländisch-Indien	28
Afrikanische Inseln: Franz.-Madagaskar 8, Franz.-Réunion 1, Mauritius 266	275
Ostafrika: Kenya 40, Uganda 15, Zanzibar 15, Tanganyika 24, Portugiesisch- 5	99
Südafrika: Natal 151, Transvaal 16, Kapland 6	173
Westindien: Trinidad 139, Grenada 5, Jamaica 18	162
Guayana: Britisch- 132, Holländisch- 36	168
Fiji-Inseln	77

Kleine Inderkolonien finden sich ferner in Hongkong (5), Persien (4), Irak (2,5), Aden (5), Abessinien (2), Britisch-Nyassaland (1), an der pazifischen Küste von Canada (1,2) und den Vereinigten Staaten (6), in Brasilien (2), in Australien (2) und in Neuseeland (1) sowie in vielen anderen Ländern. Indischen Händlern begegnet man in Gibraltar und auf den Kanarischen Inseln ebenso wie in den meisten asiatischen und afrikanischen Häfen.

Die Gesamtzahl der Inder, die außerhalb der Gangeshalbinsel leben, wird auf etwa $3^1/_2$ Millionen geschätzt; von diesen sind die eine Million Inder in Birma im technischen Sinne keine Auswanderer, weil Birma vorläufig noch der Verwaltung Britisch-Indiens untersteht, wenngleich jetzt starke Kräfte am Werke sind, die es gleich Ceylon und Britisch-Malaya zu einer selbständigen Kolonie machen wollen. Vergegenwärtigt man sich, daß Vorderindien (also ohne Birma, Ceylon, Malaya) nach dem Zensus von 1931 nicht weniger als 336 Millionen Einwohner hat, so ist die Zahl der Inder, die außerhalb ihres Vaterlandes leben, minimal. Die Bedeutung der indischen Auswanderung liegt vielmehr darin, daß die Inder in geschlossenen Siedlungen in wenig bevölkerten Ländern leben und dadurch in ihnen einen starken Einfluß ausüben. So machen die Inder in Mauritius 70 Prozent, in Britisch-Guayana 43 Prozent, in Trinidad 33 Prozent, in Holländisch-Guayana 23 Prozent der gesamten Bevölkerung aus.

Über zwei Drittel aller indischen Auswanderer bevorzugen die dem Gangeskontinent benachbarten Teile der indischen Welt. Ceylon hat von jeher auf die Bewohner Vorderindiens eine große Anziehungskraft ausgeübt. Die herrschende Schicht der Insel, die „Singhalesen", sind die Nachkommen der zu Buddhas Zeit, angeblich 543 v. Chr. aus Nordindien eingewanderten Arier, welche die Ureinwohner verdrängten, zum Teil aber auch mit ihnen verschmolzen. Sie machen heute etwa zwei Drittel von den 5,3 Millionen Bewohnern der Löweninsel aus. Sehr stark war von jeher auch der Zuzug der Tamulen, die vom südindischen Festland herüberkamen; sie bilden heute ungefähr ein Drittel der Bevölkerung. Zu diesen, die als alteingesessene Bewohner Ceylons gerechnet werden, treten die allein in der Statistik als Einwanderer erscheinenden Inder, fast ausschließlich Tamulen, welche sich als Plantagenarbeiter verdingen. Die guten Erfahrungen, welche mit den kräftigen und fleißigen Leuten gemacht wurden, hatten ein ständiges Anwachsen ihrer Zahl zur Folge, so daß diese für 1931 bereits das Siebzigfache der von 1827 darstellt. Die große Einwanderung nach Birma hat ähnliche Gründe. Inder waren als Arbeiter so begehrt, daß früher die Schiffskapitäne für jeden Inder, den sie mitbrachten, eine Prämie erhielten. Viele untere Beamtenstellen und ein großer Teil des Handels kamen ebenfalls in indische Hände. Die Furcht der Birmanen vor Überfremdung ist heute die Hauptursache der auf Loslösung Birmas vom Britisch-Indischen Reich gerichteten



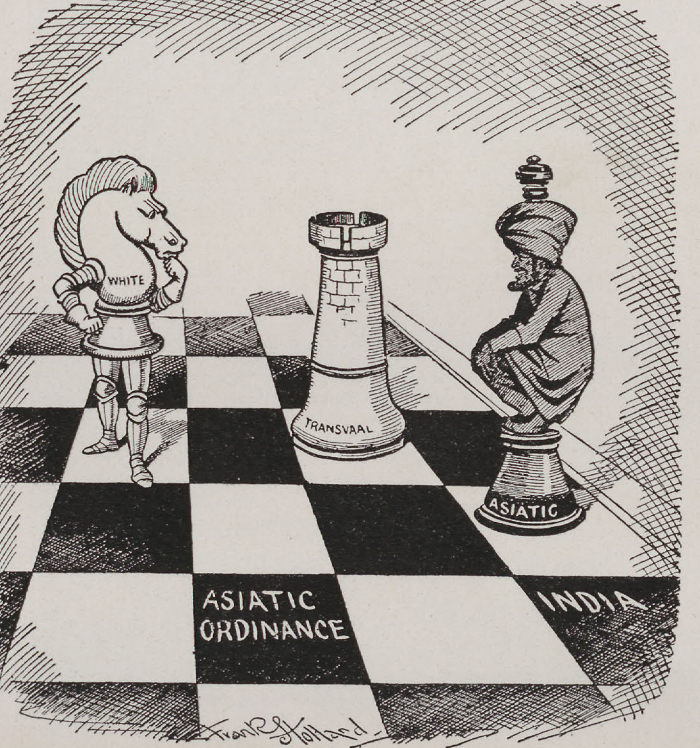
Inder in Paramaribo (Holländisch=Guayana)

Professor von Glasenapp mit den Inderführern Abdul Gafur, Raghubar Singh und Chetram Singh in Paramaribo (Holländisch=Guayana). Im Hintergrund die Büste des 1922 verstorbenen Inderführers Luchmon Singh

The Position as in 1907.

WHITE TO MOVE AND CHECK.

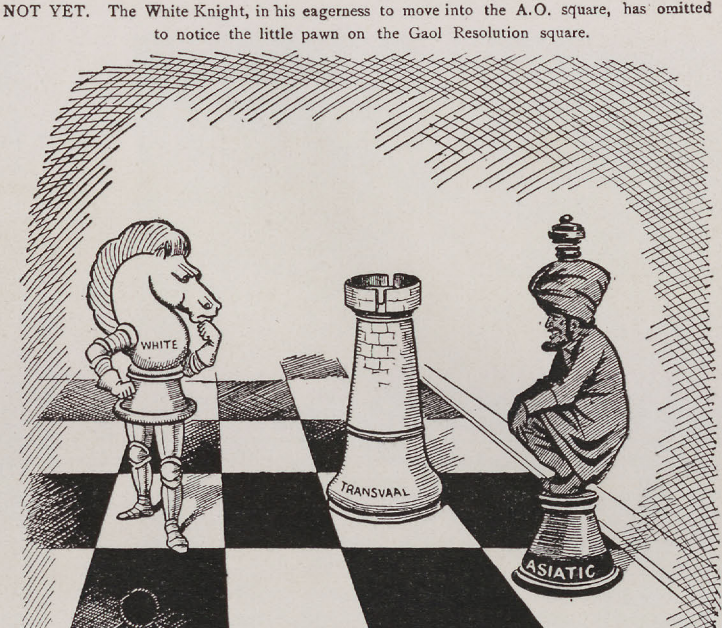
(A cable from London states that Lord Elgin has advised His Majesty to allow the Asiatic Registration Bill.)



The White Knight will now be able to move into the "Asiatic Ordinance" square and thus save his Castle from the Black King and compel the latter to fall back on "India."

REPLY

NOT YET. The White Knight, in his eagerness to move into the A.O. square, has omitted to notice the little pawn on the Gaol Resolution square.



That the White Knight may also, in his blind hurry, have imagined that to be the King which is not, is another story.

The Position as at Present.

The Land Tenure Act has taken the place of the Asiatic Ordinance. Taking advantage of the nervousness of the Congress amateurs, the Union Government, with the backing of the Government of India, is goading them backwards by luring them with a new colonization scheme thus making them forget the very simple move in front of them. Government has well succeeded in bewildering the Congress amateurs.

Die in Englisch und Gujarati in Durban (Südafrika) erscheinende Wochenschrift „Indian Opinion“ brachte 1933 diese Karikaturen auf den Kampf zwischen Weißen und Asiaten in Südafrika.

Bestrebungen. Die indischen Einwanderer in Malaya (d. h. Straits-Settlements und Malayenstaaten) sind in der Mehrzahl auf den Gummiplantagen und in den Zinnminen beschäftigt sowie im Handel und als Haus- und Büroangestellte; in Siam, Französisch-Indochina und Niederländisch-Indien sind die meisten Inder als Kaufleute tätig. In ganz Hinterindien und Indonesien stehen sie im scharfen Wettbewerb zu den chinesischen Einwanderern, die ihnen vielfach den Vorrang ablaufen.

*

Die Inder, die sich außerhalb des indischen Kulturkreises niedergelassen haben, zerfallen in zwei Gruppen: in solche, die aus eigenem Antriebe in die Ferne zogen, und in solche, die nach dem sogenannten „Indenture-System" rekrutiert wurden. Zu der Gruppe der freiwilligen Auswanderer gehören vor allem die Inder in Ostafrika. Seit Jahrhunderten liegt ein großer Teil des ostafrikanischen Handels in indischen Händen, heute findet man viele Inder auch in der Verwaltung (besonders bei Eisenbahn und Post) und in der Landwirtschaft. In der Zeit nach dem Weltkriege hat das Indertum einen bedeutenden Aufschwung genommen. Im Tanganyikaterritorium, dem ehemaligen Deutsch-Ostafrika, hat sich die Zahl der Inder in den letzten zwanzig Jahren fast verdreifacht und macht jetzt 57 Prozent der gesamten nichteingeborenen Bevölkerung (Europäer, Araber usw.) aus. Die wirtschaftliche Macht der Inder ist vor allem dadurch gestiegen, daß die großen indischen Firmen wie die Jivanjees den versteigerten deutschen Besitz erwarben. Noch rapider ist die Zahl der Inder in der Kenyakolonie gewachsen: von 10000 im Jahre 1911 auf 40000 im Jahre 1931. Auch hier läßt sich eine dauernde Zunahme des Reichtums und der politischen Bedeutung der Inder feststellen. Es ist daher begreiflich, daß die indische Dichterin Sarojini Naidu Ostafrika als die „traditionelle Kolonie Indiens" bezeichnet hat, und daß die Inder mit Nachdruck und Zähigkeit eine Erweiterung ihrer Rechte fordern.

Die Inder in Abessinien, Madagaskar und anderen afrikanischen Gebieten, sowie in Persien, Irak und anderen vorderasiatischen Ländern sind fast ausschließlich Kaufleute und Handwerker; in Aden und Hongkong sind viele auch in Regierungsbüros und als Polizisten tätig. Die Sikhs aus dem Panjab in Britisch-Kolumbien und Kalifornien sind in der Mehrzahl Landarbeiter. Nach Australien kamen zuerst Leute aus Sindh, Beluchistan, Afghanistan und dem Panjab als Kameltreiber zur Zeit der Goldfunde; heute sind Inder auch bei der Schafzucht und im Kleinhandel beschäftigt. Bei den Indern in Neuseeland handelt es sich vorwiegend um Leute, die vorher in Fiji gearbeitet hatten, sie sind heute namentlich im Obsthandel vertreten.

Unter dem „Indenture-System" kamen die Inder nach Südafrika, Mauritius, Westindien, Guayana und Fiji. Agenten der weißen Pflanzer warben arme und unwissende indische Bauern, oft unter Vorspiegelung falscher Tatsachen, für eine bestimmte Zeit (meist fünf Jahre) und zu einem festen Lohn für die Arbeit an. Die Hinfahrt wurde von den Unternehmern bezahlt, die Rückfahrt nur dann, wenn sich die Arbeiter zu einer Erneuerung des Kontrakts für weitere fünf Jahre entschlossen hatten. Die Kasernierung der Arbeiter in den sogenannten „Coolie lines", der Frauenmangel und die starke Einschränkung jeder individuellen Freiheit, die sich die Auswanderer gefallen lassen mußten, riefen in Indien eine starke Opposition gegen dieses „System der Halbsklaverei" hervor, so daß die anglo-indische Regierung Gesetze zum Schutze ihrer Untertanen erlassen mußte. 1917 wurde die Neuanwerbung von Kontraktarbeitern suspendiert und am 1. Januar 1920 wurden alle noch laufenden Verträge für erloschen erklärt.

Bei allen seinen Nachteilen ist das Indenture-System für manche Inder der Grundstein zu ihrem ökonomischen Aufstieg gewesen. Wenn die Kontraktzeit abgelaufen war, blieben die Unternehmungslustigen im Lande, ließen sich eine Prämie

auszahlen und machten sich selbständig. Als Pächter, Handwerker oder Händler fanden sie durch ihren Fleiß und ihre Genügsamkeit in dem neuen Lande ein so geräumiges Feld der Betätigung, daß sie zu bescheidenem Wohlstand kamen. Ihre Erfolge veranlaßten dann Landsleute aus eigenem Antriebe die engen Verhältnisse der Heimat mit den wesentlich günstigeren des Auslandes zu vertauschen. Dadurch, daß auch viele Frauen nach den Kolonien kamen, machte das frühere abnorme Zahlenverhältnis der Geschlechter (100 Männer auf 40 Frauen) gesünderen Zuständen Platz; es entstand ein echt indisches Familienleben, und die natürliche Vermehrung der Kolonisten machte rasche Fortschritte. Das bodenständig gewordene Indertum ist heute in den Ländern, deren natürliche Hilfsquellen zuerst von indischen Kulis erschlossen wurden, ein wichtiges wirtschaftliches und soziales Element geworden, das sich nicht mehr wegdenken läßt.

*

Es ist klar, daß diese Entwicklung der Dinge im Laufe der Zeit dazu führen mußte, daß die Inder zu Konkurrenten der Weißen wurden. Sie, die man erst mit allen Mitteln ins Land gebracht hatte, um es urbar zu machen und seine natürlichen Hilfsquellen zu entwickeln, wurden durch Fleiß und Sparsamkeit aus willigen Arbeitssklaven, die sich mit minimalen Löhnen begnügten, zu selbständigen Landwirten und Unternehmern und verdarben durch ihre niedrige Lebenshaltung den Europäern die Preise. Die Regierungen sahen sich daher veranlaßt, Gesetze zu erlassen, welche den Wettbewerb der Inder hemmen sollten: man verwehrte ihnen den Erwerb von Land in bestimmten Distrikten und die Ausübung von gewissen Berufen usw. Südafrika, die Vereinigten Staaten, Canada, Australien, Neuseeland verboten die weitere Einwanderung von Indern, und Südafrika sucht durch Prämien die Rückwanderung von Indern zu fördern. Die Versuche, durch gesetzgeberische Maßnahmen die Inder aus Gebieten, in denen sie nun schon seit mehreren Generationen sitzen, zu verdrängen oder ihre weitere Ausdehnung aufzuhalten, begegnen bereits heute großen Schwierigkeiten. Denn das politische Erwachen Indiens hat dazu geführt, daß sich die indische Öffentlichkeit und die indische Presse in wachsendem Maße mit den Nöten der Volksgenossen in der Fremde beschäftigen und einen starken Druck auf die britisch-indische Regierung ausüben, sich der Interessen ihrer Untertanen in den Dominien und Kolonien anzunehmen. Vor allem aber sind die Inder in Afrika, Südamerika und Fiji heute nicht mehr die armen Kulis von einst, die ohne Zusammenhang mit der Heimat dem Indertum entfremdet wurden. Unter dem Einfluß der nationalistischen Agitation haben sie sich zusammengeschlossen und sind sich ihres Volkstums bewußt geworden. Sie haben ihre Tempel, Moscheen, Schulen, ihre Wohlfahrtseinrichtungen, ihre Ärzte und Rechtsanwälte, ihre politischen Führer und ihre Presse. Der von Gandhi geführte passive Widerstand in Südafrika (1906–1914), die Streiks in Fiji (1920–1921) und die Kämpfe um die Gleichberechtigung in Ostafrika haben gezeigt, daß die Inder zielbewußter Zusammenarbeit fähig sind und im Kampf für ihre Rechte Opfer nicht scheuen.

Nach der Zählung von 1931 hat die Bevölkerung Vorderindiens in den letzten zehn Jahren um 32 Millionen, d. h. etwa um die Gesamtbevölkerung Polens, zugenommen. Die Verteilung der Menschen auf die Bodenfläche ist in den einzelnen Landschaften sehr verschieden: während unfruchtbare Gebiete, wie Baluchistan, fast menschenleer sind, ballen sich in den fruchtbaren Landstrichen gewaltige Menschenmassen zusammen, leben doch in dem südindischen Fürstentum Cochin 2000 Personen auf einer englischen Quadratmeile Reis und Kokosnüsse erzeugenden Landes! Die starke Bevölkerungszunahme, die ungünstigen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse und das Schwinden der Vorurteile gegen Seereisen werden sich in Zukunft

mit Notwendigkeit in einer Zunahme der Auswanderung auswirken. Wenn in den letzten Jahren in einer Reihe von Ländern, die den Indern an sich offenstehen, gar keine oder nur eine unbedeutende Einwanderung stattgefunden hat, so hat dies seine besonderen Gründe. Einmal nämlich gestattet die indische Regierung heute die organisierte Auswanderung von Arbeitern nur dann, wenn die Bedingungen günstig sind, so daß die unter dem Indenture-System üblichen Massenanwerbung von Kontraktarbeitern zu Hungerlöhnen aufgehört hat. Sodann aber hat die Wirtschaftskrise und ihre Folgeerscheinung, die Arbeitslosigkeit, dazu geführt, daß eine Reihe von Ländern, die an sich der indischen Einwanderung durchaus wohlwollend gegenüberstehen (Mauritius, Britisch-Guayana, Fiji), ihre Grenzen gegen jede Einwanderung geschlossen haben. Dieses kann aber nur ein vorübergehender Zustand sein. Denn das übervölkerte Indien bedarf ebenso dringend tropischer Gebiete, in welche es seinen Menschenüberschuß leiten kann, wie die in der heißen Zone gelegenen, fast unbewohnten Länder, in denen der Europäer nicht siedeln kann, fleißiger, dem Klima gewachsener Arbeiter bedürfen, die sie wirtschaftlich erschließen.

FRITZ BEHREND

Schleiermacherforschung einst und jetzt

In den letzten Jahrzehnten haben wir auf dem Gebiete der Geistesgeschichte Erinnerungen gefeiert, die weiteste Kreise unseres Volkes vereinigten. Ich denke an Goethe und Luther, an Hegel und Schleiermacher. Voraussetzung war, daß von diesen Großen noch vieles lebendig ist; wo das fehlt, da wird der Gedenktag leicht zum Totengericht. Bei den Gedenktagen der Großen drängt sich dem Historiker eins nachhaltig auf. Sehen wir, wie jede Zeit sich von ihnen ein eigenes Bild nach dem eigenen seelischen Bedürfnis gebildet hat, sich mit Notwendigkeit hat bilden müssen, so erhellt, daß es ein objektives Erkennen nicht geben kann. Ein herber Verzicht, durch die Folgerung gemildert, daß jede neue Generation das Bild der Vergangenheit sich neu zu schaffen hat, daß der Gegenstand der Forschung nie aufhören kann. Daneben aber gilt, daß die philologisch gesicherten Unterlagen der Forschung Dauerwert haben. Wo diese Vorarbeit fehlt, müssen die Charakteristiken mit Notwendigkeit mißraten. Bei Schleiermacher, den wir erst kürzlich gefeiert haben, hat sich das geradezu verheerend ausgewirkt. So mag es gerechtfertigt sein, daß in einem Kreise, wohin sich Theologen und Philosophen nur gelegentlich verirren, über diesen großen Gelehrten gesprochen wird.

Als Schleiermacher die Augen schloß, da war es seinen Freunden und Anhängern klar, daß seine geistige Arbeit durch eine monumentale Ausgabe sichergestellt werden müßte. Der nahe befreundete Verleger Reimer fand sich zu dieser Riesenaufgabe bereit. In drei Abteilungen sollte sich das Werk gliedern. Die 1. Abteilung war den theologischen Arbeiten vorbehalten, die 2. Abteilung sollte die Predigten vereinigen, die 3. Abteilung die zur Philosophie im weitesten Sinne gehörigen Werke. Durchgeführt wurde der Plan in den Jahren 1836–65. Die 1. Abteilung enthielt 11 Bände, die 2. Abteilung 10 Bände, die 3. Abteilung 9 Bände. Beim Abschluß waren dreißig Jahre vergangen, die mit Schleiermacher jung gewesen waren, lebten nicht mehr; welche Lebenskraft diesen Bänden innewohnte, zeigt die Tatsache, daß sich weitere fünfzig Jahre später Adolf von Harnack allen Ernstes mit dem Plan einer erneuten und ergänzten Gesamtausgabe trug. Die benötigten Mittel waren aber so große,

daß man von dieser umfänglichen Aufgabe absehen mußte. In diesen langen Jahrzehnten hatte die Wertung Schleiermachers große Wandlungen durchgemacht. Man kann von einer Schleiermacher-Hausse und -Baisse reden. Zeiten des Materialismus hatten für den idealistischen Denker nichts übrig; auch die Zeiten des Positivismus verschlossen sich ihm.

Nicht geringer ist die Wandlung der Wertung des Menschen Schleiermacher. Man hält es nicht für möglich, daß einige seiner Schüler, die noch einen lebendigen Eindruck in sich trugen, diesen tapferen Mann feiger Diplomatie zeihen konnten. Der unreife und radikal gesinnte Gutzkow wagte den seichten Scherz von dem „Schleier-Macher". David Friedrich Strauß redete allen hörbar von den „Halbheiten" dieses scharfen Dialektikers. Solchen Verdikten schloß sich später Nietzsche an.

Diesen Schiefheiten unhistorischer Geister ward energisch Halt geboten durch die große Monographie von Dilthey, von der der erste und einzige Band 1870 erschien. Eine anerkannte Meisterleistung biographischer Kunst. Wie wir sehen werden, steht die heutige Forschung in manchem anders zu Schleiermacher als Dilthey, die notwendige Neubearbeitung und Fortsetzung zu schreiben, dieser schwierigen Aufgabe dürfte unter den Lebenden kaum einer gewachsen sein.

Dilthey verfolgte das Leben Schleiermachers bis 1802; wohl liegen Vorarbeiten der Fortsetzung vor, die Mulert in der zweiten Auflage getreulich abgedruckt hat. Geboten wird die Schilderung der so entscheidenden Stolper und Hallenser Jahre; ein wichtiges Kapitel über den politischen Prediger liegt vor. Wichtig mit ihren Selbstbekenntnissen ist die Vorrede zu der beabsichtigten Fortsetzung. Dort bekennt Dilthey: „Mich reizten gerade die Romantiker und die ihnen nahestehenden Philosophen." Dieses Interesse an romantischen Gedankengängen hing mit seiner eigenen Denkart damals eng zusammen, die der pantheistischen Mystik galt. In eben dieser Vorrede bekennt Dilthey, „Schleiermachers Lebenswerk lag nur darin, daß er der pantheistischen Mystik in der Kirche Raum und Geltung verschafft hatte". Am deutlichsten wird die Gesamtanschauung durch den Schlußabsatz:

„Immer hatte sich in der Geschichte des Christentums die pantheistische Mystik geltend gemacht, in der Gnosis und der alexandrinischen Schule, in der mittelalterlichen Mystik, in dem Spiritualismus der Reformationszeit. Maß man sie am Urchristentum oder den Bekenntnissen, so lag zweifellos etwas Ketzerisches in ihr. Daß Schleiermacher diese pantheistische Mystik wie einst Eckhardt und die Seinen im christlichen Gottesdienst verkündigte, daß er so die Grenzen der christlichen Verehrung Gottes weit hinausschob über das im Protestantismus Übliche, das gab ihm seine ungewöhnliche Stellung. Aber es war ihm in diesem mystisch-religiösen Erlebnis die Realität Gottes aufgegangen. Und wenn man nun eben in diesem allen seine geschichtliche Bedeutung sah, dann war die Konsequenz unvermeidlich: das Urchristentum ist nicht die Norm des Glaubens der heutigen Kirche. Die europäische Religiosität schreitet vom Ausgangspunkt des Urchristentums neuen, weiten Zielen entgegen. Sie entwickelt sich zwar unter dem Dach, im Gehäuse der christlichen Kirche . . ."

Bald nach der epochalen Monographie erschien „Die romantische Schule" von Rudolph Haym. War von Haym das Buch seines Vorgängers einer bedeutsamen, nicht immer zutreffenden Kritik unterzogen worden, so verfiel er wie Dilthey dem Fehler, daß er an dem Politiker und Patrioten Schleiermacher vorbeischritt. Das seinerzeit bahnbrechende Buch beging überdies den Fehler, Schleiermacher jedes Kunstverständnis abzusprechen. Hatte Schleiermacher in seiner ihm eigenen Bescheidenheit namentlich gegenüber den überlegenen romantischen Freunden seine künstlerische Unzulänglichkeit bekannt, so übernahm das Dilthey sowohl wie Haym unbesehen. Ein kommentarbedürftiges Urteil, das sich verhängnisvoll auswirken sollte. Und

Schleiermacher konnte über sich selbst selbstmörderisch urteilen. Ein Beispiel. So behauptete er, in einem jeden seiner Sätze könnte er nachweisen, daß der Verfasser einen gekrümmten Rücken habe. Diese überspitzte Art ist echter Schleiermacher, der aber von anderen nicht wortwörtlich genommen werden darf.

Buch und Charakteristik warben für Schleiermacher nachhaltig bei den Gebildeten der Nation. Seine Nachwirkung in den Kerngebieten, der Theologie und der Philosophie, war eigene Wege gegangen; ich kann hier nur andeutend verfahren.

Seine eigentliche theologische Schule spaltete sich in eine rechte und linke Seite. Beide vertraten die Union. Die Rechte, die sich gern als die Deutsche Partei bezeichnete, wünschte außer der gemeinsamen Union auch ein allgemein verpflichtendes Symbol und erstrebte eine Vermittlung zwischen dem alten Glauben und der modernen Freisinnigkeit; die Linke dagegen wollte Union ohne Bekenntnis und unbedingte Hingabe an die „freie" Wissenschaft. Durch die Verbindung mit der jüngeren Generation der Bauerschen Schule gewann sie in der „freien protestantischen Theologie" stärkeren Einfluß. Um 1900 kam von kirchlicher Seite manche beachtliche Leistung eines Schleiermacher heraus. Die Forschungen, soweit Schleiermachers kirchenhistorische Arbeiten in Betracht kamen, würdigte in einer gediegenen Arbeit Dr. theol. Hanna Jursch (1933). Der Erkenntnis zugute kam das mit Urkunden arbeitende Werk von Erich Förster, „Die Entstehung der preußischen Landeskirche unter der Regierung Friedrich Wilhelms III." (I. 1905, II. 1906). Über die religiöse Entwicklung Schleiermachers hat außer Wobbermin Johannes Wendland fördernd gehandelt (Tübingen 1915). Während Adolf Harnack ein eifriger Bewunderer Schleiermachers war und blieb, hat Karl Holl, wie alle, die sich an das Urchristentum und Luther anschlossen, ablehnende Worte gefunden. Und diese Stimmen sind heute nicht verstummt; einer dieser Gegner ist Karl Barth. Die junge Theologengeneration will, wie ich von kundiger Seite erfahre, von dem Theologen Schleiermacher nichts wissen. Es wird mir versichert, wenn im theologischen Examen nach Schleiermacher gefragt wird, fallen alle durch.

Ähnlich und doch wieder selbständig gestaltet sich Schleiermachers Nachleben bei den Philosophen. Man hat Zeller als den wesensverwandtesten Nachfolger Schleiermachers bezeichnet, und doch war Zeller in gleichem Maße dem Antipoden Hegel verpflichtet. Dilthey war es, der den Individualbegriff Schleiermachers in den Mittelpunkt stellte, was nach neueren Denkern als ergänzungsbedürftig erklärt wird.

Schleiermacher war im Gesamtgebiet der Philosophie ein Großkönig, wenn ihm auch zu seinen Lebzeiten Hegel den Thron streitig machte. Es ist bekannt, daß sich die Preußische Akademie Hegel verschloß und das ist die Einwirkung des Sekretärs Schleiermacher; er wollte sich seine Kreise und Aufgaben nicht stören lassen!

Innerhalb der Philosophie aber hat Schleiermacher noch Sondergebiete, die er als Systematiker behandelte. Ich greife heraus die Pädagogik. Das Urteil Sprangers geht dahin, daß es das beste, bedeutendste System ist, geistig wertvoller als das von Herbarth. Welche Bedeutung der Ästhetik Schleiermachers zukommt, haben wir erst in diesen Jahren dank Odebrecht erfahren. In seiner Ausgabe 1872 hatte Lommatsch ein schlechtes und spätes Kollegheft von 1832/33 zugrunde gelegt. Das hat die schlimmsten Fehlurteile bewirkt. Auf Grund dieses Fehltextes konnte Eduard von Hartmann in seiner Ästhetik (1886) von „altersschwachen, salbadernden Nachmittagspredigten" reden, ja Schleiermachers Abhängigkeit von der unbedeutenden Ästhetik Thrandorffs (1827) behaupten. Die neue Ausgabe, eine philologische Meisterleistung, legt die selbstgeschriebene Fassung von 1819 zugrunde, ergänzt sie durch die Niederschrift von 1825 und gelegentlich aus den Nachschriften der Kollegheft e. Bedeutsam ist das Ergebnis: „Weder bei Solger, noch bei Schelling oder Hegel kann von einem ernsthaften Bestreben gesprochen werden, die Ästhetik in dem kritisch-nüchternen Sinne

zu fundieren, in dem sie seit Alexander Baumgarten Wissenschaft werden will. Die Begründung der Ästhetik als Wissenschaft ist gekettet an die Frage der theoretischen Erfaßbarkeit des Irrationalismus und an das Problem der Gebietsautonomie." — Baumgarten—Kant—Schleiermacher bilden die Stufen des Aufstiegs der Ästhetik, sofern sie Wissenschaft werden will. Dieses Buch betont mit Recht im Gegensatz zu der früheren Auffassung des absolut Unromantischen in Schleiermachers Wesen und Denken.

Zu den Problemen, die Odebrecht jetzt in Angriff genommen hat, gehört Schleiermachers Dialektik; wir dürfen sie in diesem Jahre erwarten.

Schleiermacher las wiederkehrend über Politik. Und damit erhebt sich die Forderung, seine Theorie, aber auch seine praktische Betätigung im Zusammenhang kennenzulernen. Daß man seine Wirksamkeit von der Polizei nicht gering einschätzte, geht daraus hervor, daß sein Name auf der Demagogenliste als erster stand. Zu den Sonderbarkeiten des Diltheyschen Buches gehört es, daß er an diesem Tatsachenkreis vorbeischritt. Freilich suchte er diesen Mangel durch das Nachsatzkapitel über den politischen Prediger auszugleichen. Wieviel er aber auf diesem Gebiet schuldig geblieben ist, haben wir durch die ausgezeichnete 1927 erschienene Arbeit des Historikers Ernst Müsebeck, „Schleiermacher in der Geschichte der Staatsidee und des Nationalbewußtseins" erfahren. Müsebeck betont mit Recht, daß der Ruhm eines nationalen Erweckers neben Fichte Schleiermacher gebührt. Mit zwingender Klarheit zeigt er den Zusammenhang Schleiermachers mit der Zeit der Reformation, wobei ergänzend zu bemerken bleibt, daß Schleiermacher an der Person Luthers selbst vorbeigegangen ist. Überzeugend wird die Bedeutung Schleiermachers für die Geschichtsauffassung Rankes aufgewiesen.

Haben wir so schon verschiedene Wirkungsbereiche Schleiermachers kennengelernt, die man früher entweder überhaupt beiseite ließ oder kurz abtat, so wird es Aufgabe der kommenden Forschung sein, den Organisator Schleiermacher zusammenfassend zu würdigen. Daß er als Reformator der Kirche beim Unionswerk entscheidend mitwirkte, war bekannt, ebenso daß er als Neugestalter des höheren und niederen Schulwesens mitwirkte. Seine Verdienste um die Universität, die ihm die Bewunderung Rankes eintrugen, sind bereits eingehend gewürdigt worden, nicht im gleichen Maße seine organisatorische Tätigkeit innerhalb der Akademie. Bei den großen Wissenschaftsunternehmen hat er Pate gestanden. Wie sehr sein praktischer Blick den Wissenschaftsinstituten zugute kam, haben wir durch den glücklichen Fund von Abb mit Erstaunen erfahren. Durch seine Zusätze zur Benutzungsordnung der Königlichen Bibliothek hat er entscheidende Verdienste um das Bibliothekswesen Preußens sich erworben. Ein Mann des grünen Tisches war dieser große Systematiker mitnichten. Es wird die Frage zu beantworten sein, ob ihn bei dieser vielseitigen praktischen Tätigkeit gemeinsame Gedanken geleitet haben.

Auf den verschiedensten Gebieten sehen wir so diesen Denker entscheidend tätig, er leistete mehrerer Männer Arbeit.

Es mag noch die Frage aufgeworfen werden, wie Schleiermacher sich zu unserer Zeit stellen würde. Es würde ein gefälschtes Bild geben, wenn man ihn als einen der geistigen Führer unserer Tage schlechthin bezeichnen wollte. Die Rassenfrage spielte bei Schleiermacher noch keine entscheidende Rolle; wohl aber erscheint er merkwürdig modern in der Frage des Führergedankens. Der Idee der Volksgemeinschaft ist er aufgeschlossen; ja auch in Einzelfragen, z. B. in der Wertung des Bauern, ist er im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen ein Teilnehmer unserer Tage.

Was die Forschung uns noch bringen muß, ist die Ausgabe der bisher unzureichend erschienenen Werke; ferner die Ausgabe des wissenschaftlichen Briefwechsels, wobei den Germanisten ihr Anteil zu sichern ist; vor allem aber die Gesamtbiographie von

einer Persönlichkeit, die der Weite und Geistigkeit Diltheys nichts nachgibt. Wir werden dann anschauend erkennen, daß die Wurzeln dieser deutschen Eiche sehr tief reichen, daß er weit mehr als ein interessanter Zeitgenosse der Romantiker war.

Dieser Erkenntnis ist für geraume Zeit der Weg verbaut durch eine literarhistorische Arbeit, an der ich am liebsten ohne Wort vorbeiginge. Es ist die beinahe hundert Seiten umfassende Abhandlung von Friedrich Gundolf in der „Deutschen Vierteljahrsschrift für Literatur und Geistesgeschichte“ 1924 über „Schleiermachers Romantik“. Das Fördernde liegt höchstens in Einzelfragen, z. B. in der Kritik der Platoübersetzung. Die Haupterkenntnisse bedeuten einen argen Rückschritt, sie erscheinen als das Zeichen eines kranken Geistes. Die hohe ethische Kraft des Mannes wird frevelhaft mißverstanden. Wir trauen unseren Augen nicht, wenn wir lesen: „Man preist Schleiermacher als einen sittlichen Heroen und schmäht Friederich Gentz als einen Wüstling: das sittliche Lebensprinzip der Beiden ist dasselbe: Genuß des Alls.“ In der Geschichtsphilosophie sieht er die unsaubere Verquickung von Dialektik und Glaubensbekenntnis.

Die schärfsten Worte über die „anmaßliche Innerlichkeit“ dieses wahrhaft religiösen Mannes fallen bei der Besprechung der zweiten Rede über die Religion. Es heißt: „Die Grundschwäche seiner jungen Religionslehre tritt jetzt hervor, daß er die Religion in ein bloßes Erlebnis setzt, in das Subjekt, ohne ein Gesetz des Erlebens zu kennen . . .“ Die Literarhistoriker werden viel zu leisten haben, ehe sie diese Missetat vergessen machen. Sie war nur möglich, weil Gundolf kein Mitgefühl für diesen Religiösen aufbringen konnte, dessen Persönlichkeit soviel mehr bedeutete als die ungeheure Summe aller seiner Werke.

HANS JOACHIM MOSER

Der zweihundertfünfzigjährige J. S. Bach

Am 21. März rundet sich ein Vierteljahrtausend, daß dem Eisenacher Stadtpfeifer Ambrosius Bach ein Kind in die Wiege gelegt wurde, das dermaleinst nach der Meinung der Besten der größte Meister der abendländischen Musik geworden ist. Was ist von Sebastian Bach geblieben? Alles und nichts. Alles (soweit nicht vielleicht die Hälfte seiner Notenmanuskripte schon vor 1800 restlos zerfledderte und verscholl) — alles: in dem Sinne, daß solche einmal erklungene Riesenmusik nicht mehr aus dem Weltatem wegzudenken ist, und daß ihr Dasein, ob man sie nun musiziert oder nicht, mystische Strahlen aussendet. Es kommt bei Kunst solchen Formates — man denke auch an Palestrina — eigentlich nicht darauf an, wie vielen Liebhabern sie gefällt oder ob sie nur die hundert Musikhistoriker rühmen, ob es von ihr Monumental- und Volksausgaben gibt; ihre „Größe“ ist und bleibt eine absolute. Bach ist nicht so groß, als wie wir ihn dafür erklären — sondern wir sind so weit groß, als wir etwas von seiner Größe merken, spüren, unserem Bewußtsein zuzugestehen willig und fähig sind. Und wenn wir sagen: „nichts“ davon blieb — so sei damit schlaghaft umrissen, wie beschämend gering doch tatsächlich der Gebrauch ist, den unsere Volksgenossenschaft bisher von der Existenz solches Meisters (nicht Bachs allein, aber ganz besonders seiner) gemacht hat. Denn wenn „man“ zwar Karfreitags in die Matthäuspassion rennt und dafür Gründonnerstags die nach Johannes meist halb leer bleibt, wenn

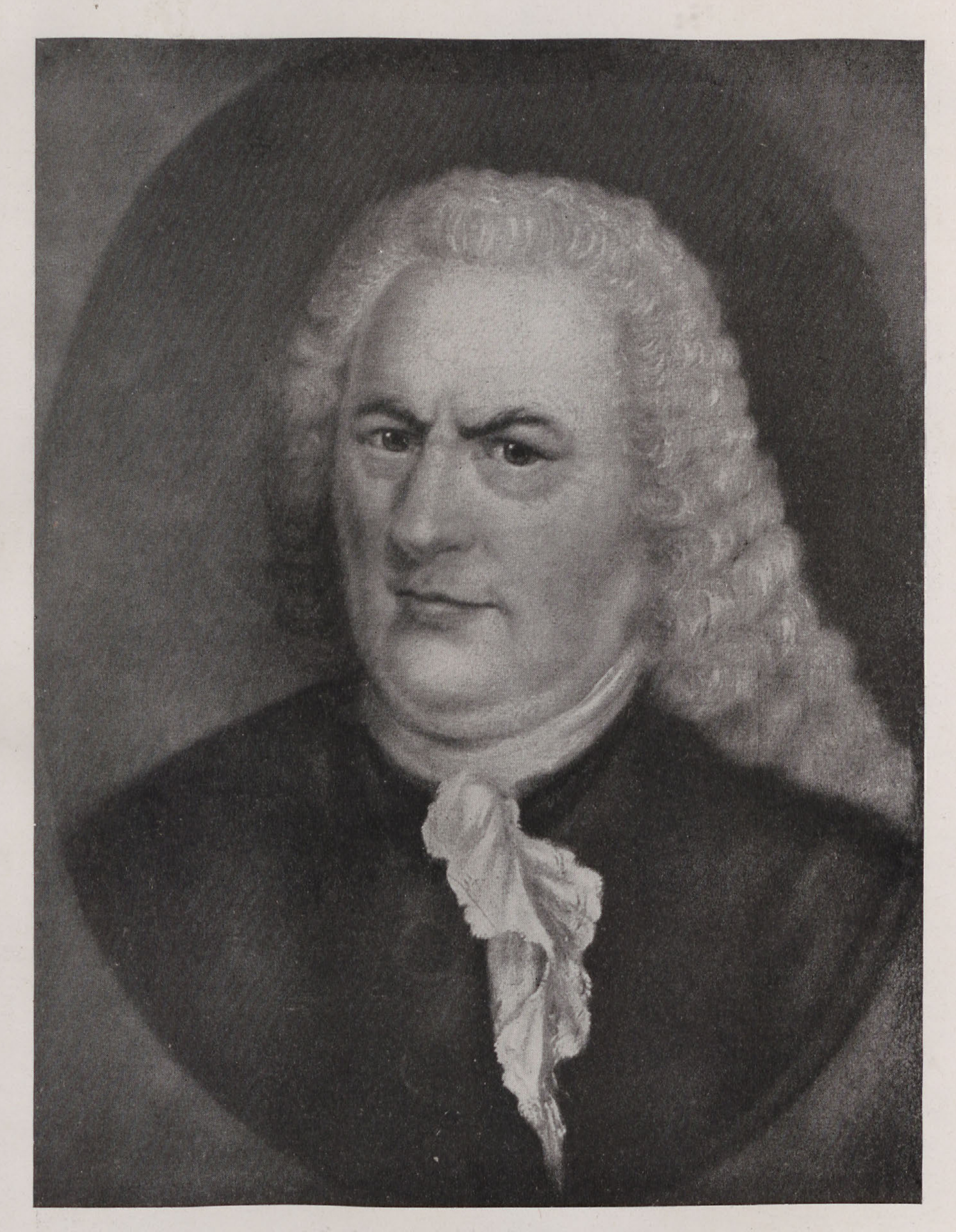
„man“ zwar gern in seinem Weihnachtsoratorium den Tannenduft schnobert, aber das „Wohltemperierte Klavier“ weithin ignoriert oder für eine Art trockner Etudenschule hält – Hand aufs Herz: was weiß man denn dann von Bach . . .?

*

Es gibt aus Bachs Frühzeit (von seinen Lebensstationen Lüneburg, Arnstadt, Mühlhausen und den ersten Weimarer Jahren her) eine Reihe von Werken, in denen er erst aus der herrschenden Tradition der Organisten Buxtehude, Pachelbel, Reinken, Böhm, der Vokalmeister Erlebach, Löhner, der Klaviziniſten Froberger, Couperin, Kaspar Ferd. Fischer probend und versuchend vorstieß. Aber alles, was er etwa von 1715 an, also seit seinem dreißigsten Jahre, in Weimar, Cöthen, Leipzig schuf, verdient das Wort seines großen Sohnes Philipp Emanuel, man „sei von dem Verewigten nur Meisterwerke gewohnt gewesen.“ Dies Erbe umfaßt immerhin siebenundvierzig Folianten der Gesamtausgabe, und jede Zeit hat sich aufs neue mit seinem Vorhandensein auseinanderzusetzen. Welche Forderung, diese noch zweihundert von einst rund fünfhundert Kantaten, die Messen, Passionen, Oratorien, Motetten, die Orchester- und Solokonzerte, die Suiten und Sonaten, die Orgeltokkaten, -präludien, -fugen, -choralbearbeitungen, und die grübelnden Spätwerke des Kontrapunkts: das „Musikalische Opfer“ und die „Kunst der Fuge“! 1750–1800 machte man sich's leicht: ein kleiner Kreis enthusiastischer Schüler trieb Geheimkult mit den Handschriften des „alten Leipziger Bach“, den die Außenstehenden als bloßen Orgelvirtuosen und ungeduldigen Thomaskantor rasch zu Grabe getragen hatten. Im nächsten Halbjahrhundert wurde Bach, dessen Schaffen nun in wagemutigen Einzelausgaben probeweis hervortrat, von der Romantik als wiederentdeckter „Dürer der deutschen Musik“, als gotischer „Dombaumeister der Fugen“ mehr beschwärmt und umahnt als wirklich erobert. 1850–1900 währte die Epoche des bedeutsamsten Besitzergreifens insofern, als vor allem W. Rust die Gesamtausgabe schuf und Ph. Spitta die grundlegende Bachbiographie schrieb, ja das ganze Jahrhundert vor ihm durch seine Schütz- und Buxtehudeausgaben und die Gründung der „Denkmäler deutscher Tonkunst“ musikphilologisch ausgrub und wiedergewann.

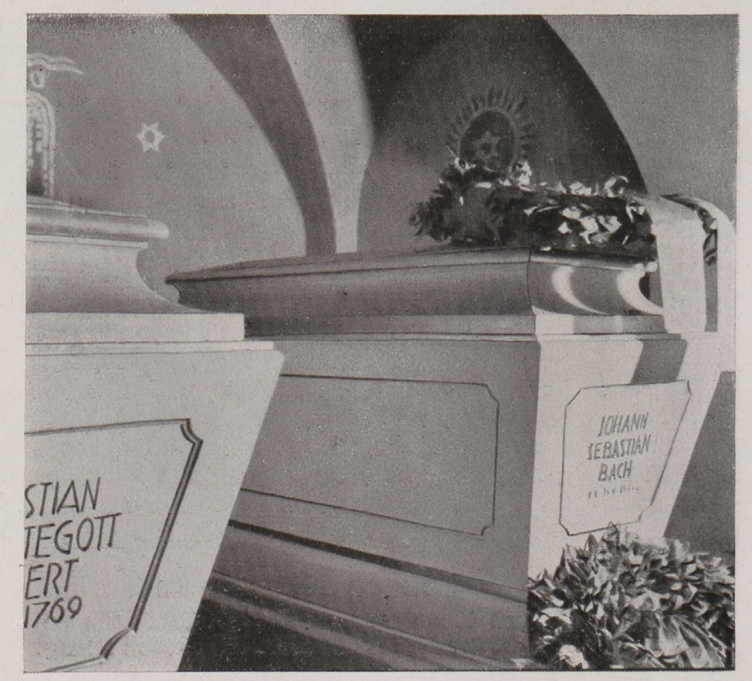
Nun mühen wir uns seit weiteren dreißig Jahren in und außerhalb der Neuen Bachgesellschaft um das schier erdrückende Vermächtnis. Schweitzer, Pirro, Wolfrum, Schering haben viel für eine Bach-Ästhetik getan, deren Grundzug das richtige Bestreben ist, Bach nicht bloß nach dem Geschmack der jeweiligen Gegenwarten beliebig aus- und umzudeuten, sondern erst einmal durch genauestes Kennenlernen seiner Tatbestände herauszuarbeiten, was er selbst gewollt und gemeint habe. Zum andern haben wir die großen (und viel zu wenig die kleinen!) Bachfeste, deren Mehrzahl allerdings der eigentlichen Bachgemeinde immer wachsend zur kleinen Verlegenheit wird. Denn die betreffenden Festdirigenten kommen meist nicht vom romantischen Subjektivismus los, Bach einzig so zu interpretieren, wie er sie „schön“ und „wirksam“, „ergreifend“ oder „monumental“ anmutet. An diesem Widerstreit scheiden sich nun einmal naturgegeben die Geister: die Musiker werfen den „anderen“ Historismus und Philologismus vor, die „anderen“ den Kapellmeistern das Gegenteil – und das ist gar nicht einmal schlimm, vielmehr sogar das einzig Fruchtbare, wenn beide Parteien nicht einfach aneinander vorbeireden und sich dann in nachträglichen Generalversammlungen aneinander ärgern, sondern wenn sie vor jedem Bachfest gemeinsam an den kommenden Aufgaben arbeiten. Denn nur ein dauerndes gegenseitiges produktives Ausgleichs-, Annäherungs-, Verfeinerungsverfahren beider Kreise kann uns das Bachbild vertiefen und jeweils immer lebendiger gestalten.

*



Johann Sebastian Bach
Nach dem Gemälde von J. G. Haußmann im
Besitz der Musikbibliothek C. F. Peters zu Leipzig

Johann Sebastian Bachs Geburtshaus in Eisenach



Der Sarg Joh. Seb. Bachs steht in der Gruft der Sankt Johannis-Kirche zu Leipzig neben dem des Dichters Christian Fürchtegott Gellert

Um welchen Widerstreit es da geht, wurde im Vorjahr einmal fast dramatisch beim Kölner Bachfest deutlich, und das eine Beispiel kann statt vieler anderen stehen: ein berühmter und großer Musiker spielte die „Goldbergvariationen“ auf dem modernen Konzertflügel – durchaus in der Perspektive des heutigen, seit Liszt üblichen Virtuosenkonzerts; dagegen revoltierten die Kenner und Liebhaber einer historisch vertieften Hausmusik: dies sei eine oberflächliche Leugnung der ganzen neueren Bachforschung – man dürfe auf den offiziellen Bachfesten nur noch die verinnerlichte, stilechte Cembalowiedergabe hören lassen. Beide Standpunkte sind berechtigt; der Klaviertitan darf sagen: hat Bach, der Förderer des Silbermannschen Hammerklaviers, nicht über den drahtigen Kielflügel mit allen Sinnen gerade in solchem Werk hinausgestrebt? Würde er nicht selig gewesen sein, dies oder die Chromatische Fantasie auf einem heutigen Bechstein auszutoben? Was sollen mir eure historischen Rekonstruktionen – selbst wenn ihr euch die Perücken der Barockzeit aufstülpt, könnt ihr euch nicht zugleich die Ohren und die Hirne von 1735 einsetzen, könnt ihr nicht innerlich los werden, was seither durch Mozart, Beethoven, Schubert, Brahms, Wagner, Pfitzner, Strauß geschehen ist! Die Gegenseite aber antwortet: gerade davon möchten wir ja durch intensivsten und stilgetreuesten Bachkult dasjenige loswerden, was bloßes Ästhetentum des 19. Jahrhunderts, was hochromantischer Artismus war; Bach auf dem Konzertflügel ist nun einmal eine Uminstrumentierung, ein vages Arrangement, von dem Bach nichts gewußt und nichts gewollt hat – wir wollen Bach hören und nicht, was sich unter ihm Herr X. im 20. Jahrhundert vorstellt.

Die gleichen Widersprüche eröffnen sich etwa bei der Aufführung der H-Moll-Messe oder der Passionen – die Durchschnittsmusikdirektoren nehmen ihre dreihundert Chorsänger als Norm und müssen dementsprechend das Bachorchester vervielfachen, bis es dagegen aufkommt (oder sie lassen es bequem, wie es dasteht, und dann wird es eben an entscheidenden Punkten nicht gehört); die zusätzliche Bachornamentik ist ihnen Hekuba oder sie lassen sie gar als „zopfig“ weg, um aus allen Problemen heraus zu sein . . . Die anderen aber reduzieren ihre Sängerschar auf das dem Bachorchester gemäße historische Maß und machen so vielleicht nur Bachs einstige Mitwirkenden-Not zur puritanischen Tugend – wer hat nun recht?

Auf das Rechthaben, auf endgültige Entscheidungen kommt es gar nicht so sehr an als darauf, daß diese Fragen überhaupt beiderseits gestellt, erwogen und mit Hingabe erprobt werden. Denn besser ein liebevoller Irrtum als eine gleichgültige Schlamperei, wie sie in Sachen Bachs noch so vielfach gang und gäbe ist. Hier liegt die Hauptaufgabe für die Bachpflege der Zukunft. Dazu gehört noch ein Zweites: daß man aus der oberflächlichen Gewohnheit hinausgelangt, immer nur die paar „berühmten Gipfelwerke“ zu wiederholen – die Kantatenwelt Bachs weist fünfzig oder achtzig Werke auf (man erinnere sich an Straubes Leipziger Reichssendungen), die genau auf der gleichen Höhe wie H-Moll-Messe und Matthäuspassion stehen! Also – man mache sich die Mühe, auch den „unbekannten Bach“ endlich zu entdecken. Weiter aber erobere man Bach für die Haus- und Kammermusik ganz anders als bisher. Die Inventionen und Klaviersuiten, die Violin-Cembalosonaten und die Klaviertokkaten sind kein gelehrter Kinderschreck, sondern bald innigste, bald witzigste, immer jedenfalls lebensprühendste Musik. Wieviel Gemütsbeglückung haben doch selbst die ehedem als „trocken“ verschrienen Altersgeheimnisse des „Musikalischen Opfers“ und der „Kunst der Fuge“ im letzten Jahrzehnt auszustrahlen begonnen!

*

Die Bachpflege steht heute unter günstigen Sternen. Nicht nur hat, wie in der Literatur- und der Kunstgeschichte so auch in der Musikhistorie, der deutsche Barock letzthin eine neue und endlich gerechtere Bewertung erfahren, so daß, was an Bach

ehedem als altertümlich-unmäßiger Zeitstil befremdete, heute eher als ein Reiz und eine Köstlichkeit mehr genossen wird. Sondern eine Bachstunde, ein Bachjahrhundert scheint auch ganz allgemein sich anzukündigen. Verpflanzte eine unkirchlich gesinnte Zeit Bachs liturgisch oder doch wenigstens religiös gebundene Werke aus dem Gotteshause auf das ihnen wesensfremde Konzertpodium, so sieht sie heute neuaufblühende Frömmigkeit wieder mit Freuden in der musikalischen Vesper von Gottes Wort umrahmt. Aber nicht nur der „Kantor" und „Organist" Bach, auch der „Konzertmeister" und „Kapellmeister" wird unter einem größeren Aspekt neu und stärker begriffen! Man spürt in den Dakapo-Arien und in der strengen Fuge, in den wundersam ausgewogenen Tonarten-Architekturen und im Zierstil seiner Ausdruckskoloraturen, daß dieser Meister unter Musik nicht leeres Formspiel, müßiges Tapetenmuster verstand, so daß nach ihm erst das „wahre Gefühl" in der Musik entdeckt werden mußte. Sondern wir spüren, daß bei ihm „Musik" noch unendlich viel größer als bloßes Menschenmaß gewesen ist, daß sie bei ihm zwar auch den ganzen Menschen mit Lust und Weh, Jubel und Zerknirschung in sich faßt, daß sie aber darüber hinaus bei ihm Sternensprache, Kosmosgesang, Gottesstimme ist. Und danach sehnen wir uns.

So bedeutet für uns und die Kommenden „Bachpflege" mehr als – was sie unentbehrlich auch und zunächst einmal sein soll! – getreuliches und gutes Musizieren seiner Werke. Sie bedeutet die greifbar nahe Möglichkeit und Forderung, in uns selbst die Teilhaberschaft an Bach zu entdecken und weithin auszubauen; damit aber: unser eignes Eingebautsein in den ewigen Urstrom der unter- und überirdischen Welt zu begreifen und Tat werden zu lassen.

G. H. NEUENDORFF

Lateinamerikanische Landschaft im Spiegel kreolischer Literatur

Heimat und Rasse sind die wichtigsten Inhalte der zeitgenössischen Literatur Lateinamerikas, soweit diese für das Ausland von besonderem Reiz und Wert ist.

Kennzeichnend für die lateinamerikanische Landschaft sind Steppe und Urwald, Stromland und Hochgebirge. Wie sie zum großen Teil noch der überzeugenden malerischen Darstellung entbehren, gab es bis vor kurzem auch nur wenige dichterische Bilder von ihnen, die aus dem eigenen Erleben ihrer Bewohner stammten. Zumal der Ausländer war meist auf Schilderungen aus der Feder fremder Reisender angewiesen, wenn er sich eine Vorstellung von dem seltsamen Kontinent machen wollte, der von jeher eine starke Anziehung auf die Phantasie Europas ausgeübt hat. Diese Schilderungen konnten richtig und genau, interessant, ja selbst poetisch sein, aber der geheimnisvolle Zusammenhang, der zwischen der bodenständigen Bevölkerung und der heimischen Landschaft besteht, fehlte natürlich. So erklärt es sich, daß bei der ersten Lesung lateinamerikanischer Heimatdichtung der Eindruck entsteht, man stehe vor ganz neuen Erkenntnissen.

Die unendlich vielgestaltige Seele der Heimat zu entdecken und den Augen aller Welt zugänglich zu machen, ist der amerikanischen Literatur vorbehalten gewesen.

*

Die europäischen, im besonderen die deutschen Vorstellungen und Maßstäbe versagen gegenüber der räumlichen Ausdehnung der argentinischen Pampa, der

venezolanischen Ljanos, der Urwälder Brasiliens und der Stromgebiete Südamerikas. 250 km breit . . . Berlin—Hannover . . . sind die Mündungen des Amazonenstroms und der zum Rio de la Plata vereinigten Flüsse Paraná, Paraguay und Uruguay. Über 5000 km lang ist der Amazonas, etwa die Strecke Gibraltar—Perm (am Ural), während der kleinere Paraná mit 3600 km „nur" von Gibraltar bis Smolensk reichen würde. Auch der Umfang der Anden, des mit 7000 km Länge (Wien—Kalkutta) und 900 km größter Breite (Köln—Breslau) gewaltigsten Kettengebirges der Erde, das im Akonkagua mit 7000 m die doppelte Glocknerhöhe erreicht, ist für unsere Verhältnisse unerhört.

Diese Riesengestalt von Berg und Strom, Wald und Ebene ist nicht das Wesen der Landschaft, aber sie enthält es und gibt es weiter. Maßgebliche Charakterzüge des Lateinamerikaners entstammen der großzügigen, widerspruchsvollen Natur seines Landes. „Menschenseele ist Widerschein der Heimaterde", hat der Argentinier Ricardo Gutiérrez in seinem episch-lyrischen Gedicht „El Gaucho" schon vor Jahrzehnten festgestellt. Aber der Kreole, obwohl eine viel „sinnlichere" Natur in des Wortes umfassender Bedeutung als der Mensch des Nordens, besitzt dennoch nicht ohne weiteres Blick und Empfinden des Deutschen für die Landschaft. Darum ist ihm z. B. das Wesen des Kamps erst in dem Augenblick ganz zum Bewußtsein gekommen, als die Kampromantik unter dem Andringen der modernen Zivilisation zu schwinden begann.

Freilich hat der La-Plata-Kamp immer die träumerische Wehmut gehabt, deren Entsprechung in der Seele der Bewohner die kreolische „tristeza" ist. Er war immer „einsam und öd, ewig grün, ewig unermessen und reglos, schweigend und nackt. Von Meile zu Meile ein Ombú*). Himmel und Erde. Unendlicher Raum**)". Aber was jene Wehmut schafft, ist doch erst in jüngster Zeit recht begriffen worden. Es ist, mit den Worten des uruguayschen Kamperzählers Montiel Ballesteros***), „das Fehlen alles Malerischen, was zerstreut, die ewige Wiederholung der grünen, blauen, grauen Farbtöne, der unscheinbare Tschingolovogel, der auf einem windzerzausten Dornbusch sitzt und ankündigt, daß er nun fortzieht." Es ist, nach den „Poemas Nativos", den „Heimatgedichten" des uruguayschen Lyrikers Fernán Silva Valdés†), „der eintönig brausende Wind im Fluge, wie ein großer, heiserer Vogel, mit Staubwolkenkropf", und, aller paar Meilen, ein Rantscho††), „geduckt wie ein großer Vogel mit gesenkten Schwingen. Auf die Knie gezwungen, wehrt er sich gegen den Wind, einzig geziert mit einer Nelke und einem Horneronest." Und dann die langen, trüben Nächte zur Regenzeit, wenn der Mond für Augenblicke sichtbar wird und auf den Stacheldrahtzäunen Eulen mit blinkenden Augen sitzen. „Weiße Flecke schimmern auf den Wassern der Niederung. Nachtfeuchte tränkt die Weiden und hängt in Tropfenketten an den Zäunen, zwischen denen sich der Weg hinzieht. Hin und wieder löst sich ein feiner, kalter Sprühregen vom Himmel. Nichts regt sich außer dem Rauschen des Grases. Kaum das ferne Brüllen eines Rindes, das Heulen eines Hundes. Völlig

*) Der charakteristische weichholzige Baum des Kamps.

**) R. Gutiérrez in der genannten Dichtung.

***) Zuletzt Konsul in Florenz, lebt jetzt wieder in Uruguay. Heimaterzählungen: Cuentos Uruguayos, 1920, Florenz; Alma Nuestra, 1922; Luz Mala, 1927; Montevideo y su Cerro, 1928. Kamproman: Castigo 'e Dios, 1930. Originelle Fabeln aus der heimischen Natur, Mustertexte der urug. höh. Schulen: Fábulas, 1928, und Nuevas Fábulas, 1932. Wie die meisten übrigen in Montevideo erschienen. Der eigentliche Vater der La-Plata-Kampgeschichte ist der Uruguayer Javier de Viena (†), bis 1920 etwa ein Dutzend Bände, z. B. Leña Floja, Montevideo.

†) Lebt als freier Schriftsteller in Montevideo. Werke: Agua del Tiempo, 5 Aufl. 1921—1930; Poemas Nativos, 3 Aufl. 1925—1930; Intemperie, 1930. Sämtlich in Montevideo erschienen, Los Romances Chúcaros, Buenos Aires, 1934.

††) Hütte.

schwarze Einsamkeit nimmt phantastisch drohende Gestalt an.“ So sieht Elias Castelnuovo, der „argentinische Maxim Gorki“, die heimische Landschaft*).

Den Gaucho, d. h. den schweifenden Hirten von ehedem, und den La-Plata-Kampmann von heute schlechtweg einen wehmütigen Träumer zu nennen, wäre falsch; aber sie sind es, unter anderem, auch. Das ist der Einfluß der Landschaft.

Verschieden von dem La-Plata-Kamp sind die kälteren Steppen Patagoniens, deren niedriger Graswuchs ungeheure Schafherden ernährt. Die Literatur scheint sie noch nicht entdeckt zu haben. Ihre Dichter aber haben bereits die im tropischen Venezuela gelegenen und sich westwärts in Kolumbien fortsetzenden riesenhaften Ljanos. Das weite Grasmeer dieser Steppe, in dem hin und wieder eine Mata**) dem Blick Ruhe gibt, das also nicht so einförmig ist wie der La-Plata-Kamp, verleiht das Gefühl schrankenloser Freiheit. „Niemand fühlt sich darin verlassen. Sonne und Wind werden unsere Geschwister. Man fürchtet sie nicht und flucht ihnen nicht.“ Darum liebt José Enrique Rivera, der kolumbische Steppen- und Urwalderzähler, die Ljanos um der Lebenskraft willen, die von ihnen ausströmt. „Die Morgenröte hob sich“, berichtet er in „La Vorágine“, dem großartigen Roman des „Grünen Goldes“, d. h. des Amazonaskautschuks***). „Ohne daß wir bemerkt hätten, seit wann, begann ein rosiger Hauch über das Gras zu strömen; wie ein leichtes Gewebe schwebte es in der Luft. Die Gestirne entschliefen in opalener Ferne; dann war es, als entbrenne der Horizont in leuchtendem Rot, als regne es Rubinen auf die Erde herab. Im Glanze des Morgens strichen Enten schreiend durch die Luft, schwebten Reiher langsam wie lose Flocken einher, flatterten smaragdgrüne Pagapeien und bunte Aras kreischend auf. Durch den weiten Mantel der Morgenröte drang der erste Sonnenstrahl, und dann rollte das Tagesgestirn, kuppelgroß und erhaben, zum Staunen von Tier und Mensch über die Ebene und rötete sie, ehe es sich zum blauen Himmel erhob. Und überall, aus Gras und blauer Luft, aus niederm Gebüsch und hohen Palmenwipfeln, strömte ein jubelnder Atem: Leben, Kraft, Liebe, Vorwärtsdrang!“

Riveras Schau der kolumbischen Steppe wird von dem venezolanischen Heimatdichter Rómulo Gallegos†) insofern ergänzt, als dieser einleuchtend und unaufdringlich das eigentlich Charakterbildende der Ljanos aufzeigt. Dabei wird offenbar, wie gegensätzlich sich das Bewußtsein der Freiheit, das die Steppe erzeugt, bei den Bewohnern auswirkt. Der Ljanero ist offenherzig und ehrlich, die Gefahren seines ungebundenen Lebens machen ihn hilfsbereit und bis zur Selbstaufopferung ritterlich; aber es gibt andererseits auch Menschen, bei denen die von der Natur des Landes geforderte Selbständigkeit und Handlungsfreiheit in kaum vorstellbarem Umfang zu verbrecherischer Willkür und Grausamkeit entartet. Oft genug führt das ungehemmte Schweifen im Graslande zu wilder Ausschweifung.

Weckt die Steppe männlichen Tatendrang, so läßt das Stromland in ruhige Betrachtung versinken. „Nichts, was dem träumerischen Wesen der kreolischen Rasse mehr entgegenkäme als die Schau auf den Paraná“, stellt der argentinische Romandichter Manuel Gálvez††) in seinen Bildern aus dem Vernichtungskriege gegen das

*) Geb. 1893 in Uruguay, lebt in Buenos Aires als freier Schriftsteller. Mehrfacher Literaturpreisträger. Werke: Tinieblas, seit 1923 wiederholt; Malditos, seit 1925 wiederholt; Entre los Muertos, 1926; Carne de Cañón, 1927; Larvas, 1929; Almas Perdidas, 1930; ein Band „Teatro“, 1930. Sämtlich in Buenos Aires.

**) Waldstück.

***) Deutsch von mir: Der Strudel. Leipzig, 1934.

†) Werke: Los Aventureros, Erzählungen, 1920; Reinaldo Solar, 1920; Doña Bárbara, bis 1930 4 Aufl.; La Trepadora, 1930, 3 Aufl. Sämtlich in Barcelona erschienen.

††) Arg. Schulinspektor. 1932 Nobelpreiskandidat. Lebt in Buenos Aires. Umfangreiches literarisches Werk: Lyrik, Kritik und Weltanschauung, Soziologie, Dramen, Übersetzungen, etwa ein Dutzend Romane, darunter die bekanntesten: La Maestra Normal, Nacha Regules, Miércoles Santo, Escenas de la Guerra del Paraguay, 3 Bde. Sämtlich in Buenos Aires erschienen.

kleine Paraguay fest. Diese Traumseligkeit aber hat, je nach dem Charakter des Stroms, einen grundverschiedenen Inhalt.

Heiter-erhaben das sanftbewegte Meer des Paraná bei Corrientes an der Grenze Argentiniens und Paraguays, düster die waldumdämmerten Ströme des Amazonasgebietes. Darum wohnt, nach Gálvez, ein beschauliches Behagen in der argentinischen Stromstadt, während, nach Rivera, den Reisenden im oberen Amazonastal Sorge und Todesahnung befallen.

„Wenige Ströme auf Erden, die so schön sind wie der Paraná. Es ist, als ob er es müde geworden sei, immer geradeaus vorzustoßen, und sich deshalb schlendernd landeinwärts wende. Bald aber schlägt er wieder den alten Weg ein, um nach hundert Metern das gleiche ziellose Spiel zu wiederholen." Gemahnt das nicht an die uralte kreolische Formel gleichmütiger Trödelei: „Paciencia, mañana?" Fährt aber Rivera den Metastrom hinab, so vollzieht sich in seinem Bewußtsein eine seltsame Umkehrung von Ursache und Wirkung: „Wie ein schwimmender Sarg trieb das Boot den Fluß hinab. Ohne Wellen zu schlagen und Schaumkronen aufzuwerfen, strömte der Meta stummtraurig dahin. Mir war, als sei es meine eigene Traurigkeit, was das Dunkel rundum schuf. Die Umrisse des ragenden Waldes, die unbewegte Wasserfläche, die Gestalten der Ruderer verschwanden in dem gleichen Schattenmeer."

Ist der Mensch der amerikanischen Steppe und des Stromlandes ein bildsames Kind der Natur, so wird er in Urwald und Hochgebirge leicht deren willenloser Spielball.

Der deutsche Wald ist seinen Bewohnern vertraut und befreundet; der Urwald bleibt ein ewiges, unheimliches Rätsel und ein gehässiger Menschenfeind. Rivera vergleicht ihn einem riesenhaften Friedhofe, dessen beängstigende, krankheitschwangere Dämmerstunden aus den letzten Atemzügen aller der Wesen gewoben zu sein scheinen, die in seiner Einsamkeit vergehen. Mißtrauen und Furcht erfüllt die Urwaldbewohner. „Hier tönen nur die Wechselchöre unermüdlich jammernder Frösche, panzern sich Hügel mit dornigem Gestrüpp, stinkt Stillwasser gen Himmel. Aus lockenden Schmarotzerblüten stürzen Bienen tot zur Erde; Blüten zucken wie in lustvollem Rausch; ihr Duft haftet an allem und bezaubert wie ein Liebestrank. Dringen die feinen Härchen einer Liane ins Auge, so erblindet man; die Berührung der Pringamosa ruft Hautentzündung hervor. Die kugelförmige Frucht des Kuruchú glänzt in allen Farben des Regenbogens und enthält nur beißenden Staub. Bei Nacht klingen unbekannte Stimmen auf; darauf folgen beängstigende Pausen tiefen Schweigens. Der Tod schreitet durch den Wald. Der Wald erfüllt den Menschen mit der Vorstellung ewig drohender Gefahr. Die Pflanzen sind empfindungsbegabte Wesen, deren seelische Beschaffenheit wir nicht kennen. Sprechen sie in diesen Einsamkeiten zu uns, so versteht unser Ahnungsvermögen, was sie sagen wollen. In ihrem Bereich werden unsere Nerven wie ein Bündel zitternder Saiten, das vor Überfall und Verrat warnt. Die Sinne verändern ihre Tätigkeit: das Auge fühlt, der Rücken sieht, der Geruch forscht, die Beine messen ab, und das Blut schreit: ‚fliehen, fliehen!'"

Überall in Lateinamerika ruft der Wald diesen Eindruck des geheimnisvoll Drohenden hervor. Rafael Barrett, der meisterhafte Schilderer der Yerba-Matepflanzungen in Paraguay*), gibt eine ähnliche Schilderung eines Waldwinkels am Rio Paraguay: „Wald ragt in wildem Durcheinander aus der Erde wie starre Verzweiflung. Die Stämme gleichen dicken, nackten Wurzeln. Sie recken vielfältige Glieder. Ungeduldig lauern sie, wo sie packen, umringeln, erdrosseln können. Hier

*) Lo que son los Yerbales, Buenos Aires, o. J. Vgl. Juan Guijarro, Barrett Sintético, Buenos Aires, 1930. Das innerargentinische Waldland schilderten erlebnismäßig Ricardo Rojas, Rektor der Universität Buenos Aires in El Pais de la Selva, 1925, und der Uruguayer Horacio Quiroga in mehreren Bänden spannender Kurzgeschichten.

ist das Leben ein reglos-furchtbares Labyrinth. Millionen Lianen hängen von wucherndem Laubwerk herab, umhüllen die Baumriesen, pressen sie an sich, ersticken sie. Todeshauch steigt vom Boden; der ist getränkt mit feuchtem Dunst und giftigem Moder. In den dunkeln Grotten der Baumkronen schimmert es hell wie Eishöhle: Dämmerung späht vom blassen Himmel ins Versteck des Todes."

So wird eine Waldwanderung zur Qual. „Unterholz, das immer stärker wird", erzählt der Nikaraguer Hernán Robleto*) von seiner Heimat, „hindert das Vorwärtskommen; die Gewehre verfangen sich in den Schlingpflanzen, die Kleider zerreißen, die Tragtiere kommen nicht weiter. Es ist heiß, obwohl die Sonne nicht durch die dichten Wipfel dringt. Der feuchte Boden ist mit gefallenem Laube bedeckt. Niemand bleibt zurück; denn auch mit geladenem Gewehr ist man der Gefahr ausgesetzt, von einem Puma angegriffen zu werden.

Einer hat plötzlich das Buschmesser geschwungen. An einem Baumstamm hängt etwas Dunkles, Faustdickes, das sich noch bewegt. Es ist der Kopf und ein Stück des Leibes der giftigen Tobobaschlange. Das kurze, dicke Reptil hatte träg unter dem Laub geschlafen. Der Mann zerhieb sie; da fuhr sie blindwütig in die Höhe und grub die Zähne in den Stamm eines nahen Gummibaums.

Ein anderer klagt über stechende Schmerzen im Unterarm; er hat purpurrote, veilchenblau umränderte Flecken, die wie Brand aussehen. Wurmmücken. Manche Moskitos legen unter die Haut eine Wurmlarve, die ungeheuer rasch wächst wie alles in diesen Breiten. In wenigen Stunden hat der Wurm eine Höhlung in das Fleisch gefressen . . ."

Ist es ein Wunder, daß diese Natur einen heißblütigen, heftigen Menschenschlag hervorbringt, der leichter beweglich und schneller erregbar ist als der Nordeuropäer und dessen ruhige Gelassenheit nur mit Erstaunen sieht?

*

Ist der Urwald die Zone der feuchten Hitze, so herrscht kühle Feuchtigkeit im guatemaltekischen Berglande von Cobán, das noch von reinblütigen Indianern bewohnt wird. Schon die spanischen Eroberer froren in dem kalten Bezirk, über dessen Amberbaumwälder, mit Ausnahme der „vierzigtägigen Sonne der Fastenzeit", ewiger Regen niedergeht. Carlos Wyld-Ospina aber, der rassenbewußte Schilderer dieser Gebirgswelt, stellt heute fest: „Aus dem hartnäckigen Nebel gewinnt der Bewohner des alten Tezulutlán eine schicksalergebene Traurigkeit, die von der Welt nichts erwartet. Dies Leiden an den Dingen sitzt sehr tief in ihm. Die Pracht des Frühlings genügt nicht, die stille Wehmut seiner Seele zu verscheuchen, wie ja auch die gesamte Sommerglut der Sonne nicht hinreicht, die eingeborene Feuchtigkeit des Bodens aufzutrocknen, in der das fruchtbare Geheimnis dieses Landes der zahllosen Götter schläft."**)

Schwach oder überhaupt nicht besiedelt ist die kalte Steinwüste der südamerikanischen Anden. Nur beherzte, todgewohnte Männer kreuzen sie, wenn der „Weiße Wind" der Lawinen droht. Der argentinische Heimaterzähler Juan Carlos Dávalos***) hat eine eindrucksvolle Darstellung von den Mühseligkeiten und Gefahren gegeben, denen die kameradschaftlich verbundenen Reseros ausgesetzt sind, die Viehtransporte von Argentinien über die Anden nach Chile geleiten. Der „Weiße Wind" bringt ihnen oft den „Weißen Tod". Nicht Heimat ist ihnen die Gipfelwelt, sondern ein grauenvoller himmelstürmender Wall, der sie von der Heimat scheidet.

*) Nikaraguensischer Geschäftsträger in Mexiko. Romane: Sangre en el Trópico, 1930; Los Estrangulados, 1933. Beide in Madrid erschienen. Das zweite Werk erscheint als „Gabriel Aguilar. Ein Bauernschicksal" im Nov. 1934 in meiner Übersetzung (Leipzig).

**) La Tierra de los Nahuyacas, Guatemala, 1933.

***) Gymnasialdirektor in Salta. — „El Viento Blanco", Buenos Aires, 1926, Los Gauchos, 1928, ebendort.

Das letzte Traumbild, das die im Urwald verirrten, fiebergeschüttelten Menschen sehen, soll ein riesiger blauer, in der Sonne leuchtender Schmetterling sein, der vor ihnen auf und ab gaukelt; wie dem einsamen Wanderer in den Anden der Tod naht, berichtet der peruanische Erzähler Ventura García Calderón*). Die Wolken am Himmel verwandeln sich für ihn in Lamas. „Ihr Rücken verschmilzt mit der unbestimmten Horizontlinie der Anden. Nun schluckten sie allen Schnee . . . wie köstlich das war! Noch nie hatte er Lamas tanzen sehen. Aber da: sie tanzten wirklich im Takte des Yarawitanzes. Der aufkommende Morgen trug über dem Prisma der Firnen die Farbe seines Pontschos. Als er spürte, daß ein dunkler Vogel über sein Gesicht strich, hob er die zitternde Hand, um den weichen Federschopf auf dem Vogelkopf zu liebkosen. Aber der Vogel breitete die gewaltigen Schwingen. Morgensonne blitzte vom Gefieder. Der Mann legte die Stirn auf den Sattel, lächelte und verlor das Bewußtsein. Der Kondor, der schon darauf gewartet hatte, setzte sich ihm auf den Kopf und hackte in die reglosen, offenen Augen**)."

Der Bewohner des Tieflandes flieht die erbarmungslose Welt des Hochgebirges. „Dann steht der berggewohnte Indio am Wege, kaut Kokablätter und lacht mit grüngefärbten Zähnen. Grüner Schaum steht davor." Mit diesem Hinweis auf den kaum verhohlenen rassischen Gegensatz zwischen den Zugewanderten und den Eingeborenen schließt der Venezolaner Arturo Uslar Pietri***) eine seiner abenteuerlichen Schilderungen aus den kolumbischen Anden.

Entschieden auf indianisch-rassischem Boden steht ein großer Teil der jüngsten Literatur Perus und Ekuadors. Sie zieht aus der unvergessenen Inkazeit der Hochanden Wert und Kraft und sucht die Eingeborenen nach jahrhundertelanger Brache durch rassische Erneuerung zu wahrer Kultur zu führen. Diesen Keswas und Aymarás, die in Montblanchöhe ihre Lamas weiden, ist die Kordillere die großartig erhabene Heimat, die sie mit allen Fasern ihres Herzens lieben. In den Hochtälern der Anden, wohin die Zivilisation des Küstenlandes kaum noch gedrungen ist, fühlt sich der Indio freier als in dem tiefer gelegenen Bezirk der kreolischen Großgüter†).

Hier lebt er zuweilen noch als unabhängiger Bauer: „Nach dem Intiwata, dem Morgengebet zur Sonne, wenn ‚Vater' Sonne hinter dem Apu Ausankati, einem riesigen Gipfel in der Nähe der uralten Inkastadt Cuzco, emporgestiegen ist, gehen die Landleute an die Arbeit mit den kräftigen Tschakitachljas, den Handpflügen. Das Bergland von Peru ist Bauernland††)."

An der Heimat geschult, haben ibero-amerikanische Beobachtung und Einfühlung mit Erfolg begonnen, sich auch andern Ländern zuzuwenden. Der Brauch, diplomatische Vertretungen an besonders befähigte Geistesarbeiter zu vergeben, schafft reiche Möglichkeiten, die Welt kennenzulernen.

So stammt die selbständige, an reizvollen Episoden reiche Schau auf Ägypten, Indien, Südeuropa und Peru in „La Sombra del Humo en el Espejo" (Madrid o. J.) aus den Konsularjahren des Verfassers Augusto d'Halmar, der als ein Meister des chilenischen Schrifttums geschätzt wird†††).

*) Gegenwärtig peruanischer Botschafter in Rio de Janeiro.

**) „Coca" Andenerzählung. In „La Sierra", Lima 1929. Deutsch in meiner Sammlung kreolischer Geschichten „Der Schatz der Mayas", Saarlouis 1933, Hausenverlag. D. Verf.

***) Legationsattaché in Paris. Roman: Las Lanzas Coloradas, Madrid 1930.

†) Vgl. die erregenden Erlebnisschilderungen aus dem Indianerleben von César Andrade y Cordero (Barro de Siglos, Cuenca, Ecuador, 1932) und Jorge Icaza (Barro de la Sierra, Quito, 1933).

††) Luis E. Valcarcel, Direktor des Nationalmuseums, Lima: De la Vida Incaica, Lima 1925, Ebendort: Del Ayllu al Imperio, 1926 und Tempestad en los Andes, 1927.

†††) Sein sorgfältig gearbeiteter, von scharfem, aber zartem psychologischen Verständnis zeugender Roman „La Pasión y la Muerte del Cura Deusto", Madrid, o. J., gibt ein ausgezeichnetes Bild der Stadt Sevilla und ihres Lebens.

Voll von treffenden soziologischen Beobachtungen und literarischen Ausblicken ist das westeuropäische Skizzenbuch „Latitudes“ (Quito, 1934) des ekuadorianischen Konsuls Jorge Carrera Andrade. Deutsche Leser wird darin besonders ein kurzer, zukunftsicherer Bericht aus Berlin fesseln.

Ein erstaunlicher Beweis für die südamerikanische Begabung, in fremde Wesensart einzugehen, ohne die eigene aufzugeben, ist der Roman „El Jardin del Amor“ des argentinischen Gesandten in Belgrad Alberto M. Candioti*). Diese Geschichte eines jungen damaszenischen Emirs aus dem 6. Jahrhundert der Hedschra ist als eine moderne „Tausendundeine Nacht“ reiner Orient. Arabische Zeitungen verbürgen die Echtheit der Darstellung; der europäische Beurteiler fügt hinzu, daß diese keinen wissenschaftlichen Ballast bedeutet, wie so oft in Romanen aus dem Orient, sondern so selbstverständlich wirkt, daß die vorangehenden genauen Studien von Geschichte, Land und Leuten nur zu ahnen sind. Der Verfasser hat als Generalkonsul in Beirut monatelang unter den Beduinen der arabischen Wüste geweilt, um an die Quellen heranzukommen.

*

G. H. Neuendorff hat in einer Auswahl indianische und kreolische Geschichten übersetzt und mit verständnisvoller Einführung begleitet: „Der Schatz der Mayas“ (Saarlouis, Hausen Verlagsg.). Hier sind alte Sagen mit modernen charakteristischen Erzählungen aus dem auch geistig stark aufstrebenden Südamerika geschickt vereinigt, sodaß als erste Einführung in die kreolische und indianische Literatur sich hier ein guter Führer bietet. — Der gleiche Verfasser hat im selben Verlage eine Erzählung veröffentlicht: „Sturm am La Plata“, die eine der vielen Revolutionen in Argentinien mit ihren Hintergründen und gründlicher Kenntnis Eingeborener- und Kolonistenpsychologie schildert. D. R.

PAUL WENTZCKE

Bedeutung und Entwicklung der deutschen Grenzen

Darstellungen der deutschen Grenzlande in ihrer geschichtlichen, wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Bedeutung besitzen wir in großer Zahl. Die letzten Jahre vor allem, die das Grenzgewissen in immer neuen Schlägen wachriefen, bereiteten einer werktätigen Teilnahme des ganzen Volkes den Weg. Deutscher Schutzbund, Deutsche Akademie, Volksbund für das Deutschtum im Ausland sowie nicht zuletzt die deutschen Zeitschriften unter Führung der „Deutschen Rundschau“ traten als Mahner und Warner hervor. In einem weiteren geopolitischen Rahmen hat das bekannte gleichbetitelte Buch Karl Haushofers die Funktion der „Grenzen“ behandelt. Über die mehr als tausendjährige Entwicklung der deutschen Staatsgrenzen dagegen gab es bisher keine abgerundete „Geschichte“. Der Leipziger Historiker Paul Kirn füllt die Lücke in wohlbegründeter, flüssiger Erzählung. Vom Vertrag von Verdun bis zur Schwelle der letzten Volksabstimmung im Saargebiet verknüpfen zwölf Abschnitte das Auf und Nieder unseres Schicksals.

Mit Recht wird schon die erste Grenzführung im Westen (843/880), in die die im letzten Heft der „Deutschen Rundschau“ behandelte „Teilung des Reiches“ mündet, als das Ergebnis eines erbitterten, wechselvollen Bruderkrieges gewertet. Weder sprachliche Verhältnisse noch Umfang und Art älterer kirchlicher und weltlicher

*) Buenos Aires, 1933. Eins der wenigen ibero-amerikanischen Werke, das durch gute buchtechnische Herstellung und eingestimmte Bebilderung angenehm auffällt.

Verwaltungsbezirke gaben die Richtung. Ähnlich wie im Spätherbst 1914 erstarrte mitten im Kampfe die Front. Im Osten dagegen war dem geschlossenen Siedlungsraum für Jahrhunderte noch ein breiter Gürtel mit tiefen Aufmarschräumen vorgelagert, die sich ganz langsam mit dem deutschen Staate verbanden. Schon im 10. Jahrhundert standen Sieg und Niederlage an Donau und Elbe in engster innerer Verbindung mit den Vorgängen an Maas und Schelde. Die zweite Stufe (bis zur Hochzeit der Staufer) zeigt eine gegensätzliche Entwicklung: während das Reich im Westen mit Burgund eine neue Flankendeckung gewann, brach die Ostgrenze zweimal (1066 und 1180) zusammen; Dänemark, Polen und Ungarn wurden ebenbürtige Gegner. Hier zuerst geht die Geschichte der deutschen Grenzen in die Darstellung der nord- und osteuropäischen Staatenwelt über, der Abwehrgürtel wird zur festgefügten Grenze. Vom Baltischen Meer bis zur Adria bestimmten fremde Königsgeschlechter im Werden und Vergehen Gewinn und Verlust der ersten, vom Volke getragenen Ausdehnungsbestrebungen. Der Zusammenschluß von Polen und Litauen (1386), den heute wieder großpolnische Ansprüche als erstrebenswertestes Ziel buchen, erschütterte die gesamte östliche Welt. Der Niederlage des Deutschen Ritterordens (1410/1466) folgte das Ende des hundertjährigen Krieges zwischen England und Frankreich, der dem rheinischen Raum unter „Kaisern aus verschiedenen Häusern" die Möglichkeit zur Ausbildung von Landesstaaten geboten hatte. Auf beiden Fronten bereitete sich im gleichen Jahr 1444 ein neuer Kampf vor: im Westen brachte die Schlacht an der Birs dank dem opfermutigen Widerstand von Städten und Bauern den ersten, auf den Strom selbst gerichteten französischen Vorstoß zum Stehen, im Osten ermöglichte der Sieg bei Varna den Türken den Einmarsch in das ungarische Glacis des Reiches.

Wiederum aber erleichterte ein retardierendes Moment den scheinbar unvermeidlichen Druck. Die Aufteilung des großburgundischen Staates, dessen Zangen bereits die Rheinlande völlig umfaßt hatten, gab zunächst wenigstens in Flandern und in der Freigrafschaft Burgund Deutschland eine erhöhte Flankensicherung. Die Auffassung, daß Kaiser Karl V. mit seiner staatsrechtlichen Sonderbehandlung der Niederlande bereits 1548 wertvollsten Reichs- und Volksboden preisgab, schätzt die Hilfe, die die deutsche Westgrenze durch die Aufrichtung der spanischen Herrschaft im Norden und Süden gegen die französische Ausdehnungspolitik erhielt, zu gering ein. Weit folgenschwerer war der Einbruch im Herzstück dieser Front: 1552 die Besetzung der Städte Metz, Tull und Virten, für kurze Zeit auch Kamericks, 1648 der Gewinn der lothringischen Bistümer sowie der habsburgischen Rechte im elsässischen Vorfeld. In diesem Westfälischen Frieden erst verzichtete das Reich auf die Eidgenossenschaft, während die Niederlande weiter „Neutralität, Freundschaft und gute Nachbarschaft" forderten. Die ungeheuer wichtige Rolle, die dem romanisch-deutschen Herzogtum Lothringen vom 16. bis ins 18. Jahrhundert zufiel, tritt in diesem Zusammenhang allzu wenig hervor. Auch die überaus geschickte Art, mit der französische Feldherrn und Staatsmänner ihrerseits die deutsche Westgrenze nun in einen Grenzsaum auflösen und mit immer neuen Festungssystemen zurückdrängen, verdient in dem hier besonders lehrreichen Wechselspiel zwischen Staat, Volkstum und Sprache eine eingehendere Behandlung. Die Stellung der Moselfeste Montroyal vor allem, die im Verlauf weniger Jahre den Seemächten Holland und England so bedrohlich wurde, daß man selbst Frankreichs Raub an Straßburg (1697) willig bestätigte, um die Schleifung jener gegen Nieder- und Mittelrhein gerichteten Werke zu erreichen, sei als Vorbild für die Behandlung der Saarfrage in den letzten Jahren erwähnt. Sehr erfreulich die Würdigung des von Österreich im Südosten geführten Kampfes, der 1683 in der Belagerung von Wien (zwei Jahre nach dem Fall Straßburgs und unmittelbar vor einem neuen Einfall Ludwigs XIV. in die Niederlande!)

seinen Wendepunkt erreichte und in der Vereinigung Ungarns mit den habsburgischen Erblanden der Festung Deutschland ein weiträumiges Glacis zurückgab. Das Schwergewicht der Verteidigung lag seitdem wieder im Westen: 1735 beziehungsweise 1766 Anfall des herzoglichen Lothringen an Frankreich, vorbereitet durch den polnischen (!) Erbfolgekrieg; 1789ff. die Eingliederung des Elsaß und der österreichischen Niederlande; 1801 die vertragsmäßige Festlegung der Grenze auf den „Talweg" des Rheins, unmittelbar danach Aufrichtung der deutschen Vasallenstaaten als Aufmarschgelände des napoleonischen Heeres und das Ende des Reiches. Das gleiche Jahrhundert brachte im Osten zunächst Grenzverbesserungen Preußens und Österreichs auf Kosten Polens beziehungsweise der Türkei sowie eine weiträumige Sicherung des deutschen Volksbodens im Süden, am Schluß der Epoche dagegen die Wiederaufrichtung Polens im Verbande des „Rheinbundes" und den Verlust des italienischen Grenzsaumes, bis der Wiener Kongreß den Deutschen Bund zum Hüter Mitteleuropas einsetzte, in Wahrheit Frankreichs wichtigste Teilerfolge im rheinischen Raum sicherte.

Die letzte Entwicklungsstufe endlich wird eingeschlossen von Sieg und Niederlage der Mittelmächte (1814/15 und 1918/19). Sehr wichtig der Hinweis auf „die unmerklichen Verschiebungen der Grenztatbestände in ruhigen Zeiten zwischen kriegerischen Ereignissen, in denen lang angesammelte Kräfte sich stürmisch entladen": 1840 und 1848 eine heut oft verkannte nationale Besinnung mit dem bewußten Eintritt des deutschen Volkes in den Grenzkampf im Norden (Schleswig-Holstein), am Rhein und in den „polnischen" Provinzen Preußens, aber auch in Südtirol, dessen Stellung als Mark deutschen Volks- und Staatsbodens allzu wenig beachtet wird; 1866/67 der klaglose Verlust Limburgs und Luxemburgs; 1871 der Gewinn Elsaß und Lothringens, 1890 beim Übergang von der europäischen Politik Bismarcks zur Weltpolitik der jüngsten Vergangenheit ergänzt durch die Erwerbung des wichtigen Helgoland. Der Vortritt des volksdeutschen Gedankens schließlich vor der Staatsräson in den Kämpfen um das nackte Dasein der deutschen und der österreichischen Republik endet die Entwicklung. In gewaltiger Rückschau stehen die „Grenzen" als Zeugnisse des deutschen Schicksals in der Geschichte. Wir danken dem Verlag für eine treffliche, der Größe des Gegenstandes würdige Ausstattung, in der zahlreiche mehrfarbige Karten sowie ein sehr nützliches Verzeichnis der wichtigsten Verträge über die Aufrichtung und Veränderung deutscher Grenzen dem Historiker und dem Laien treffliche Dienste leisten werden. Wir danken vor allem dem Verfasser für die Einführung in wichtiges Neuland, die anregend und zielsicher weiterer Forschung den Weg bereitet.

Literarische Rundschau

Neue Bildkarten

Die wissenschaftliche Landkarte gibt in Linien, Zeichen und Farben maßstäblich genaue Angaben, aber sie bleibt abstrakt und unlebendig. Neben ihr stand schon immer die Bildkarte, die die Landschaft bildhaft wiedergibt und einen plastischen Eindruck vermittelt. Sie gewinnt als Darstellungs- und Anschauungsmittel (Schule, Fremdenwerbung, Ausstellungen) zunehmend an Bedeutung. Dafür zeugen zahlreiche neue Versuche. Sehr sorgfältig und übersichtlich ist die auch künstlerisch schöne Bildkarte „Deutsches Land an der Saar" von Willi Harwerth*). Sie gibt die typischen Züge und Einzelbilder von Natur, Kultur und Wirtschaft und leitet eine Reihe von Bildkarten ein über die geschlossenen deutschen Volksgebiete außerhalb der Reichsgrenzen. — Sehr viel mehr ins einzelne geht der Bilderatlas „Deutschland" von Cläre With, von dem das erste Heft „Niedersachsen"**) vorliegt. Die wissenschaftliche Grundlegung und Allseitigkeit ist vorbildlich, die Karten und Zeichnungen sind, wenn auch oft skizzenhaft, sehr ansprechend und werden ihre pädagogische Wirkung auf die Jugend nicht verfehlen. Es ist

*) Verlag Grenze und Ausland, Berlin W 30 und Stuttgart 1934, RM. —.40.

**) Müller und J. Kiepenheuer Verlag, Potsdam 1933, kart. RM. 1.50.

zu hoffen, daß weitere Arbeiten auf dieser Linie folgen, die die Vorzüge dieser beiden Typen, Gründlichkeit und künstlerische Formung, vereinigen. Hans Pflug.

Heroische Politik

Das Heroische ist Wesensmerkmal der Politik überhaupt: diese These kennzeichnet die Schrift Wilhelm Rößles, Heroische Politik, (Jena, Eugen Diederichs.) „Der heroische Mensch nimmt den Geschichtswillen in seinen eigenen Willen auf unter Verzicht auf sein kleines Glücksbedürfnis." Unter Geschichtswillen wird hier das metaphysische und im Tiefsten Geheimnis bleibende Formprinzip verstanden, welches das menschliche Geschehen über eine bloße Abfolge „gleichberechtigter" Ereignisse hinaushebt, um es zu einer Kurve mit (geschichtsreichen) Höhen und (geschichtsarmen) Senken zu gestalten — in einer Art geschichtetem Verlauf mit (geschichtsnäheren) Oberstimmen und (geschichtsferneren) Unterstimmen. Der Gegensatz von geschichtlich und ungeschichtlich wird hier vollkommen ersetzt durch denjenigen von geschichtsnah und geschichtsfern: und hierin scheint mir die wirklich schöpferische und wertvolle Hauptleistung des Buches zu bestehen.

Politik aber ist die in menschliches Handeln übersetzte Geschichte; sie hat demgemäß dieselben „Dichtigkeitsgrade" und Rangstufen wie die Geschichte selbst. Diese These schlägt die Brücke zum Verständnis unserer Zeit. An sie schließen sich Ausführungen über die vieldeutigen Begriffe von Volk, Nation und Staat, über das Fortschreiten der Geschichte in Revolutionen, über den Liberalismus als den äußersten Gegensatz zur Politik und dergleichen mehr — alle unter dem Gesichtspunkte der Grundanschauung des Buches: Politik ist die Verwirklichung von Geschichte.

Was die Form der Darstellung anbelangt, so ist sie frei von jedem Pathos und lautem Fordern. Rößle schreibt von jener weltmäßigen Standhöhe aus, auf der auch andere als nur fachwissenschaftliche Erzeugnisse zu wachsen pflegen — z. B. künstlerische; es überkommt uns in seiner Nähe eine leise Erinnerung an J. J. Burckhardt. Möge seine neueste Schrift dazu beitragen, vielen das Verständnis der heutigen Zeit zu erschließen.

Friedrich Grave.

Politische Rundschau

Frankreich hat in folgerichtiger Fortführung der Paktpolitik, die durch Laval nur eine Änderung der Methoden, nicht aber der Grundidee erfahren hat, nach der Gewinnung Italiens England auf seine Seite gebracht. Der Staatsbesuch der französischen Minister in London führte zu einer vollen Übereinstimmung der beiden Länder. Die Londoner Verlautbarung, deren Text etwas reichlich viel Spielraum für diplomatische Auslegungen ließ, die nun als Schlußprotokoll die Richtlinien für weitere Verhandlungen bilden wird, zeigt deutlich die alten eingefahrenen Wege der französischen Diplomatie. Wir finden den Wunsch zum Ausdruck gebracht, das Deutsche Reich solle in den Völkerbund zurückkehren, dann wolle man über ein Rüstungsabkommen verhandeln, und dann werde man Pakte abschließen. Zwischen reichlich viel barocken Schnörkeln steht irgendwo auch ein Satz von der deutschen Gleichberechtigung und von freien Vereinbarungen. Daneben schwebt als neuer Pakt ein Luftschutzabkommen der Locarnomächte. Nimmt man diesen neuen Gedanken aus dem ganzen Gebilde heraus, so kommt man zu dem Schluß, daß eigentlich die Verhandlungen dort wieder anfangen sollen, wo sie nach dem Austritt des Reiches aus dem Völkerbund stehengeblieben sind.

Das Deutsche Reich hat auf die Londoner Mitteilungen geantwortet, daß es zu Verhandlungen bereit sei und von England zunächst eine weitere Stellungnahme erwarte. Nun sind die anderen am Zuge. Den Vereinbarungen von London entsprechend wollen sich die beiden Länder wegen der an das Reich zu erteilenden Antwort untereinander verständigen. Italien wird fortlaufend unterrichtet, Belgien ist als treues Anhängsel zu der Kombination alten Stiles inzwischen hinzugestoßen.

Zunächst bleibt abzuwarten, was der seit London um England vermehrte französische Block zu sagen haben wird, damit die Verhandlungen in Gang kommen, erst dann wird man sich ein klares Bild machen können, was zuerst und was später aus dem Londoner Protokoll in die Wirklichkeit umgesetzt werden soll.

*

In Frankreich und England wurde in den letzten Tagen von den Regierungen die Vertrauensfrage gestellt. Die Abstimmungen ergaben in beiden Fällen eine starke Mehrheit für die Regierung. Hat dies in Frankreich mehr innerpolitische Bedeutung, so ist der Abstimmung im Unterhaus größeres Gewicht beizumessen. Sie zeigte, daß die linke Arbeiterpartei sehr schwach und die konservative Opposition

nicht gefährlich ist. Besonders im Hinblick auf die Behandlung der Indiengesetze im Unterhaus ist diese Tatsache wichtig. Die Vorlage der Regierung, die bereits zwei Lesungen hinter sich hat, wird vermutlich ohne besondere Veränderung angenommen werden. Tritt sie in Kraft, so beginnt damit ein neues Kapitel in der Geschichte Indiens. Wir haben uns mit der indischen Frage oft befaßt und auf Grund einwandfreier Beobachtungen festgestellt, daß ein Bruch zwischen Großbritannien und Indien nicht wahrscheinlich sei. Indien befindet sich auch heute noch auf dem Wege einer stetigen Evolution, sein maßgebendster Führer Ghandi ist allen gewaltsamen Loslösungsbestrebungen aus dem britischen Empire abhold, weil er die inneren Schwächen des indischen Staatenblockes kennt. Er hat mit dem passiwem Widerstand seine Erfolge erzielt. Nach der neuen Verfassung wird auch für die Führung Ghandis eine Zeit der Schwierigkeiten kommen, da mit Einflüssen von außen gerechnet werden muß, die auf revolutionäre Lösungen zusteuern. Für Südafrika werden nach der indischen Autonomie Überraschungen nicht ausgeschlossen sein, die dortigen Inder sind schon heute so stark, daß sie einen beachtlichen Machtfaktor bedeuten.

*

Im Hinblick auf die Spannungen in Afrika, die geflissentlich von der Presse Englands und Frankreichs nicht erwähnt werden, halten wir das italienische Unternehmen in Abessinien für verhängnisvoll. Italien wird — daran zweifeln wir nicht — mit Maschinengewehren und Fliegerbomben sehr bald den Zustand erreichen, den es im Interesse seiner kolonialen Machterweiterung für notwendig hält. Darauf aber kommt es nicht an. Die Mißstimmung gegen die Europäer wird wieder vergrößert und dadurch die nicht mehr zu leugnende Spannung in dem schwarzen Erdteil verschärft werden. Dazu kommt, daß in Abessinien japanische Interessen durch Italien berührt werden. Sollten sich hieraus auch keine akuten Störungen der Weltlage ergeben, was heute noch nicht einmal feststeht, auf die Dauer wird der gelbschwarzen Verbindung Vorschub geleistet. Es scheint so, als brauche Italien nach dem eigenartigen Geschäft mit der französischen Demokratie einen billigen Lorbeerkranz. Mussolini wird vielleicht in seinem eigenen Lande Anerkennung finden, der weißen Rasse leistet er durch seinen Angriff bestimmt keinen Dienst.

Japan hat in Rom vorerst durch eine einfache Demarche auf seine Interessen aufmerksam gemacht. Dieser Schritt ist, abgesehen von den unmittelbar berührten Fragen, auch deswegen sehr beachtlich, weil wir hier erstmalig feststellen müssen, daß Japan in einer europäischen Hauptstadt in einer afrikanischen Kolonialfrage interveniert. Die Erfinder des Versailler Vertrages werden wohl recht erstaunt sein, daß sie so bald schon in einem Erdteil, den sie als eigene Domäne betrachtet hatten, einen Fremdkörper auftreten sehen, der allerdings seit dem europäischen Krieg recht bedeutend wurde. Wir wollen in diesem Zusammenhang noch erwähnen, daß in Gdingen eine japanische Handelsfaktorei aufgemacht werden soll. Damit wird in Osteuropa eine Eingangspforte für japanische Waren geschaffen, die sich bald bemerkbar machen wird.

*

In Ostasien stehen wir vor einer Entwicklung, die Japan eine neue Möglichkeit zu geben scheint, seine asiatische Großraumpolitik um ein gutes Stück vorwärts zu treiben. Japan hat China die Zusammenarbeit angeboten. China soll Hilfe zur Beseitigung der bolschewistischen Einflüsse erhalten, dann soll es den Fremden die offene Tür sperren und durch Japan in seinem Gebietsumfang geschützt werden. Das Angebot sieht nach guter Vorbereitung aus und wird von maßgebenden Chinesen durchaus nicht so rundweg abgelehnt, wie man in London und Washington gern gesehen hätte. Weder Amerika noch die Westeuropa-Staaten, England an der Spitze, können heute noch im Zweifel darüber sein, daß der panasiatische Gedanke greifbare Gestalt annimmt und daß sich dort ein durch Hunderte von Millionen Menschen untermauerter Großraum bildet, der alsbald in der Weltpolitik von überragendem Einfluß sein wird. Die Verlagerung der weltpolitischen Dynamik in den Osten der Erde macht so erhebliche Fortschritte, daß die Vorgänge in Europa anfangen, die Bedeutung der Kämpfe zwischen den Stadtstaaten im alten Griechenland anzunehmen.

Amerika hat zu den japanischen Vorschlägen an China bereits Stellung genommen. In einer offiziellen Auslassung des Staatssekretärs des Äußern wurde erklärt, daß Amerika an den Washingtoner Verträgen und dem Grundsatz der offenen Tür in China festzuhalten wünsche. Wir finden also Amerika in einer den japanischen Interessen vollkommen entgegengesetzten Ausgangsstellung, glauben allerdings, daß Amerika nicht stark genug sein wird, der panasiatischen Bewegung unter japanischer Führung einen dauernd widerstandsfähigen Damm entgegenzusetzen. In der erwähnten Erklärung wurde die Freundschaft zu Großbritannien besonders unterstrichen. Schließlich sind die Angelsachsen aufeinander angewiesen und können nur in inniger Zusammenarbeit noch eine Stellung

halten, die vor 1914 überhaupt nicht als gefährdet angesehen wurde. Europa wurde in der Erklärung mitgeteilt, daß man in Washington bereit sei, alles zu tun, um den Frieden zu erhalten. Es wird auf den Kelloggpakt hingewiesen und auf die Tatsache, daß die Vereinigten Staaten ihre Stellung als neutrale Macht dahin umschrieben hätten, die Einfuhr von Kriegskonterbande in die kriegführenden Länder zu unterbinden. Schließlich wird Europa bescheinigt, daß man von drüben aus nur den ganzen Erdteil sehe und nicht die Bewegungen, die innerhalb Europas vor sich gehen. Amerika sieht eben in der Außenpolitik nur die großen Räume, kann als Großraummacht kein Verständnis aufbringen für so kleine Ländchen wie z. B. Litauen oder die Tschechoslowakei. Für die Kleinen mag das wenig tröstlich sein, es war aber sicher heilsam, daß ihnen einmal aus der Weite gezeigt wurde, wie bedeutungslos sie sind, wenn von Fragen der Weltpolitik gesprochen wird.

*

Es wirkt nach außen hin bei der oben skizzierten Entwicklung in der Welt geradezu komisch, wenn Herr Benesch in der ungarischen Zeitung „Az Est" ein Interview gibt, in welchem er seine Stellung zu der ungarischen Revisionspolitik festlegt. Derlei Dinge gehören doch heute schon zu den „querelles européennes", über die man in der Welt draußen zur Tagesordnung übergeht. Man mag sich in Prag heute noch für den Nabel der Welt halten, die Großraumbeherrscher haben andere Sorgen, als die ehemaligen Tischgenossen aus der schönen Nachkriegszeit glauben möchten, wo man meinte, mit der Niederwerfung der Mittelmächte für die nächsten Jahrzehnte Ruhe und Reichtum gesichert zu haben. Freilich dürfen die Bewegungen der Kleinen im Reiche nicht unbeachtet bleiben, sie müssen allerdings heute anders rubriziert werden als noch vor kurzer Jahresfrist, da sich die Umgruppierung in der Weltpolitik rascher vollzieht, als es früher schien.

Wir erwähnen in diesem Zusammenhang auch die langsam fortschreitende Blockbildung der kleinasiatischen Staaten. Persien, das jetzt Iran genannt sein will, scheint mit der Türkei, Afghanistan und Arabien in eine Art Freundschaftsbund gelangen zu wollen, der als Raum- und Wirtschaftszentrum seine Bedeutung haben kann. Als Kristallisationspunkt dürfte Teheran gelten; gefördert wird die Entwicklung von Moskau aus. Es darf nicht vergessen werden, daß Persien und die arabischen Länder unermeßliche Vorräte an Petroleum besitzen und vorläufig noch die Angelsachsen in erster Linie die Nutznießer dieser Bodenschätze sind. Persien ist unter russischem Einfluß langsam den Briten entglitten, England kann die jetzt vor sich gehende Annäherung unter den arabischen Staaten als einen Verlust buchen, der sich heute gewiß noch nicht auswirkt, aber in Zukunft Bedeutung erlangen wird. Die Politik Rußlands hat hier keine bolschewistische Aufmachung, das Spiel, das hier zurechtgemischt wird, gehört in rein imperialistische Partien.

*

Die Beziehungen zwischen Moskau und Washington haben sich erheblich abgekühlt. Der äußere Anlaß war die Haltung Moskaus in der Frage der alten zaristischen Schulden, die in für Amerika nicht ausreichendem Maße anerkannt werden sollten. Durch die Taktik der Bolschewiken wurde eine Stimmung ausgelöst, die — wie uns Beobachter der inneren Lage in Amerika erzählen — unter der Oberfläche schon vorhanden war. Ein kleiner Anlaß genügte, um sie zum Durchbruch kommen zu lassen. Amerika kämpft einen zähen Kampf um seine Verjüngung und Auffrischung. Da sind vielen guten Amerikanern die ewigen Zersetzungsmethoden der Bolschewiken ein hassenswertes Widerstandsmoment für den inneren Frieden, zumal die Negerfrage, die von Moskau aus gefördert wird, anfängt, den Yankees Kopfschmerzen zu bereiten.

*

In Holland, das ja bekanntlich auch seine Sorgen hat und deswegen seine Rüstung verstärken soll, hat ein Abgeordneter der Kammer die Regierung darauf aufmerksam gemacht, daß die Rüstungsindustrien verschiedener Länder finanziellen Einfluß auf ausländische Zeitungen hätten. Die dadurch bedingte Abhängigkeit der Zeitungen wird bekanntlich für das Rüstungsgeschäft ausgenutzt. Der Abgeordnete fragte, ob etwa in Holland auch solche Zeitungen vorhanden wären, und forderte ein Pressegesetz, das die Zeitungen zur Offenlegung ihrer finanziellen Verhältnisse zwingen soll, um die Korruption durch die Rüstungskonzerne zu verhindern. Der Gedanke ist nicht schlecht; wir glauben allerdings nicht, daß er in die Praxis umgesetzt wird. Die Schecks mit Unterschrift von Schneider oder Armstrong werden auch dann in den Bilanzen der Boulevardpresse in Paris nicht zu erkennen sein, wenn die Gewinn- und Verlustrechnung der Jingopresse Verluste zeigen sollte, die solche Blätter zum Eingehen zwingen müßten. Die Laufbahn der goldenen Kanonenkugeln wird eben noch verschlungener sein als heute, so daß man zwar ihren Anfang, nie aber Zwischenstationen und ihr Ende erkennen wird. Reinoldus.

Vor dem Schnellrichter

Auf dem 7. Sowjetkongreß

wurde die fast völlige „Liquidation" des Bürgertums und der selbständigen Berufe in Rußland festgestellt: unter 168 Millionen Menschen seien noch 174000 „Bürgerliche" und 149000 „Kulaken" (selbständige Bauern mittleren Besitzes) vorhanden. Welch tiefgreifende soziale Umschichtung insgesamt im Sinne der Proletarisierung stattgefunden hat, ergibt sich daraus, daß im Vorkriegsrußland rund 17 Millionen „Kulaken" lebten und die Zahl der Industriearbeiter, die 1914 rund 6 Millionen betrug, heute 42 Millionen ausmacht.

In diesen Zahlen, die nach kommunistischer Auffassung den „Fortschritt" der Entwicklung verkünden, deutet sich das ganze Ausmaß der russischen Ernährungskatastrophe, der ungeheuerliche Tatbestand, daß in den ehemals reichsten agrarischen Überschußgebieten der Welt die bodenständige Bevölkerung seit vielen Jahren dem Dauerzustand des Hungersterbens ausgesetzt ist. Um die Armee, die Städte und Industriezentren halbwegs ernähren zu können, wurde dem Lande mit der Beschlagnahme der Ernten auch noch das Existenzminimum zum Leben genommen, mit der zwangsläufigen Folge, daß die Ernteerträgnisse selbst von Jahr zu Jahr absanken und nun im kommenden Frühjahr eine Hungersnot droht, die die von 1933 noch übertreffen soll. Millionen starben bereits den Hungertod, Millionen erwarten ihn. Und inmitten der Hungergebiete liegen die rußlanddeutschen Siedlungen, deren Bewohner zudem am schwersten von der Kollektivierung und der Verfolgung durch die Sowjetorgane heimgesucht worden sind. Eine deutsche Volksgruppe steht vor ihrer Vernichtung! Die internationalen und interkonfessionellen Hilfsorganisationen für die Hungergebiete in der Sowjetunion haben durch einen Aufruf erneut auf die grauenvolle Tragödie hingewiesen, die sich in Rußland im Zeichen des Massensterbens vollzieht, und im Namen der Nächstenliebe eindringlich an alle Staaten und Völker appelliert, sich in gemeinsamer Solidarität zusammenzufinden und das Mögliche zu tun, die Katastrophe zu mildern, Wird ihr Ruf Gehör finden? In nichts offenbart sich die moralische Zerrüttung dieser Welt mehr als darin, daß die Träger des Systems, das diese Tragödie verschuldet hat, ja, sie bewußt fördert, wohl aufgenommen und gut genährt am Genfer Ratstische im Kreis der Nationen sitzen.

Die Ritenkongregation

am Vatikan hat in einem Dekret ein günstiges Urteil über die beiden Märtyrer der englischen Reformation, Thomas Morus und Kardinal Johann Fisher abgegeben, das vom Papst bestätigt worden ist. Im Mai ist die Heiligsprechung der beiden Seligen zu erwarten. Morus, der große Humanist und Lordkanzler Königs Heinrich VIII., wurde hingerichtet, weil er sich weigerte, den Eid auf ein vom Parlament beschlossenes Gesetz zu leisten, das die Scheidung des Königs von Katharina von Aragonien aussprach und zugleich die Nationalisierung der Englischen Kirche unter der geistlichen Oberhoheit des Königs dekretierte. Kardinal Fisher verfiel dem Beil aus demselben Grunde. Vor den Richtern des Königs sprach Morus die berühmten Worte: „Es gibt kein Gesetz auf der Welt, kraft dessen man einen Mann strafen könnte, der sich nicht äußern will. Unsere Worte und Taten gehören unter eure Rechtsprechung, unsere geheimen Gedanken einzig vor Gottes Richterstuhl."

Zu gleicher Zeit sind Bemühungen im Gange, den großen englischen Scholastiker Duns Scotus, der im Range Thomas von Aquino gleichzustellen ist, zu kanonisieren und darüber hinaus seine Erhebung zum „Kirchenlehrer" zu erreichen. Das wäre eine ganz ungewöhnliche Ehrung, denn die Kath. Kirche kennt im ganzen nur 28 Kirchenlehrer, einschließlich der Kirchenväter der ersten christlichen Jahrhunderte; darunter sind zwei Deutsche: Albert der Große und Petrus Canisius.

Ohne Zweifel spielen hier die Bestrebungen des Vatikan wie Bemühungen englischer Kreise eine Rolle, die Englische Hochkirche und die Römische Kirche weiter einander anzunähern. In der Nachkriegszeit haben diese Bemühungen um die Union einen verstärkten Impuls erfahren; kennzeichnend dafür sind die informatorischen Besprechungen, die der verstorbene Kardinal Mercier in den ersten Nachkriegsjahren aufnahm. Ein katholisierender Zug ist, wie auch anderswo, in England unverkennbar. Der jetzt regierende Papst, Pius XI., hat die Zeichen der Zeit verstanden und sich als Hauptaufgabe die Arbeit an der Wiedervereinigung der Kirchen gestellt. Mit einiger Spannung sieht man darum auch den nächsten Sitzungen des Konsistoriums entgegen, die wohl die neuen Kardinalsernennungen bringen werden. Der Tod hat Lücken in das Kardinalskollegium gerissen, die sich nach dem Hinscheiden des englischen Kardinals Bourne empfindlich bemerkbar machen.

Die italienische Presse

fordert wieder einmal in hysterischem Chor den Sturz des Waltherdenkmals in Bozen. Anscheinend fürchtet sie, daß der angebliche Ahnherr der Faschisten, Drusus, dessen Standbild auf der gleichnamigen Brücke in Neu-Bozen feierlich errichtet werden soll, keine Ruhe finden wird, solange in der alten Stadt der deutsche Minnesänger seinen ehrwürdigen Platz behauptet. Anscheinend hat sie aber auch vergessen, daß es zu den Regierungskünsten der alten Römer gehörte, den Völkern, die ihrer politischen Gewalt unterstanden, ihr Eigenleben zu belassen. Desgleichen besaßen die alten Römer ein feines Gefühl, Würde zu zeigen und Lächerlichkeit zu vermeiden. Wie stark ihren angeblichen Nachfahren auch dies Gefühl verlorengegangen ist, bestätigt als sinnfälligstes Beispiel nicht zuletzt der Senator Tolomei, der Vater all der kläglichen Methoden, mit denen dem unglücklichen Lande Südtirol die Segnungen der „römischen" Herrschaft aufgezwungen werden. Dieser Senator brachte es vor etlichen Jahren sogar fertig, der Stadt Straßburg den Vorschlag zu machen, dem Drusus, der die „Germanen überwand", im Zeichen der „gemeinsamen Latinität" gleichfalls ein Denkmal zu setzen, auf daß diese Latinität sowohl in Bozen wie in Straßburg ihre Herrlichkeit offenbare. Die braven Straßburger ließen dies Ansinnen, das mannigfaches Kopfschütteln bei ihnen erzeugte, auf sich beruhen. Der französische „Temps" aber griff nunmehr die Angelegenheit wieder auf und fragte bescheiden, ob nicht jetzt der rechte Augenblick zu solcher zwiefachen Ehrung des Drusus gekommen sei. Auch dem „Temps" dürfte in der Begeisterung für die gemeinsame Latinität das Gefühl, daß Lächerlichkeit tötet, geschwunden sein. Zugleich aber hat er sich die Folgerungen seines Antrages kaum überlegt. Denn genau so wie der Drusus in Bozen nach italienischer Auffassung für das „historische Recht" Italiens auf den Besitz des deutschsüdtiroler Landes zeugt, genau so würde der Drusus in Straßburg für das „historische Recht" der Italiener nicht nur auf den Besitz des deutschen Elsaß, sondern auch Frankreichs zeugen, mußten die Römer ja erst Gallien unterwerfen, ehe sie überhaupt nach Straßburg kommen konnten. In einem aber irren sich sowohl die Italiener wie ihr französischer Fürsprecher: weder im Elsaß noch in Tirol war die sogenannte Latinität jeweils stark genug, das Erbe des Drusus zu sichern. Und auch das persönliche Schicksal, das diesem Feldherrn in Germanien zuteil wurde, kennzeichnet den „Ewigkeitswert" angeblicher historischer Rechte.

Ein Gerücht

wollte dieser Tage wissen, Professor Friedrich Heiler (Marburg) sei in den Schoß der katholischen Kirche zurückgekehrt. Heiler dementiert diese Nachricht. Er und seine Bewegung stehen auf der Grundlage des Augsburgischen Bekenntnisses, trotz anscheinend katholisierender Tendenzen. Die „Evangelisch-katholische Eucharistische Gemeinschaft" hat in einer Denkschrift, die sie im August 1933 dem Preußischen Oberkirchenrat einreichte, ihren Willen deutlich gemacht. Darin heißt es: „Die Evangelisch-katholische Eucharistische Gemeinschaft ist erwachsen aus der Erkenntnis, daß die evangelische Kirche Deutschlands durch den fortschreitenden Abbau des kultischen und sakramentalen Lebens wie überhaupt der kirchlichen Sitte und durch die ebenso fortschreitende Relativierung des Dogmas und der kirchlichen Ordnung andererseits schweren Schaden gelitten hat an ihrer Substanz selbst." Sie fordert darum: erstens Besinnung auf das Dogma, zweitens Wiederherstellung des Gottesdienstes, drittens Rückkehr zum kirchlichen Amt in seiner vollen ursprünglichen Form. Sie fußt also auf der wirklich katholischen Tradition im Luthertum. Denn das Luthertum hatte durchaus noch alles das, was zum Wesen der Kirche gehört: das Mysterium der Eucharistie, das Amt in der apostolischen Nachfolge, das apostolische Lebensideal, die große ökumenische Gemeinschaft.

Diese Thesen verfocht in unseren Tagen zuerst die 1918 in Berlin von evangelischen Pfarrern gegründete „Hochkirchliche Vereinigung", in die Prof. Heiler eintrat und deren Vorsitz er von 1929 bis 1933 führte. Heiler suchte auch der Forderung der apostolischen Nachfolgeschaft praktisch nachzukommen: er ließ sich von drei schismatischen Bischöfen, deren successio apostolica aber zweifelsfrei ist, zum Bischof weihen. Und er weihte nun auf Grund der so gewonnenen apostolischen Weihegewalt die Priester der Hochkirchlichen Vereinigung; nicht ohne Widerspruch des Evangelischen Oberkirchenrats in Berlin. Aus der Vereinigung wuchs die „Evangelisch-katholische Eucharistische Gemeinschaft." Sie kehrte zur altchristlichen Siebenzahl der Sakramente zurück und zur allsonntäglichen Eucharistiefeier der ganzen Gemeinde. Wie denn die „Confessio Augustana" betonte, sie wolle in keinem Punkte „von der katholischen Kirche abweichen", sondern wolle nur die „Mißbräuche" abschaffen, „die neu sind und gegen den Willen der kanonischen Urschriften infolge einer Fehlentwicklung Aufnahme gefunden haben". Die Canones der alten Kirchen aber kennen sowohl das apo-

stolische Amt und die Ordination wie die Eucharistiefeier und die sieben Sakramente. Eine gleichgerichtete Entwicklung nimmt die sogenannte Oxfordbewegung in der anglikanischen Kirche.

Was wollen nun Prof. Heiler und seine Gemeinschaft? Sie wollen sicherlich kein neues sektisches Kirchengebild schaffen, sondern einer kirchlichen Einigung den Weg und die Form vorzeichnen, wenn wir richtig sehen. Ihre praktische Arbeit gilt der Aufgabe, die evangelische Kirche Deutschlands, die nach ihrer Meinung an ihrer Substanz Schaden gelitten hat, in ihrem ursprünglichen Wesen wieder herzustellen. Darüber hinaus schon an eine Union zu denken, würde eine Verkennung der Zeit und der zeitbedingten Möglichkeiten bedeuten. „Der Geist weht, wann er will"; wer seinen Atem spürt, muß wirken, wie es ihm gegeben ist. Alles andere liegt bei Gott.

Mit Max Liebermann ist ein Stück lange abgeschlossener Geschichte der Malerei dahingegangen. Er war der wesentlichste Vertreter der berlinischen Abart des Impressionismus, der eigentlich schon überholt war, als er um die Jahrhundertwende einsetzte und inzwischen durch die Bewegungen des Expressionismus, Futurismus sowie des Surrealisme und der neuen Sachlichkeit lange zu den historisch gewordenen Dingen gelegt worden ist. Auch von der jüngeren Generation wandert ja immer noch eine Menge auf den von Liebermann eröffneten Wegen: man braucht nur einmal eine Ausstellung wie die Sezession oder die Auslese zu durchwandern, um zu sehen, wie vielen der Begründer der Berliner Sezession noch heute Führer zum Malen ist. Zeitgemäß im Sinn der geistigen Bewegung war diese seine Malerei freilich etwa um 1880 oder noch früher: schon um 1900, als sie ihren Höhepunkt erreichte, war sie bereits Malerei von gestern, Modernität der vorigen Generation. Pinder hat schon in seinem klugen Buch von dem Problem der Generationen auf das seltsame Nebeneinander von zeitgemäßen und im höheren Sinne nicht mehr zeitgemäßen Gestalten des Kunstwollens hingewiesen, darauf, daß Liebermanns Nachkriegsbilder ohne Datierung von späteren Kunsthistorikern weit vor die vor dem Krieg entstandenen Bilder der Expressionisten verlegt werden würden. Der spätere Präsident der Berliner Akademie hatte eine seltsame Stellung zwischen und neben den Zeiten: grade darum vermochte er aber wohl jene historisch bedeutsame Leistung zu vollbringen, die er vollbracht hat, indem er einen Hauptzweig der deutschen Malerei wieder in lebendige Verbindung mit den wesentlichen Vorgängen auf künstlerischem Gebiet brachte. Sein konservativer jüdischer Instinkt verband sich mit einem starken Sinn für das übernational Bedeutsame und gab ihm die Möglichkeit, einen Teil der westlichen Auflockerung und Verselbständigung des Malens für Berlin zum wenigsten fruchtbar zu machen. Er knüpfte da an, wo der junge Menzel aufgehört hatte — nahm von Holländern und Franzosen, was er brauchen konnte, und trieb so die stehengebliebene Malerei Berlins so weit vor, daß sie nachher die Auseinandersetzung mit dem Expressionismus fruchtbar vollziehen konnte. Er half die Stagnation der achtziger Jahre zerbrechen, der ein Mann wie Trübner fast erlag; dann schuf er, organisatorisch eigentlich schon gegen die Zeit, eine Grundlage für die jüngeren. Er arbeitete im Grunde schon damals als Akademiepräsident und gab sich so: die Sezession war seine Akademie. Von seinem Werk wird vielleicht weniger bleiben als von seiner Wirkung — wenn auch nicht so wenig, wie ein Teil seiner Nekrologiker in den bürgerlichen Blättern annehmen zu dürfen glaubte. Seine Grenzen waren gewiß enger, als sie viele seiner Lobredner um 1900 zogen; sie waren, das hat selbst der Expressionismus zugegeben, der ihm mit Recht sehr feindlich gegenüberstand, erheblich weiter, als es von der heutigen Situation der Malerei aus zuweilen scheinen mag.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Werner v. d. Schulenburg, Auressio. — Dr. Bernhard Poll, Potsdam. — Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt. — Dietrich Seckel, Berlin. — Professor Dr. Helmuth v. Glasenapp, Königsberg/Pr. — Professor Dr. Fritz Behrend, Berlin. — Professor Dr. Hans Joachim Moser, Berlin. — G. H. Neuendorff, Dresden. — Archivdirektor Prof. Dr. Paul Wentzcke, Düsseldorf. — Dr. Hans Pflug, Potsdam. — Dr. Friedrich Grave, Bremen.

DEUTSCHE RUNDSCHAU

61. JAHRGANG
OKTOBER 1934



HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL

UNTER MITWIRKUNG VON PAUL FECHTER UND EUGEN DIESEL

EINZELHEFT 1.50 RM PRO JAHR 15 RM

BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. LEIPZIG

INHALTSVERZEICHNIS

Titelbild: Lady Hamilton als Bacchantin. Gemälde von George Romney (Ausschnitt)



DEUTSCHE RUNDSCHAU

im Jahre 1874 gegründet, erscheint monatl. einmal am Monatsanfang
Einzelpreis 1.50 RM / Jahresabonnementspreis 15 RM
zuzüglich ortsübl. Zustellungsgebühr bzw. Postüberweisungsspesen
Zu beziehen durch jede Buchhandlung und jede Postanstalt

Alle Zusendungen werden ohne Nennung eines persönlichen Empfängers an die Schriftleitung, Berlin W 30, Mackensenstraße 11, erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto wird keine Gewähr übernommen. Anfragen ist Rückporto beizufügen

Verlag: Bibliographisches Institut AG., Leipzig C 1, Täubchenweg 17. Fernsprecher: Nr. 71246. Drahtanschr.: Lexikon Leipzig. Postscheckkonto: Leipzig 53823. Postsparkassenamt Wien 156086